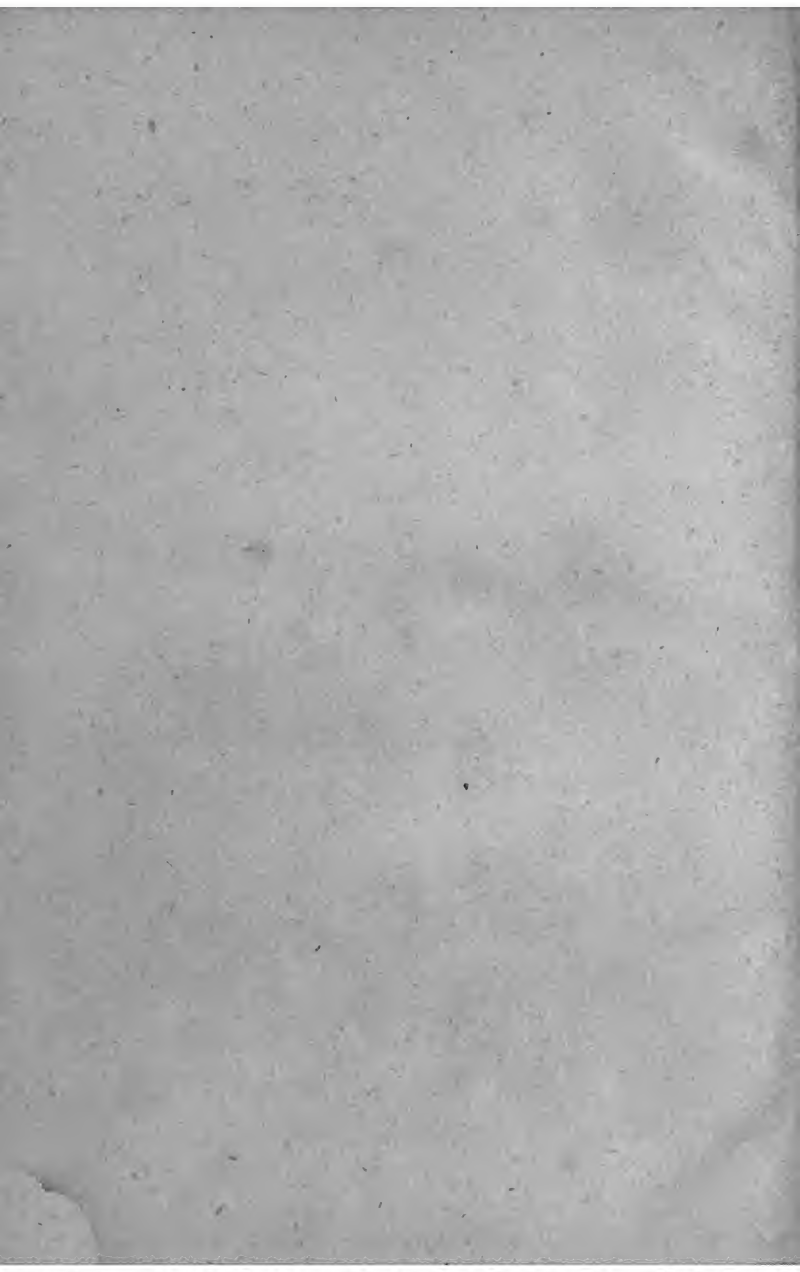
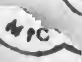






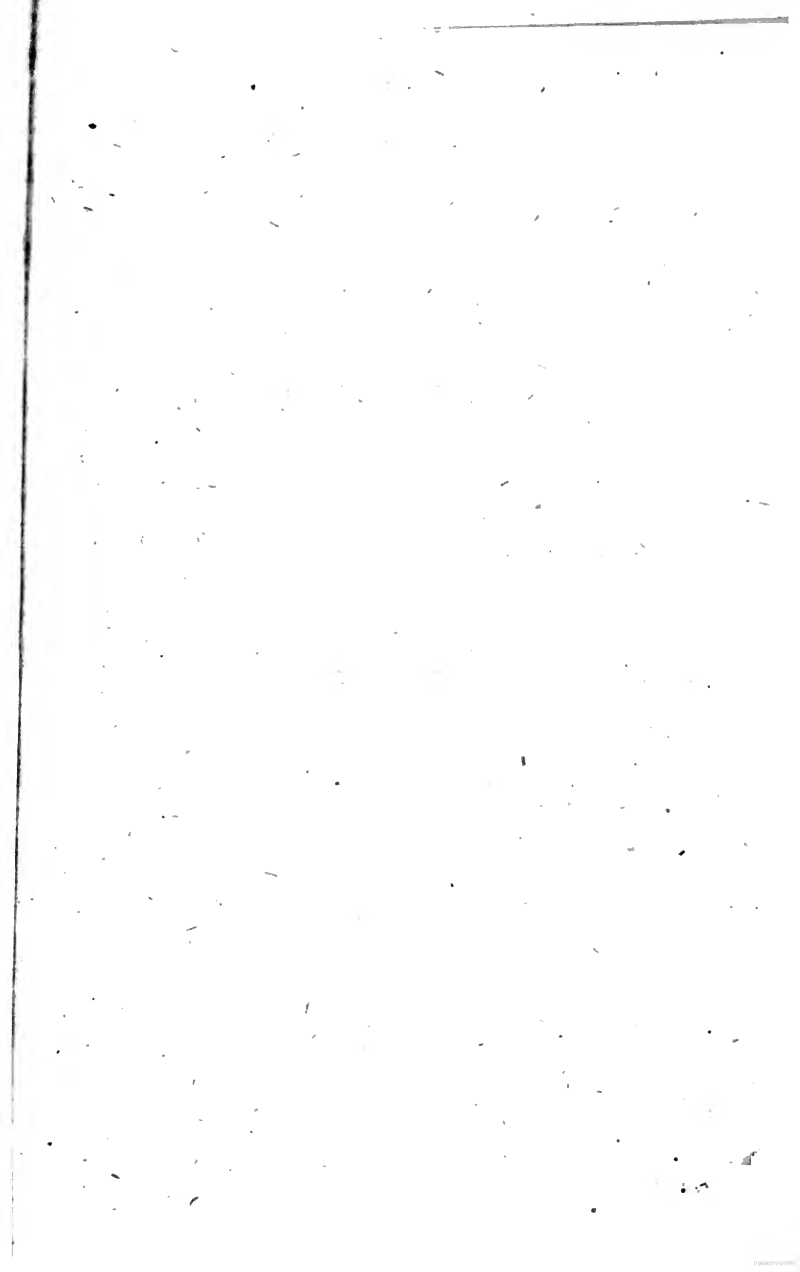




J. Poppel direx. Nº 9

DIE DOMKIRCHE VON SEVILLA.

Verlag von I.G.Calve in Prag. Druck von C.Mayer in Nürnbg.





DIE KATHEDRALE VON SEVILLA

Taschenbuch

zur Verbreitung

geographischer

Kenntnisse.

Eine Übersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde.

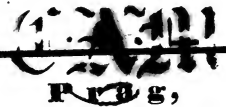
Herausgegeben
von

Johann Gottfried Sommer.

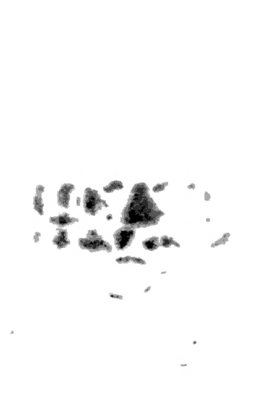
Für 1837.

(Funfzehnter Jahrgang.)

Mit 7 Stahltafeln.



Prag,
J. G. Calve'sche Buchhandlung.
1837.



Inhalt.

Seite.

Stahltafeln.

ALLGEMEINE UEBERSICHT

DER NEUESTEN REISEN UND GEOGRAPHISCHEN ENTDECKUNGEN.

(FORTSETZUNG UND ERGÄNZUNG ZUM VORIGEN JAHRGANGE.)

Capitän *Back* ist von seiner Landreise nach den *nordamerikanischen Küsten* des *Eismeeres* (s. die Jahrgänge 1835 und 1836 unsers Taschenbuches) am 8. Sept. 1835 glücklich wieder nach England zurückgekommen, und hat vor wenig Monaten dem Publikum bereits einen vollständigen Bericht über diese Reise erstattet.*) Die Ergebnisse die-

*) *Narrative of the Arctic Land Expedition to the Mouth of the Great Fish River and along the Shores of the Arctic Ocean*, in

ser Expedition haben ein neues Licht auf die Geographie des nordöstlichen Festlandes von Amerika geworfen. Sie lassen sich auf folgende Hauptpunkte zurückführen. Capitän *Back* hat gezeigt, dafs die Gränzen, welche man bisher dem *Grofsen Sklavensee* angewiesen hatte, beträchtlich weiter ausgedehnt werden müssen und dafs dieser See unter die gröfsten und schönsten Süfswasser-Sammlungen gehört, welche Nord-Amerika auszeichnen. Er hat ferner das Vorhandenseyn und die relative Lage einer Reihe anderer Seen bestimmt, die sich beiläufig in einer Linie von Südwest nach Nordost, vom Grofsen Sklavensee bis ans Meer erstrecken, und

---

the Years 1833, 1834 and 1835. London, 1836. 8. Mit 1 Karte und 14 Abbildungen in Stahl. — Es ist auch eine französische Uebersetzung davon in Paris bei Arthus Bertrand herausgekommen, unter dem Titel: *Voyage dans les Régions Arctiques etc. etc.* traduit par *M. P. Cazeaux*. 2 Vol. Mit 1 Karte. Wahrscheinlich wird auch eine teutsche Bearbeitung nicht lange auf sich warten lassen.

von welchen die der ersten 150 Meilen ihr Wasser nach Süden, die andern das ihrige nach Norden und Osten abfliefsen lassen. Capitän *Back* hat die Quelle und den Lauf eines grofsen und nicht selten reifsenden Flusses, des *Thluitscho* oder *Grofsen Fischflusses*, entdeckt und erforscht, welcher mehre jener Seen durchströmt, und dessen Namen man bisher nur aus Berichten der Indier kannte. Eben so hat er 90 Meilen südlich von dem Punkte, wo Capitän *Rofs* die Nordküste des amerikanischen Festlandes gefunden zu haben glaubte, ein offenes Meer angetroffen, welches wahrscheinlich mit der Prinz-Regentens-Einfahrt zusammenhangt. Freilich beschränken sich die Beobachtungen, welche er östlich und westlich von der Mündung des genannten Stromes zu machen Gelegenheit hatte, nur auf eine verhältnifsmäfsig kleine Strecke; indessen sind sie nicht ohne Interesse.

Die Leser kennen aus dem vorigen Jahrgange (S. 1. u. ff.) die Hauptmomente der Reise des Capitän *Back* bis

zu seinem Winteraufenthalte von 1833 bis 1834 im *Fort Reliance*, am Grofsen Sklaven-See. Am 20. April erhielt er die Nachricht von der glücklichen Ankunft des Capitän *Rofs* in England. Man kann sich die Freude denken, die er und seine Gefährten darüber empfanden. Aber sie brachte zugleich eine Aenderung in dem Plane der weitern Reise hervor. Capitän *Back* entschlofs sich jetzt nur mit einem einzigen Boote den Strom hinab ins Meer zu fahren. Die Leute, welche er zurück liefs, durften, mit Beihilfe der Indier, während des Sommers nicht verlegen seyn, sich Nahrungsmittel zu verschaffen; es liefs sich sogar erwarten, dafs sie hinlängliche Vorräthe davon für die später zurückkehrende Expedition und für den nächsten Winter würden machen können.

Am 7. Juni traten *Back* und sein Begleiter *King* die Fahrt an. Am 28. dess. M. wurde das Boot über den letzten kurzen Tragplatz geschafft, welcher die nach Süden fliefsenden Gewässer von den nach Norden gehenden schei-

det. Die Reisegesellschaft bestand, aufser den genannten beiden Herren, aus zwei Hochländern, zwei Matrosen von den Orkney-Inseln und drei englischen Artilleristen. Die Ladung des Boots war 3600 Pfund, ungerechnet das Schirmdach, die Segel etc. und das Gewicht der Mannschaft selbst. Das Wetter war den ganzen Juni hindurch sehr rauh; der (Fahrenheitsche) Thermometer oft unter dem Gefrierpunkte, der Himmel nebelig; auch fehlte es nicht an Schneestürmen, Regen und Hagelschauern. Dagegen hatte man schon zu Ende des Mai, vor der Abreise, eine erstickende Hitze gehabt; der Thermometer hatte in der Sonne 102° (31° R.) über Null gezeigt; ein gewaltiger Unterschied gegen den verflossenen Winter, wo das Quecksilber bis auf 70° unter den Fahrenheitschen Gefrierpunkt (— 45$\frac{1}{3}$° R.) gefallen war.

Man hatte bald Gelegenheit, sich von den Schwierigkeiten und Gefahren zu überzeugen, welche die Fortsetzung der Reise auf einem mit Stromschnellen

und Wasserstürzen angefüllten Flusse antreffen würde. „Indem wir eine solche Stromschnelle hinabfuhren“ — erzählt Capitän *Back* — „hielt ich den Athem zurück und erwartete jeden Augenblick, dafs das Boot an einem der vorspringenden Felsen zerschellen würde.“ An einer andern Stelle, wo der Flufs nicht blofs durch Steinblöcke, sondern auch durch eine Eismauer gehemmt war und das Wasser mit der Gewalt eines Bergstromes hinab stürzte, mufste das Boot ausgeladen werden. „Ich stand“ — sagt der Reisende — „auf einem hohen Felsen am Ufer und erwartete mit angsterfüllter Seele die Abfahrt des Bootes. Der geringste Unfall konnte die ganze Expedition vereiteln. Das Boot flog mit der Mannschaft pfeilschnell die Strömung hinab; in einem Augenblicke hatten der Schaum und die Felsen es eingehüllt. Ich glaubte ein Geschrei zu vernehmen und sah ängstlich nach der Gegend hin; aber zu meiner unaussprechlichen Freude vernahm ich, dafs das Geschrei ein Jubelruf gewesen war.

Die Mannschaft war weiter abwärts in voller Sicherheit am Ufer einer kleinen Bay gelandet.“

Am 16. Juli entdeckte man einen grofsen Flufs, so weit wie die Themse bei Westminster; er kam von Südwesten und vereinigte sich links mit dem Thluitscho, (den man jetzt *Backs-Flufs* [*Backs River*] zu nennen vorgeschlagen hat); es giebt aber schon einen Flufs dieses Namens, weiter westlich, welcher in die von *Franklin* auf seiner ersten Reise (1820) entdeckte *Bathursts-Einfahrt* mündet.*) Am 19. erreichte man den 66sten Breitenkreis und kam in einen grofsen See, nach allen Seiten mit tiefen Einbuchten umgeben, aber keine Spur von Strömung zeigend. Es war keine kleine Verlegenheit für die Reisenden, den Punkt zu finden, wo der Strom ihn wieder verlassen würde. Hiezu kam noch die unerwartete Erscheinung eines gewaltigen Eisfeldes, welches sich ohne Unterbrechung in unab-

*) S. den II. Jahrgang dieses Taschenbuchs, S. 272 und 273.

sehbare Ferne erstreckte. Indessen gelang es am 22., sich einen Weg durch diese Eismasse zu bahnen und aus dem See, welcher den Namen *Macdougal-See* erhielt, an seinem südöstlichen Ende glücklich hinaus zu kommen. Neue Stromschnellen und beträchtliche Strudel erhielten die folgenden 90 Meilen die Reisenden in beständiger Aufregung und Anstrengung, bis man an die letzte gefährliche Stelle kam, die zugleich die furchtbarste unter allen war, denen man bis dahin begegnet hatte. Hier entdeckte und überraschte man aber auch eine Horde *Eskimos*, welche ihrerseits nicht minder erstaunt waren, eine Gattung menschlicher Wesen zu sehen, die sich von allen, welche ihnen bis jetzt vorgekommen, so sehr unterschieden.

Capitän *Back* stieg allein ans Land und näherte sich, ohne irgend eine sichtbare Waffe, den Eskimos, indem er ihre Bewegungen nachahmte, die Hände aufhob und das Wort *Tima* (Friede) aussprach. Augenblicklich warfen sie ihre Lanzen auf die Erde, legten die

Hände auf die Brust und riefen gleichfalls *Tima.* Kupferne Knöpfe, Angelhaken und andere Kleinigkeiten gewannen bald ihr Vertrauen und ihre Dienstfertigkeit. Sie hatten einige Zelte von Thierfellen, auf Stangen gestützt, fünf Kähne, Messer, Spiefse und Pfeile. Ihre Anzahl war ungefähr 35. *Back* erinnerte sich einiger Worte ihrer Sprache und hatte überdiefs eine Wörtersammlung bei sich, so dafs er sich verständlich machen, und was für ihn das Wichtigste war, Erkundigungen einziehen konnte.

Er hatte auf einem Papier den Lauf des Flusses gezeichnet. Der erfahrenste unter den Eskimos nahm die Bleifeder und zeichnete dazu die Richtung der Küste, von der Mündung des Flusses an. Nachdem er sie ein wenig nach Norden verlängert hatte, lenkte er sie nach Süden um. Hierauf führte er den Capitän auf den höchsten benachbarten Felsen, breitete zuerst seine Arme gegen Süden aus und, indem er mit der Hand eine krumme Linie von Westen

nach Osten beschrieb, drehte er sich langsam um und wiederholte lebhaft: *Tarreoki*, *Tarreoki!* (das Meer, das Meer!) Endlich zeigte er nach Ostsüdost und gab zu verstehen, dafs man dort kein Meer, wohl aber in Ueberflufs Moschus-Ochsen antreffen würde. Es ergab sich weiterhin, dafs die Auskünfte dieses Eskimo richtig waren. Aufserdem leisteten seine Landsleute den Reisenden noch einen andern wesentlichen Dienst. Die Mannschaft benachrichtigte den Capitän, der Fall des Flusses sei hier so schrecklich, dafs man die gröfste Gefahr laufe, das Fahrzeug zu zerbrechen, und man sei aufser Stande, die Ladung eine so weite Strecke landwärts fortzuschaffen. Auf ein Zeichen, welches er den Eskimos gab, ihm hilfreiche Hand zu leisten, eilten sogleich alle herbei und in kurzer Zeit war das Boot glücklich über die Stromschnelle hinabgebracht.

Schon am folgenden Tage, den 29. Juli erreichte man die Mündung des *Thlui-tscho.* In der äufsersten Ferne gegen

Norden wurde ein majestätisches Vorgebirge sichtbar, welches allen Anzeigen nach die Meeresküste bildete, und den Namen der königlichen Prinzessinn und Thronerbinn *Victoria* erhielt. Diese Stelle der Mündung liegt unter 67° 11′ Breite und 94° 30′ westl. Länge (von Greenwich), also etwa 37 (engl.) Meilen südlicher als die Mündung des Kupferminen-Flusses und 19 Meilen südlicher als die des Backs-Flusses, am äufsersten Ende der Bathursts Einfahrt. Die Länge des Thluitscho bis hieher beträgt an 530 geogr. (engl.) Meilen (60 = 1°). *Back* wollte versuchen, ins Meer hinauszufahren und an der Küste zu landen, aber der Wellenschlag war so stark, dafs das Boot nicht widerstehen konnte. Man mufste also in eine Bay einlaufen, welche ihren Namen nach dem Vice-Admiral *Sir George Cockburn* erhielt, der zur Organisirung der Expedition kräftig beigetragen hatte. Von der Höhe eines benachbarten Felsen konnte man nach Westen hin grofse Strecken Eis wahrnehmen, welche dem

Anscheine nach die Küste einhüllten, die sich in dieser Richtung 12 bis 15 M. ausdehnte. Die weitere Erstreckung konnte wegen des vorspringenden Landes und des später eintretenden Nebels und Regenwetters nicht erforscht werden.

Back wartete vergebens bis zum 16. Aug. auf günstigere Witterung, um seine Entdeckungen erweitern zu können. Unterdessen war die Jahreszeit schon so weit vorgerückt, dafs er befürchten mufste, bei längerem Verweilen in dieser unwirthbaren Gegend vom Winter überrascht zu werden. Es war also Zeit, an die Rückreise nach *Fort Reliance* zu denken. Während dieser Zeit wurde eine Beobachtung gemacht, die dem Anscheine nach unbedeutend, doch im Stande war, die Reisenden für einige Zeit von ihren trübseligen Gedanken abzulenken und auf wichtige Schlüsse zu führen. Am 10. Aug., wo man unter 68° 10′ Br. am westlichen Ufer der Mündung das Boot ans Land gezogen und ein Lager aufgeschlagen hatte, fiel

ein solcher Nebel, dafs man nicht über 300 Fufs weit sehen konnte. Dennoch machten sich drei Matrosen auf den Weg, um Brennholz aufzusuchen, woran gänzlicher Mangel war, so dafs man schon seit acht Tagen nichts Warmes hatte geniefsen können. Gegen 8 Uhr Abends kamen die Leute, unter heftigem Regen und Nordwestwinde zurück, und riefen schon von weitem, dafs sie „ein Stück Nordpool" mitbrächten. Es war *ein Stück Treibholz*, 9 *Fufs lang und* 9 *Zoll ins Gevierte*, eben so Stämme von geringerer Gröfse und ein Stück von einem Eskimo-Kahne. Als das grofse Stück zersägt wurde, bemerkte *Back* mit Erstaunen, dafs das Innere nur wenig von Wasser durchtränkt war, ein Beweis, dafs es der Wirkung desselben keine beträchtlich lange Zeit ausgesetzt gewesen seyn konnte. *Back* schlofs aus der Beschaffenheit des Baumes, welcher eine Fichtengattung war, dafs er ursprünglich einem Walde im obern Theile des Landes, welches der *Mackenzie* durchströmt, angehört haben

müsse. *Back* erinnerte sich nämlich noch genau des Treibholzes, welches er auf seiner frühern Reise, als Begleider *Franklins*, (1825 und 1826) westlich von jenem Strome gesehen hatte und mit welchem das vorliegende Stück ganz übereinstimmte. Obgleich man an sich selbst schon alle Ursache hatte, sich über solches unverhoffte Geschenk zu freuen, da man mittelst desselben sich wieder warme Speisen und Getränke bereiten konnte: so gaben doch andere Betrachtungen dem Stück Holz eine weit gröfsere Wichtigkeit. Man konnte es als einen unwiderleglichen Beweis von dem Vorhandenseyn einer *Meeresströmung* betrachten, die von Westen längs der Küste herkam, und zugleich überzeugte es die Reisenden, dafs sie sich hier wirklich an den äufsersten Gränzen des Festlandes befanden; denn schon bei den frühern beiden Expeditionen *Franklins* war die Abwesenheit von Treibholz stets als ein sicheres Zeichen betrachtet worden, dafs man sich entfernt vom Festlande,

entweder zwischen Inseln oder in einer Meerenge, wie z. B. der Bathurst-Kanal, befunden hatte.

Am folgenden Tage wurde noch mehr Treibholz, so wie der gröfsere Theil vom Rückgrat und den Rippen eines Walfisches an der Küste aufgefunden. Es liefs sich nicht länger zweifeln, dafs alles diefs durch eine westliche Strömung herbeigeführt worden sei. Capitän *Back* empfand die lebhafteste Sehnsucht nach jener Seite hin weiter vorzudringen, aber das Eis vereitelte jeden Versuch. Das Einzige, was sich thun liefs, war einige Mann zu Lande abzuschicken, welche die Küste nach Westen hin verfolgen sollten. Aber sie kamen unter den gröfsten Mühseligkeiten und Beschwerden, da sie bei jedem Schritte tief im Schnee und Schlamm einsanken, nicht weiter als 15 Meilen. Der Boden war flach und kahl und nur an einer Stelle erhob sich ein kleiner Hügel von 70 bis 80 Fufs, der den Namen *Mount Barrow* erhielt. Vom Gipfel desselben erblickte man eine 15

Meilen breite Oeffnung, die sich von Südwest nach Nordost ausdehnte und in Westen durch niedriges aufgeschwemmtes Land begränzt wurde, am Fuſse einer Kette blauer Berge, welche von Süden her kam und sich in weiter Entfernung mit einem steilen Vorgebirge endigte. Zur Rechten und parallel mit dieser Bergkette sah man anderes hohes Land, welches die östliche Küste bildete und dessen nordwestlicher Winkel dem Lagerplatze gerade gegenüber lag. Aber die Höhe dieses letzteren Bergrückens nahm gegen Norden zu stufenweise ab, und, mit Ausnahme einzelner Felsenmassen, war die Gegend jenseits derselben so niedrig, daſs man mit dem Fernrohre deutlich einen weiſsen Nebel wahrnehmen konnte, der über einer glänzenden Eislinie am äuſsersten nördlichen Ende hing. Back nannte die äuſserste Spitze zur Linken oder im Westen, *Cap Richardson*, seinem Freunde und ehemaligen Reisegefährten zu Ehren, die südliche Spitze aber, bei Mount Barrow, benannte er

nach dem Admiral Sir Thomas Hardy.*) Die Lage von Cap Richardson wurde 69° 34′ Br. und 96° 7′ westl. L. bestimmt.

Ehe sich Capitän *Back* am 16. Aug. zur Rückreise entschlofs, wollte er noch einen Versuch machen, seine Gesellschaft zu theilen. Vier Mann sollten zur Bewachung des Bootes und des Gepäckes zurückbleiben, während er selbst mit den Uebrigen zu Lande bis *Cap Turnagain* (dem östlichsten Punkte der Küste, welchen *Franklin* auf seiner ersten Reise (1820) erreicht hatte) vordringen wollte. Aber es wäre unmöglich gewesen, irgend eine Last auf dem weichen, überdiefs von allem Brennstoff entblöfsten Boden fortzubringen. Viele Tage hätte man gebraucht, um nur einige Meilen vorwärts zu kommen, und wäre jemand krank geworden, so hätte man ihn unvermeidlich seinem Schicksale überlassen müssen. Es blieb also bei dem Entschlusse zur Rückreise.

*) Auf *Back's* Karte selbst ist aber dieser Name nicht eingetragen.

Capitän *Back* versammelte seine Gefährten und die ganze Mannschaft um sich, setzte ihnen aus einander, dafs der, von der königlichen Regierung ihm bestimmte Zeitpunkt zur Rückkehr eingetreten sei, dafs er beschlossen habe, diesem neu entdeckten Theile des amerikanischen Festlandes den Namen „*Land König Wilhelms IV.*“ *(William the Fourth's Land)* beizulegen und dafs man die brittische Flagge entfalten und sie zu Ehren seiner Majestät mit einem dreimaligen Jubelrufe *(Cheer)* begrüfsen wolle. Dieser Vorschlag wurde mit allgemeiner Freude aufgenommen und die Mannschaft erhielt nach vollbrachter Feierlichkeit eine kleine Erfrischung, so viel der beschränkte Vorrath an geistigen Getränken davon auszutheilen erlaubte. Die Stelle, wo die Feierlichkeit Statt fand, lag unter 68° 13′ 37″ Br. und 94° 58′ 1″ westliche L. — Aufserdem erhielt die erwähnte Bergkette westlich vom Flufs, bis zur Richardsons - Spitze, den Namen *Königinn Adelheids - Kette (Queen Adelaide's-*

Range) und die östliche wurde *Herzoginn v. Kents-Kette (Duchess of Kents-Range)* genannt.

Die Rückreise nach *Fort Reliance*, deren Einzelheiten wir übergehen, dauerte bis zum 27. Sept. Am 21. März 1835 trat Capitän *Back*, nachdem er Herrn *King* bei der übrigen Mannschaft zurückgelassen, seinen Rückweg nach *England* an, wo er am 8. Sept. dess. J. wohlbehalten zu *Liverpool* ankam. Er hatte auf dem Festlande Amerikas von Montréal am St. Lorenzo bis zum Polarmeere und zurück 7500 geogr. M. durchwandert, von welcher Zahl 1200 M. auf die von ihm gemachten neuen Entdeckungen kommen.

Es scheint keinem Zweifel mehr unterworfen, dafs das offene Meer, welches Capitän *Back* über das rechte Mündungs-Ufer des *Thluitscho* hinaus, nach Nordosten hin erblickte, mit dem *Prinz-Regentens-Kanal* zusammenhangt und dafs das durch *Rofs's* letzte Reise bekannt gewordene Land *Boothia* nicht, wie Rofs glaubte, eine *Halbinsel*, son-

dern eine *Insel* ist. Der stärkste Beweis dafür ist die von Back beobachtete östliche Strömung. *Sir John Barrow*, Präsident der Londoner Geographischen Gesellschaft, machte in der Sitzung vom 11. Jänner 1835, in welcher dem Capitän Back die gewöhnliche königliche Prämie für das Jahr 1835 feierlich überreicht wurde, vorzüglich auf jenen Umstand aufmerksam. Er zeigte, dafs sich jetzt nicht länger an dem Vorhandensein einer *nordwestlichen Durchfahrt* zweifeln lasse. „*Cook*, *Kotzebue* und andere Seefahrer" — sagte er in seiner Rede — „haben in der Berings-Strafse eine starke nach Norden gehende Strömung gefunden. *Franklin* und *Richardson* hatten sie an der Nordküste des Festlandes nach Osten gerichtet angetroffen; *Parry* fand sie auf seiner Reise nach der Melville-Insel, wo sie in der Fury- und Hekla-Strafse 4 M. in der Stunde machte, und zuletzt stiefs Capitän *Back* zwischen dieser Gegend und Point Turnagain ebenfalls auf eine östlich gerichtete Strömung. Diefs Al-

les überzeugt mich aufs vollständigste von der Existenz einer Durchfahrt." Er drückte noch die Hoffnung aus, die brittische Regierung werde, nachdem bereits so viel für die Lösung dieser wichtigen Aufgabe gethan worden, nicht zugeben, dafs eine *fremde* Nation die Früchte dieser Anstrengungen einärnte. *)

Capitän *Back* erklärte sich bereitwillig, einer *neuen Expedition* dieser Art abermals seine Kräfte zu weihen, und auf die Verwendung *Barrows* ist auch wirklich im Verlauf des Sommers 1836 von der brittischen Admiralität der Vorschlag ins Werk gerichtet worden. Capitän Back ging am 28. Juni, als Befehlshaber des königlichen Schiffes *Terror*, mit 60 Mann, nach dem *Wagers River*, südwestlich von *Sir Thomas Rofs's Welcome*, an der Westküste der Hudsons-Bay, unter Segel. Die unter ihm dienenden Offiziere sind: Lieutenant *Smyth* (derselbe, welcher 1835 eine Reise von Peru nach der Ostküste Ame-

*) *Lit. Gazette*, 1836, Jänner, Nr. 991. S. 41 und 42.

rikas, den Amazonen-Strom hinab, gemacht hat; s. w. u.), die Lieutenants *Owen Stanley* und *Macmurdo*, nebst dem Wundarzte *Donovan*. Man erwartete seine Rückreise entweder im November des J. 1836 oder in demselben Monate 1837. — Das *Nautical Magazine* enthält über diese neue Expedition umständlichere Nachweisungen. „Als Gegenstand derselben“ — heifst es — „kann die endliche Bestimmung des nordöstlichen Endes vom amerikanischen Festlande betrachtet werden. Bis zur Rückkunft des Capitän *Back* nach England, von seiner Landreise zur Aufsuchung des *Sir John Rofs*, mufsten wir die westliche Begränzung der Prinz-Regentens-Einfahrt für dieses nordöstliche Ende halten. Aber seit Backs Rückkehr ist das „offene Meer“ einige hundert Meilen weiter nach Süden und Westen gerückt und wir wissen nun auch, dafs daselbst eine Strömung von Westen her kommt. . . . . . Der Zweck dieser neuesten Reise des Capitän *Back* ist, die Küste jenes „offenen Meeres,“

von der Mündung des Backs - River *(Thluitscho)*, einerseits östlich bis zur *Halbinsel Melville*, andererseits westlich bis zum *Cap Turnagain*, genau zu erforschen. Dürften wir eine Vermuthung aussprechen, so würden wir sagen, dafs das von *Parry* so benannte Land *North Somerset* wahrscheinlich nur eine Reihe oder Gruppe von Inseln ist.... Capitän *Back* dürfte seinen Lauf zuvörderst nach Cap Farewell richten, dann durch die Hudsons-Strafse, wie er es am angemessensten findet, entweder in *Wagers River* oder in die *Repulse-Bay* einlaufen, und nachdem er hier für die Sicherheit des Schiffes gesorgt, queer über die *Landenge* gehen, welche jene Einbuchten vom südlichen Theile der *Prinz-Regentens-Einfahrt* trennt. Zwei leichte Boote wird man über die Landenge mitnehmen. Eines derselben wird zur Erforschung der Küste nach Nordosten, bis zur *Fury- und Hekla-Strafse*, gehen, das andere seinen Weg westlich nach der Mündung des *Backs River* nehmen. Auf diese Weise wer-

den wir sowohl die südliche Küste des *Booth - Golfs* als auch die Breite der Landenge kennen lernen, welche die Halbinsel Melville von dem Atlantischen Seegebiete trennt. In der unmittelbaren Nachbarschaft dieser Forschungsreisen liegt der magnetische Pol. Die Beobachtungen über den Magnetismus werden demnach die Wichtigkeit dieser Reise noch erhöhen. Ueber die zur Vollendung des Ganzen erforderliche Zeit läſst sich wohl nichts Sicheres sagen, da die zu machenden Entdeckungen wahrscheinlich den Anführer der Expedition bestimmen werden, in *Wagers River* zu überwintern, in welchem Falle wir seiner Rückkunft nicht eher als zu Ende des künftigen Sommers entgegen sehen dürfen. . . . .“ *)

Ueber das Schicksal des französischen See - Lieutenants *Julius* von *Blosseville* und seines Schiffes *Lilloise* (s. d. vor. Jahrgang S. X. und ff.) herrscht noch immer die gröſste Ungewiſsheit. Capitän *Tréhouart*, welcher mit der Cor-

*) *Ebendas.* Juli, Nr. 1016., S. 444.

vette *Recherche* im Frühling 1835 zu seiner Aufsuchung abgeschickt worden (s. ebendas. S. XIII.), hat im Verlaufe desselben Jahres sowohl in Island, als bei Grönland möglichst sorgfältig nachgeforscht, aber nicht die mindeste sichere Auskunft erhalten, so dafs er am 13. Sept. unverrichteter Sache wieder im Hafen von Cherbourg angelangt ist. Die Nachricht, dafs ein Geistlicher auf Island im J. 1834 von einem holländischen Capitän gehört habe, es sei diesem im Busen von *Bredebught* ein versunkenes französisches Kriegsschiff zu Gesicht gekommen, erwies sich als ganz ungegründet. *Tréhouart* begab sich selbst nach der Lusbay, wo sieben niederländische Walfischfänger, sämmtlich aus dem kleinen Hafenorte Vlardingen an der Maas, versammelt waren, erfuhr aber nichts, was auf eine Spur hätte leiten können. Sie versicherten ihn, dafs, wenn einer von ihren Kameraden etwas von der Art, wie das angebliche Versinken eines französischen Schiffes, gesehen habe, er gewifs nicht unterlassen

haben würde, sowohl sie selbst als auch seine Regierung davon in Kenntnifs zu setzen. *Tréhouart* erkundigte sich eben so vergebens bei den Küstenbewohnern. Auch untersuchte er genau grofse Massen von Treibholz, welche das Meer jährlich an die Küste wirft, fand aber nichts darunter, was Bestandtheil eines Schiffs hätte gewesen seyn können. Er begab sich nun mit Anfang des Juli nach der Ostküste von *Grönland*, um dort vorgeschriebenermafsen ebenfalls Nachforschungen anzustellen. Allein die Menge des Eises war so grofs und die Witterung stets so nebelig, dafs er sich vergebens anstrengte, dem Lande näher als 16 Lieues zu kommen. *Tréhouart* versuchte nun, nach der Westküste zu steuern, um in den dänischen Niederlassungen vielleicht einige Nachrichten zu erhalten; aber auch hier fand er die Küste dergestalt mit Eis besetzt, dafs er von seinem Vorhaben ganz ablassen mufste.

Während *Tréhouart* seine Forschungen zur See anstellte, durchwanderte der dieser Expedition zugetheilte Arzt

und Naturforscher *Gaiward* das Innere von Island, wo er ebenfalls Gelegenheit hatte, sich zu überzeugen, dafs die *Lilloise* wenigstens nicht an den Küsten von *Island* zu Grunde gegangen seyn könne. Aufserdem brachten er und sein Begleiter *Robert* folgende wissenschaftliche Sammlungen als Früchte dieser Reise mit nach Frankreich zurück: 40 Kisten und Fässer mit verschiednen Säugethieren, Vögeln, Mollusken, Insekten und Zoophyten, in Weingeist aufbewahrt; 5 bis 600 Pflanzen; etwa 3000 Stück Mineralien; 191 Blätter Zeichnungen von Thieren, Pflanzen, Landschaften, Werkzeugen etc.; 11 lebendige Thiere, als Pferde, Hunde, Schafe, Füchse, Adler und Falken; eine grofse Zahl isländischer Bücher für die königliche Bibliothek; Kleider, Werkzeuge, Putzsachen und andere bemerkenswerthe Gegenstände für das Marine-Museum. *)

Trotz dieser fehlgeschlagnen Expe-

---

*) *Nouv. Ann. des Voyages* etc., 1835, Sept. S. 378 u. ff.

dition der Recherche hat man noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, dafs die Besatzung der *Lilloise*, wenn auch das Schiff selbst zu Grunde gegangen, gerettet worden seyn und vielleicht an der Küste von *Grönland* irgendwo einen Zufluchtsort gefunden haben könne. Es hatte sich sogar am Anfange des Jahrs 1836 das Gerücht einer neu auszurüstenden Expedition verbreitet. Das *Mémorial Dieppois* äufserte sich im Januar 1836 über diesen Gegenstand in folgender Weise.

„Es ist nunmehr wohl so gut als bewiesen, dafs die *Lilloise* nicht an den Küsten von *Island* verloren gegangen seyn kann. . . . . Dagegen ist es sehr wahrscheinlich, dafs Herr v. *Blosseville* und seine Gefährten an der Küste von *Grönland* so eingeschlossen worden, dafs ihnen die Rückkehr ins Vaterland unmöglich wurde. Dorthin also, wohin der unglückliche Befehlshaber der Lilloise in seinen letzten Briefen selbst den Weg gezeigt hat“ (s. d. vor. Jahrgang, S. XIII.), „müssen von nun alle

Forschungen gerichtet seyn. Nicht alles Mögliche versuchen wollen, um unsere unerschrockenen und unglücklichen Seefahrer wieder zu finden, hieſse die Gebote der Menschlichkeit verletzen und gegen Alles verstoſsen, was einer Nation, die sich hoher Cultur rühmt, zur Pflicht gemacht ist. Als wir voriges Jahr uns über die Unzulänglichkeit der angekündigten Expedition (der Recherche) aussprachen, daſs das dazu bestimmte Fahrzeug nicht alle Erfordernisse habe, und daſs überdieſs ein einziges Fahrzeug nur auf schwachen Erfolg rechnen könne, waren wir der Meinung, daſs eine Expedition, aus zwei Fahrzeugen von mittlerer Gröſse, aber fähig, dem Eise Widerstand zu leisten, bestehend, weit mehr vorzuziehen seyn würde; auch jetzt noch scheint uns diese Ansicht von Gewicht. Die Deputirten-Kammer hat zwar, auf Herrn *Arago's* Antrag, vielleicht den besten Weg zu Nachforschungen eröffnet, indem sie für jedes Fahrzeug, welches die Besatzung der Lilloise, oder doch einen Theil der-

selben zurück bringen, oder wenigstens über das Schicksal der Expedition Auskunft verschaffen würde, verhältnifsmäfsig mehr oder weniger ansehnliche Belohnungen (bis zu 100,000 Franks) festsetzte. Unglücklicherweise hat dieser Beschlufs der Kammer, welchem ganz Europa Beifall zurief, den Walfischfängern, die sich 1835 nach dem Norden begaben, nicht zeitig genug bekannt werden können. Indessen wird man ihm wenigstens vor dem Anfange des nächsten Sommers die möglichst gröfste Oeffentlichkeit geben. Wir für unsere Person setzen fast alle Hoffnung auf die *englischen* Walfischfänger, und zwar aus dem Grunde, weil ihre Zahl sehr grofs ist, und sie fast allein die nördlichen Meere ausbeuten. Es giebt nicht wenig Leute, welche vermuthen, dafs Herr v. *Blosseville* und seine Gefährten, angenommen, dafs sie den Untergang des Schiffes überlebt haben, noch auf der eisigen Küste, wohin sie sich geflüchtet, zu finden seyn werden. Es scheint zwar allen menschlichen Kräfte

zu übersteigen, dafs Schiffbrüchige unter jenem furchtbaren Himmelsstriche, wo mit dem Verschwinden der Sonne alles Leben erlischt, zwei Winter hindurch sollten ausdauern können; indessen beweist die Geschichte der Seefahrt das Gegentheil. Jedermann kennt z. B. in diesem Augenblicke die wunderbaren Schicksale des Capitän *Rofs*..... Wir wollen uns aber nicht auf die Anführung dieses Beispiels allein beschränken, sondern wir wissen auch mit Bestimmtheit, dafs dieser nämliche Seefahrer, der doch gewifs über dergleichen Gegenstände am besten urtheilen kann, der Meinung ist, dafs Herr v. *Blosseville* noch am Leben sei. Er beruft sich zur Begründung dieser Meinung auf die Hilfsquellen, welche *Grönland* in den von *Graah* *) und *Scoresby* **) besuchten Gegenden darbietet. Nun ist es aber nicht unwahrscheinlich, dafs es ein zwischen diesen Gegenden liegender Punkt

---

*) S. den X. Jahrg. dieses Taschenbuchs, S. LXXII. u. ff.

**) S. den II. Jahrg., S. XVI.

ist, auf welchem die *Lilloise* zurückgehalten worden seyn mag. Die Vögel sind daselbst zahlreich und verweilen lange; der Fischfang ist leicht; auch an Rennthieren *) ist kein Mangel und man kennt den Nutzen, welchen der Mensch von diesen ganz eigentlich von der Vorsehung für die kalten und unwirthbaren Nordpol-Gegenden geschaffenen Thieren ziehen kann. . . . .“ **)

Auf die Einladung des französischen Seeministers hat Capitän *Roſs* einen Aufsatz eingeschickt, worin er die Maafsregeln angiebt, welche ihm bei der Absendung einer neuen Expedition zur Aufsuchung der *Lilloise* am geeignetsten scheinen. Er bezeichnet nicht bloſs die Richtung, welche man zwischen den von *Graah* und *Scoresby* besuchten Gegenden einzuschlagen hat, sondern erklärt sich auch über alle nöthigen Vorsichtsmafsregeln, die Instrumente, Seeleute,

*) Eigentlich nur eine kleine, den Rennthieren ähnliche Hirschgattung.

**) *Nouv. Ann. d. V.*, 1836, Jänner, S. 113 u. ff.

Dolmetscher etc. Er rechnet mit Bestimmtheit auf einen glüklichen Erfolg, glaubt aber, dafs nach den letzten Berichten der (1835) aus den Polarmeeren zurückgekommenen Walfischfänger, im Jahr 1836 eine solche Expedition noch nicht ins Werk gerichtet werden könne. Vielfache Erfahrungen haben nämlich gelehrt, dafs in jenen Gegenden auf einen strengen Winter gewöhnlich ein weit milderer folgt. Er hält daher das Jahr 1837 für dasjenige, in welchem die Unternehmung am besten gelingen dürfte, stellt indessen nicht in Abrede, dafs auch frühere Versuche von Nutzen seyn könnten. *)

---

*) Die *Recherche* ist im Frühling 1836 neuerdings, und zwar wieder unter dem Befehle *Tréhouarts*, zur Aufsuchung der Lilloise nach dem Polarmeere abgeschickt worden und am 21. Mai von Cherbourg unter Segel gegangen. Aufser dem Arzte *Gaimard* begleiten noch andere Gelehrten die Expedition, namentlich *Marmier*, zum Behuf literarischer Forschungen in Island. Der Seeminister schickt den Bibliotheken in Island und dem Bischof, dem Gouverneur etc. kostbare Geschenke. Auf der

Oeffentliche Blätter haben über eine neue Seefahrt berichtet, welche der Capitän *James Rofs* (der Neffe des *Sir John Rofs*) nach dem Baffinsmeere, zur Aufsuchung von 11 vermifsten *Walfischfängern*, welche im Herbst 1835 nicht zurückgekommen, im Frühling 1836 angetreten hat. Die bekannte erste Reise des Sir John Rofs, im J. 1818 zur Auffindung einer nordwestlichen Durchfahrt, hatte zwar den Hauptzweck nicht erreicht, aber doch für England einen andern, vielleicht noch gröfsern Nutzen gehabt. Es war nämlich an der Westküste des Baffins-Meeres ein ganz neues Feld für den *Walfischfang* eröffnet worden. Capitän *Rofs* gab den Walfischfängern, welche sich in diese Gegend wagen würden, den Rath, nicht, wie sie bis daher pflegten, schon im Monat August zurückzukehren, sondern den October abzuwarten und auf dem

Rückreise soll die *Recherche* auch die *Faröer* und die *Shetlands-Inseln* besuchen. (*Nouveau Magasin des Voyages,*) 3tes Heft, S. 144.

von ihm bezeichneten Wege vorzudringen. Die Ausbeute dieser neu eröffneten Fischerei hat bis jetzt mehr als 2 Mill. Pfund Sterling betragen. Capitän *Roſs* verhehlte ihnen jedoch keineswegs die Gefahren, welchen sie sich bei einem so verlängerten Aufenthalte aussetzen dürften, und empfahl ihnen, so viel Lebensmittel mitzunehmen, daſs sie im ungünstigsten Falle überwintern könnten. Anfangs befolgte man diese Rathschläge gewissenhaft, aber späterhin vernachlässigte man sie, da mit Ausnahme von zwei oder drei Fahrzeugen, kein anderes jemals vom Eise eingeschlossen worden war. Die Unglücksfälle, welche Capitän *Roſs* vorausgesehen hatte, traten endlich ein. Im Spätherbst 1836 wurden *eilf* Schiffer mit ihrer Mannschaft, die zusammen 599 Personen betrug, durch die plötzlich eingetretene ungewöhnlich strenge Kälte zurückgehalten. Die Theilnahme an ihrem Schicksale war in Groſs-Britannien allgemein. Mehre Offiziere der königlichen Marine boten freiwillig ihre Dien-

ste an; die des Capitän *James Clark Roſs* (Neffe des *Sir John*) wurden angenommen. Ein Schiff, *the Cove* (die Zuflucht), ursprünglich ein Walfischfänger, wurde von der Regierung eiligst ausgerüstet und ging schon am 15. Jänner von *Hull* unter Segel. Als Steuermann diente unter Capitän *Roſs* der muthige *Humphrey*, Commandant der *Isabelle*, welche 1833 den Capitän Sir John Rofs und seine Gefährten gerettet hatte. Bald nach der Abreise dieser Expedition kamen zwar nach und nach 8 von den vermifsten Walfischfängern zurück, aber drei waren noch, wie man erfuhr, in der *Home-Bay*, an der Westküste der Davis-Strafse, eingeschlossen.... Die Auskünfte, welche die zurückgekommenen Seeleute gegeben haben, so wie andere Berichte aus Lappland und dem russischen Nord-Amerika, stimmen darin überein, dafs der Winter von 1835 auf 1836 einer der strengsten gewesen sei. Es läfst sich also von 1836 auf 1837 ein milderer für jene Polargenden erwarten und neue Ver-

suche zur Auffindung der Lilloise im Jahr 1837 dürften nicht ohne glücklichen Erfolg bleiben. *)

Nach neuern Berichten waren bis zum März auch von den letzten drei Schiffen, zwei zurückgekommen und das dritte hatte Capitän *Roſs* in einem sehr elenden Zustande angetroffen, so daſs nur noch einige Personen darauf am Leben waren. Auch auf den frühern Schiffen befand sich die wenige Mannschaft im erbarmungswürdigsten Zustande. **)

John Irving, ein Verwandter des berühmten *Washington Irving*, hat im Jahr 1835 Nachrichten über verschiedene Indier-Stämme im westlichen Theile des Gebiets der *Vereinigten-Staaten*, namentlich über die *Panis (Pawnees)* bekannt gemacht. ***) Im Sommer 1833

*) *Ebendas.*, Febr., S. 248 u. ff.

**) *Lit. Gazette*, 1836. Nr. 1001 und 1003.

***) *Indian Sketches*, taken during an Expedition to the *Pawnees* and other *Tribes* of *American Indians*, etc. London, 1835. 2 Vol.

begab er sich mit mehren andern Commissären der Unions-Regierung, die schon im Jahre 1833 das Land zwischen dem Arkanchas und dem Grofsen Caradian bereist hatten, von Washington nach dem *Fort Leavenworth* am *Missuri*, etwa 40 engl. Meilen jenseits der Gränzen des Staats Missuri gelegen, um daselbst verschiedene Einrichtungen zu treffen und darauf die Stämme zu besuchen, welche in jenen Gegenden herumschweifen. Die Regierung der Vereinigten Staaten bemüht sich nämlich schon seit langer Zeit sehr eifrig, die Wohlthaten der Civilisation unter den, den Niederlassungen der Weifsen benachbarten Eingebornen zu verbreiten. Zur Erreichung dieses Zwecks sucht sie die im Innern der westlichen Staaten zerstreuten indischen Familien durch Güte oder Gewalt dahin zu bringen, dafs sie sich in bisher unangebauten aber fruchtbaren Gegenden niederlassen, die selbst von den Wohnungen der der Jagd ergebnen s. g. Hinterwalds-Leute *(Backwoodsmen)* noch be-

trächtlich weit entfernt sind. Einige von solchen übersiedelten Stämmen haben nach ihrer Ankunft an den ihnen bezeichneten Orten von Seiten der ursprünglichen Eingebornen daselbst den heftigsten Widerstand gefunden. Diese räumten nämlich der amerikanischen Regierung keineswegs das Recht ein, auf irgend eine Weise über Länder zu verfügen, die sie niemals besessen hatte. Um diesen Zwisten, durch welche die neuen Einwanderer in die schlimmste Lage geriethen, ein Ende zu machen, entschloſs sich die Regierung, die streitigen Ländereien förmlich zu kaufen, und dadurch ist der Friede wieder hergestellt worden.

Die *Delawares* und die *Panis* insbesondere hatten sich um eine Landstrecke von mehren Hundert Geviertmeilen gestritten, welche sich zwischen den Flüssen *Platte* und *Kanzas* ausbreitet. Die *Panis* allein hatten hier seit langer Zeit ausschlieſslich gejagt und ermordeten alle Fremden, die in dieses Gebiet einzudringen wagten. Dadurch,

dafs die Regierung den *Delawares* das Land eingeräumt hatte, war zwischen beiden Nationen ein blutiger und hartnäckiger Krieg entstanden, in welchen die Weifsen selbst verwickelt worden waren. Die von der Regierung zur Beaufsichtigung der einwandernden Stämme ernannte Commissäre erhielten den Auftrag, sich auf das in Streit begriffene Gebiet zu begeben, es den *Panis* abzukaufen, und die Letzteren dahin zu vermögen, sich nordwärts über den Platte zurückzuziehen und mit ihren neuen Nachbarn einen Friedensvertrag abzuschliefsen. Die Vollziehung dieses Auftrags der Regierungs-Commissäre ist der Gegenstand von *Irvings* erwähnter Schrift.

Schon auf der Reise nach der Gränze hatten sie Gelegenheit zu bemerken, dafs diejenigen Indier, welche bereits seit längerer Zeit in Verkehr mit den Weifsen getreten sind, alle Laster der Letzteren angenommen haben, ohne dafs diese durch irgend eine gute Eigenschaft aufgewogen wurden. Von Jahr zu Jahr

artet dieses Geschlecht immer mehr aus und vermindert sich in einem Grade, dafs bald nur noch einige Familien übrig seyn, und als Fremdlinge auf dem Boden leben werden, den einst ihre Väter inne gehabt haben. So betrübend indessen das Schauspiel ist, welches viele dieser Indierstämme gewähren, so darf man doch der Hoffnung nicht entsagen, dafs ihre Nachkommen allmählich mit den Weifsen verschmelzen und, zum Christenthume bekehrt, einer höhern Gesittung werden theilhaftig werden.

Das *Fort Leavenworth* gleicht nach der Beschreibung, die der Verfasser davon giebt, einem verschanzten Dorfe. Man sieht nur einige Schildwachen und müfsige Soldaten und hört zu bestimmten Stunden die Trommel schlagen. Die Reisenden traten hier bereits in Verbindung mit freien Indiern, welche durch Umgang mit den Weifsen noch nicht ausgeartet waren. *Irving* schildert einen Krieger vom Stamme der *Sack-Indier*, mit dem er Bekanntchaft machte. Er

hatte mit dem unter dem Namen des *Weifsen Falken* bekannten Anführer gegen die Weifsen gefochten und ruhte jetzt einsam unter dem Schatten einer riesigen Eiche.

„Ich hatte mir“ — erzählt der Verfasser — „nach den wenigen Indiern, die mir bisher zu Gesicht gekommen, eine sehr geringe Vorstellung von diesen Eingebornen gemacht; aber ich wurde angenehm enttäuscht, als ich mich diesem Krieger näherte, welcher zum Befehlen geboren zu seyn schien. Er blieb bei unserer Ankunft unbeweglich und betrachtete uns mit ruhigem und festem Blick. Eine grofse rothgestreifte Decke umgab seine Arme, so dafs die schönen und breiten Schultern, so wie die Hälfte der starken und gewölbten Brust offen blieben. Zu seinen Füfsen, aber beinahe unter den Falten der Decke verborgen, sah man einen Tomahawk, mit einer Spitze von glänzendem Stahl, und ein mit Pfeilen versehener Köcher hing auf dem Rücken. Die Fufsbekleidung bestand aus der

Haut eines Damhirsches, an den abgeschnittenen Enden mit einer Art roher Franzen verziert, und aufserdem trug er ein Paar Mocassins von gegärbter Bison-Haut. Der Kopf war auf dem obersten Theile glatt geschoren und roth gefärbt, aber mit Ausnahme jenes schwarzen Ringes um die Augen war kein anderer Theil des Gesichtes bemalt."

„Als wir ganz nahe bei ihm standen, erhob er sich und warf den Kopf nachlässig und mit einem stolzen Blick zurück, der mit seinen roh ausgeprägten Zügen, die aber zugleich Selbstgefühl und Traurigkeit ausdrückten, vollkommen übereinstimmte. Den Kopf schmückte eine zerbrochne Adlersfeder, vielleicht als Sinnbild des verfallnen und entmuthigten Zustandes seines Stammes. Seine Macht und Gewalt waren auch wirklich dahin, die Krieger zerstreut; die Gebeine der Tapfersten bedeckten die weiten Prairien und ihr Anführer lebte als Sklav in einem unbekannten Lande. Der unglückliche Indier schien zu fühlen, dafs er allein in einem Lande

lebte, wo die Seinigen lange geherrscht hatten; aber man sah es ihm an, dafs er eben so wenig Mitleid verlangte, als Beleidigung ertragen werde.“

„Man gebe einem Indier Feuer“ — sagt der Verfasser — „und man giebt ihm eine Wohnung.“ Wie wenig oder viel ihrer auch beisammen seyn mögen, überall, wo sie etwas Holz finden und Feuer machen können, werden sie ihren einstweiligen Wohnsitz aufschlagen. Mit Wenigem zufrieden und ohne Sorge für die Zukunft, ergeben sie sich dem Müssiggange. Man sah sie oft sich in geringer Entfernung von *Leavenworth* herumtreiben, in der Absicht, einige Lebensmittel von den Soldaten zu erhalten. Sie guckten durch die Fenster oder schlichen sich auch wohl ganz leise durch eine offene Thüre in das Innere der Wohnungen, wenig bekümmert, ob man sie gut oder schlecht empfangen werde, aber auf eine so harmlose und gewissermafsen artige Weise, dafs man nicht umhin konnte, dieses unbescheidne Betragen zu verzeihen. Ganze Stunden

blieben sie dann in derselben Stellung sitzen, ohne nur ein Wort zu sprechen, und nöthigte man sie ja dazu, so thaten sie es mit jener Beredtsamkeit, die diesen Völkern eigen ist. Ein solcher Indier erzählte unter andern, dafs seine Kinder an der Cholera gestorben wären und drückte sich darüber in folgender Weise aus: „Meine Kinder haben mich verlassen; der Grofse Geist hat sie gerufen; sie sind verschwunden wie der Schnee, der auf der Wiese schmilzt. Ich war allein, ich kehrte heim in meine Hütte, aber sie war verlassen, sie waren nicht mehr darin.“

Der Verfasser vergleicht sinnreich den Zustand des Landes mit dem seiner wilden Bewohner. „Der Wald ist voll von Trümmern“ — sagt er — „und bei jedem Schritte sieht man die zerstörenden Wirkungen der Zeit. — Hunderte von riesigen Bäumen, die so lange ihre stolzen Häupter in die Lüfte gehoben und den Stürmen getrotzt hatten, haben endlich ihrer Wuth nachgeben müssen. Weit von dem Boden weggeschleudert,

den sie einnahmen, verwesen ihre gewaltigen Trümmer, bedecken sich mit dickem Moos, und zahlreiche Schlingpflanzen hüllen sie ein und entziehen sie dem Auge des Menschen. Tausende anderer abgestorbener Bäume stehen noch aufrecht, aber ihrer Aeste, Blätter und Rinde beraubt, scheinen sie noch mit der schwachen Kraft des Alters sich an den Boden anzuklammern, der sie hat entstehen und wachsen sehen, gleichsam als wollten sie der um sie her verbreiteten Zerstörung entgehen und die Stellen nicht verlassen, welche die Zeugen ihres Glanzes gewesen sind. Zuweilen trafen wir auf unsern Ausflügen einen einsamen Indier, der entweder herumstreifte oder in tiefes Nachsinnen versunken, auf dem Stamme eines umgestürzten Baumes safs. Welcher Platz konnte seiner Lage angemessener seyn? Man betrachte den Wald und lese auf seinem Gesichte: Beider Schicksal ist das nämliche. Beide haben inmitten einer wilden Natur gelebt und geblüht und Beide verschwinden vor der Civi-

lisation. Wohl mag der Indier seufzen, wenn er das Geräusch der Axt des weifsen Mannes vernimmt; jeder Fall eines Baumes ist der Vorläufer seines eignen Unterganges.“ *)

Ueber den Theil von *Neufoundland* (oder, wie die Franzosen diese Insel nennen, *Terre-Neuve)*, welcher jenseits des unmittelbaren und am gewöhnlichsten von den Kabliaufängern besuchten Gebietes von *St. Johns* liegt, wissen wir im Ganzen so wenig, dafs einige Auszüge aus dem Tagebuche des englischen Schiffs-Capitäns *Robinson*, welcher sich 1820 mit dem Schiffe „die Favorite“ dort aufhielt, nicht unwillkommen seyn werden. Es ist zu bemerken, dafs die Schiffer-Station auch die Küste von *Labrador* beiläufig zwischen 50° und 53° Br. umfafst.

Capitän *Robinson* sagt über diese Gegend: „Das Klima ist schlecht; es friert das ganze Jahr. Die Häfen sind gut; aber der Grund ist überall felsig.

---

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1836, Febr. S. 180 u. ff.

Die Schiffe müssen, sobald sie hier ankommen, sich sogleich einen Garten in der Wolfsbay *(Anse-à-Loup)* anlegen. Der Boden ist dort fett und wer sich in diesem Lande niederlassen will, muſs vorzüglich diesen Bezirk wählen. Das Getraide wird nicht reif, aber man weiſs es grün zu genieſsen. Erdäpfel, Kohl, Salat, Spinat und holländische Steckrüben, von der zeitigen Gattung, gedeihen recht gut. An Fischen ist Ueberfluſs, aber vor dem 10. Sept. erlaubt die Witterung nicht, sie zuzubereiten. Häringe sind trefflich und im August sehr häufig. Die Brachvögel kommen am 15. Aug. und ziehen am 15. Sept. wieder fort. Dagegen erscheinen nun Hasel- und Rebhühner. Im Allgemeinen regnet es an der Küste sehr viel. Indessen war die Temperatur damals gleichförmiger als 1778 und 1779, wo *Cartwright* seine Beobachtungen hier machte. Die Strömung längs der Küste ist anhaltend südlich. Die Fluth steigt in Norden bis sechs, in Süden bis vier Fuſs. Die herrschenden Winde

sind von Westsüdwest bis Nordwest. Nebel sind weniger häufig als weiter südlich und die Meerenge *Belle-Isle* friert niemals ganz zu. . . . . Vom 18. Juni bis 6. Sept. kam der Wind 12 Tage aus Norden, 3 aus Nordosten, 3 aus Osten, 4 aus Südosten, 3 aus Südwesten, 4 aus Westen, und 1 aus Nordwesten. Es war 17 Tage veränderlicher Wind und 3 Tage windstill. Man zählte 13 Regentage, worunter 2 mit sehr viel und heftigem Regen, 6 trübe, 10 nebelige, 3 ziemlich windige, 3 stürmische mit untermischtem Hagelwetter und 19 heitere Tage. Das Barometer bewegte sich zwischen 29,6 und 30,6 (engl.); das Thermometer zeigte 53° 27′ Breite am 8. Juli 77° (Fahr. = 20° R.), am 20. Juni aber, unter 50° Br., nur 41° (= 11°).

„Die *amerikanischen* Fischer kommen aus allen nördlichen Häfen der Union. Im J. 1820 konnte man 520 Fahrzeuge dieser Nation annehmen. Die meisten bestanden in Goëletten, mit 9 bis 13 Mann besetzt. Nimmt man

11 als die Mittelzahl an, so giebt diefs 5720 Mann, welche jährlich mit dem Fischfang in dieser Meeresgegend beschäftigt sind. An Ertrag der Fischerei kann man auf jeden Mann 100 Centner, und auf je 200 Centner 1 Tonne (20 Ctr.) Thran rechnen. Die Amerikaner reinigen ihre Fische an Bord und verlassen daher die Küste sehr zeitig. Sie brauchen viel Salz und man hält ihren Fisch für geringer als den unsrigen von erster Güte. Es sind aber erfahrne und gewandte Fischer. Im Allgemeinen ziehen sie zwar den nördlichen Theil der Küste vor, aber dennoch verfolgen sie den Fisch überall, wo sie ihn antreffen können. Sie bekommen eine Prämie von ihrer Regierung, unter der Form eines Abgabenerlasses auf das verbrauchte Salz. Der Fang geschieht auf gleiche Antheile. Der Unternehmer in der Heimath besorgt das Schiff und ein Drittel der Ausrüstung und Geräthschaften. Nach diesem Verhältnisse wird der Ertrag getheilt und man hält dieses System für gewinnreich."

„Die *Franzosen* sind in ihrer Fischerei weit weniger glücklich und besuchen die Küsten von Labrador nicht oft, obschon sie einige bleibende Stationen daselbst unterhalten. Man sagt, dafs sie sich nur durch ihre aufserordentliche Sparsamkeit und die von ihrer Regierung bewilligte Prämie hier behaupten können. Die Letztere beträgt wenigstens 20 Franken für den Centner. Im Jahr 1820 beschäftigte die Fischerei der *Engländer* bei Labrador, vom *Cap Charles* bis zur *Sandwich-Bay*, 49 Schiffe, zusammen von 4169 Tonnen, mit 979 Personen, und 152 kleine Fahrzeuge mit 326 Personen. Sie fingen einem Wallfisch und 3100 Robben, und gewannen 66 Fässer Robbenthran; ferner 417 Fässer Lachs, 134,580 Ctr. Stockfisch, 674 Fässer Fischthran und 602 Thierfelle. Die Ladungen wurden nach England, Lissabon und verschiedene Häfen des Mittelländischen Meeres geschickt. In allen Häfen, wo die Fischerei beträchtlich ist, bleiben einige Personen den Winter über zurück, um für die zurück-

gelassenen Gegenstände Sorge zu tragen, Holz zu fällen und sowohl auf Land- als Seethiere Jagd zu machen. Sie bilden alsdann die einzige Bevölkerung dieser ziemlich unwirthbaren Gegenden. An dreizehn verschiednen Punkten sind kleine Niederlassungen, aus Einwohnern von Neufundland bestehend. Den besten Nachrichten zufolge, die wir uns verschaffen konnten, schätzt man den Ertrag der Fischerei eines jeden Postens auf ungefähr 1500 Ctr., also zusammen beinahe 20,000 Ctr., an Fischen, und etwa 100 Tonnen Thran. Auch in den übrigen zwischenliegenden Häfen sind kleine Niederlassungen mit stehenden Wohnungen, aber man kann ihren Ertrag nicht gewifs angeben. Aus der Zahl der Leute zu schliefsen, die sich, unabhängig von den Fahrzeugen *Neufundlands* und *Neu-Schottlands*, welche nur vorübergehend Fischfang treiben und ihre Ladungen mitnehmen, längs der Küste niedergelassen haben, kann man zu der obigen Centnerzahl vielleicht noch andere 20,000 hinzufügen."

Am 8. Sept. verliefs die *Favorite* die Küste von Labrador und steuerte nach der *Conceptions-Bay*, an der Ostküste von Neufundland. Hier ging sie nach einer Fahrt längs der Küste, welche der von England gleicht und mit vielen Fischerniederlassungen besetzt ist, am 10. dess. M. in *Harbour-Grace* vor Anker. Dieser Hafen ist sicher, die Stadt ansehnlich und gut ins Auge fallend. Die Conceptions - Bay ist der reichste und am stärksten bevölkerte Theil von Neufundland. Die Zahl der Einwohner ist 14,600, also mehr als ein Sechstel von der ganzen Bevölkerung der Insel, die nach der Zählung vom Jahr 1820 an 86,000 Seelen betrug. Sie bewohnen verschiedne kleine Ortschaften und leben von Fischerei und etwas Ackerbau. Der genannte Hafen ist von der Natur selbst in dem schieferigen Gestein der Küste ausgehöhlt worden. Dieses Felsenbecken hat 300 Fufs im Umkreise und wird von senkrechten, 120 Fufs hohen Wänden eingeschlossen, auf deren Gipfel verkümmer-

te Tannen wachsen. Nur an einer Seite ist ein schmaler Eingang. Die Tiefe des Beckens ist 14 Fufs.

Nicht weit davon sieht man die angeblichen Reste einer alten Niederlassung, welche Einige den Dänen, Andere den Isländern zugeschrieben haben. Capitän *Robinson* macht es indessen sehr wahrscheinlich, dafs sie nicht über die Zeit hinausreichen, wo *Lord Baltimore* die ersten Ansiedler hieher brachte. Von Harbour-Grace begab sich die Fāvorite nach der kleinen Insel *Bell-Island (Glocken-Insel)* innerhalb der Conceptions-Bay gelegen.*) Es gedeiht hier Waizen (? froment) und giebt 19 Kör-

*) S. 111 der *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1835, Juli- und Augustheft, wird diese Insel unrichtig *Belle-Isle* (die Schöne Insel) genannt und dazu bemerkt, dafs sie diesen Namen in der That verdiene. *Belle-Isle* aber liegt nicht in der Conceptions-Bay, sondern am nördlichen Ende von Neufundland, wo sie der dortigen Meerenge den Namen giebt. *Bell-Island* (Glocken-Insel) ist nach einem glockenartig gestalteten Felsen an ihrer Westküste so benannt worden.

ner; auch Erdäpfel (14 Körner), Haber und Küchengewächse kommen gut fort und an Wieswachs ist kein Mangel. — Von hier ging die Favorite nach *St. Johns* und kehrte dann nach England zurück.

Neuere Nachrichten über *Neufundland* enthält das Tagebuch eines englischen Missionärs, Namens *Wix*, welches im April 1836 zu London gedruckt worden ist. *) Es besteht aus Briefen an die Gattinn des Verfassers und seinen Mitarbeiter auf dem Felde der „Missionen,“ welche sich gröfstentheils über sein Berufsgeschäft verbreiten und wenig geographische Ausbeute liefern. Ueber die Ureinwohner sagt er unter andern: „Mein letzter Ausflug in das Innere der Insel hat die Ueberzeugung befestigt, die ich schon auf frühern Reisen gewonnen hatte, dafs die *Bäothics* oder *rothen Indier*, die Urbewohner der Insel, jetzt ganz ausgestorben sind. Ich bin mit vielen *Micmac-Indiern*, welche

*) *Six Months of a Newfoundland Missionary's Journal*, from February to August, 1835.

sortwährend das Innere besuchen, zusammengekommen, aber keiner hat in den letzten Jahren einen von jenen Ureinwohnern gesehen. Es läfst sich aber aus der Beschaffenheit des Landes, welches keinesweges mit Waldungen überfüllt ist, schliefsen, dafs, wenn sie noch vorhanden wären, sie der Aufmerksamkeit nicht so lange hätten entgehen können...... Ihre Feuerstellen würden sich dem wachsamen Micmac durch den Geruch schon auf einige Meilen weit verrathen.“ — Ueber den sittlichen Zustand der weifsen Bevölkerung urtheilt der Verfasser nicht günstig. Unter anderm erzählt er: „Einige Hundert Yards von der Mündung des Hafens begegneten wir *J. W.*, dem vornehmsten Pflanzer. Er war auf dem Wege nach *Fachieu-Bay*, um Brennholz einzukaufen. Man sagte ihm, dafs ein Geistlicher seiner Kirche angekommen sei; aber obwohl er zehn ungetaufte Kinder hatte, so wollte er doch das weltliche Geschäft, wodurch er den Sabbath entheiligte, nicht aufgeben; ja er bot nicht einmal

sein Haus zur Abhaltung des Gottesdienstes an. Als wir nach *Muddy-Hole* kamen, versuchten wir bei einem andern Bekenner unserer Kirche *J. F.* Zutritt zu erhalten, um die Sonntagsfeier begehen zu können. Aber dieser heidnische Mann schlug es ebenfalls ab, und sagte, es sei nicht nöthig. Wir gingen nun weiter bis *Richards Harbour* und erfuhren hier, dafs eine von jenen bekannten Geifseln dieser Küste, nämlich eine schwimmende Branntwein-Schänke unter dem Namen eines Handels-Fahrzeuges, die vergangene Woche in *Muddy-Hole* gewesen war und die ganze Einwohnerschaft im Zustande der Trunkenheit verlassen hatte.“ *)

Ueber *Porto-Rico* (oder eigentlich *Puerto Rico)*, diese schöne Insel West-Indiens, welche mit Cuba das Einzige ist, was die *spanische Krone* noch in Amerika besitzt, erfahren wir Umständliches und Neues durch eine Beschreibung, welche der als Obrist in spani-

*) *Lit. Gazette,* 1836. April, Nr. 1003, S. 230.

schen Diensten stehende Engländer *Flinter* herausgegeben hat. *) Die Insel ist von Osten nach Westen von einer 3 bis 4000 Fufs hohen, mit Waldung bedeckten Bergkette durchschnitten, deren Abhänge nach Norden und Süden in Hinsicht des Klimas grofse Verschiedenheiten darbieten. Der nördliche Theil der Insel ist feucht und nicht blofs regelmäfsig dem periodischen Regen Westindiens, sondern auch bisweilen fürchterlichen Orkanen ausgesetzt. Den wellenförmigen Boden bedecken fruchtbare Viehweiden. Alle Culturgewächse gedeihen aufs beste und das Bett der zahlreichen Flüsse trocknet niemals aus. Dagegen ist in der südlichen Inselhälfte der Regen selten und läfst oft mehre Monate lang auf sich warten. Indessen findet man überall anderthalb Fufs tief Wasser in der Erde. Auch das Zuckerrohr gedeiht, ungeachtet der Trocken-

*) *An Account of the present State of the Island of Puerto Rico*, by Col. *Flinter*, of the General-Staff of the Army of Her Most Catholic Majesty etc. London, 1836.

heit der Luft, aufs üppigste und die meisten grofsen Pflanzungen finden sich auf dieser Seite. Die Insel verdankt ihre Feuchtigkeit den Waldungen, welche noch den gröfsten Theil ihrer Oberfläche einnehmen. Man ist davon so sehr überzeugt, dafs einem schon längst bestehenden Gesetze zufolge für jeden abgehauenen Baum drei neue gepflanzt werden müssen.

Porto-Rico ist auch die gesündeste aller Antillen, und obgleich das Klima mit dem des übrigen Westindiens übereinstimmt, so ist die Sterblichkeit doch nicht gröfser, als in unsern europäischen Ländern. Man hat auch hier die Menge von Insekten und schädlichen Reptilien nicht zu fürchten, welche die Geifsel der Tropenländer sind. *Flinter* giebt die Bevölkerung zu 400,000 Seelen an, worunter 45,000 Sklaven. Die amtliche Angabe vom J. 1830 hält er für zu gering. Dieser zufolge war damals die ganze Volksmenge 323,858, unter welchen sich 127,287 freie Farbige und 34,240 Sklaven befanden, so dafs die

weifse Bevölkerung ungefähr die Hälfte ausmachte. Dieses günstige, in den Colonien sonst nirgends vorkommende Verhältnifs verdankt Porto-Rico der Gesetzgebung und den Sitten der Einwohner. Die Insel ist nicht das Eigenthum einer kleinen Zahl reicher Grundbesitzer, sondern die Ländereien sind in kleine Besitzungen zertheilt, und gehören einer Menge kleiner Eigenthümer, welche sie selbst bearbeiten, ihre Sklaven, wenn sie deren haben, als Kinder behandeln und die Vermehrung derselben nur durch Heirathen unter ihnen befördern. Daher ist auch keine Empörung der Sklaven auf einer Insel zu befürchten, wo sie als zur Familie gehörige treue Dienstboten angesehen werden.

San Juan, die Hauptstadt, ist der einzige Ort, welcher den Namen einer Stadt verdient; sie hat etwa 8000 Einwohner. Die meisten Bewohner der Insel ziehen das Landleben vor und mögen sich nicht in die Mauern einer Stadt einschliefsen. Die wenigen Stadtbewohner, welche die vornehmste Klasse der

Bevölkerung ausmachen, stammen von den Militärpersonen ab, die sich hier in dem langen Zeitraume, wo die Insel nur eine Garnison war, verheirathet haben. Sie sind auf ihr reines Blut so stolz, als es nur immer ein Grand von Spanien seyn kann, und viele besitzen grofse Reichthümer. Kaufleute und reiche Pflanzer, meistens Fremde, bilden die zweite Klasse. Die dritte und zahlreichste besteht aus den kleinen Landeigenthümern. Die Zahl der Zuckerpflanzungen ist ungefähr 300; sie liegen meistens längs der südlichen Küste, tragen aber kaum die Bewirthschaftungskosten. Aufserdem giebt es noch an 1300, etwa 1 oder 2 Acres grofs, welche armen Landbauern gehören, die auf ihre Bearbeitung den gröfsten Fleifs verwenden. Man zählt auch 148 Kaffehpflanzungen. Beide Culturzweige sind jedoch für die grofsen Capitalisten wenig einträglich, die sie daher auch allmählich aufgeben. Dagegen betrei[illegible] die kleinen Landwirthe die mannic[illegible] tigsten Erwerbzweige und werden

diese Betriebsamkeit durch die tägliche Zunahme ihres Wohlstandes belohnt. Diese zahlreiche Klasse von weifsen Einwohnern, *Xivaros (Jivaros)* genannt, drückt allein der Bevölkerung der Insel den Charakter auf, welche sie unterscheidet. Sie sind in Bezug auf Gesinnungen und Vorurtheile echte Spanier und stehen von den kleinen Landeigenthümern der englischen und französischen Colonien unendlich weit ab. Diese *Xivaros* verdanken dem fruchtbaren Boden, der nur wenig Arbeit braucht, und dem milden Klima ein behagliches Daseyn und kümmern sich bei ihrer Genügsamkeit wenig um die Genüsse des Luxus, welche die übrigen Klassen der Gesellschaft oft mit einer Anstrengung erkaufen müssen, die ihnen lächerlich vorkommt. Gutmüthig und gastfrei, aber auch reizbar und durch die leichteste Herausfoderung in Harnisch zu bringen, wiegen sie sich, während der Tageshitze, eine Cigarre rauchend oder auf der Guitarre spielend, in ihrer Hangematte. Palmblätter bilden das Dach ih-

rer Wohnungen und die äufsern Wände, welche auch nicht selten, bei der milden Temperatur, ganz fehlen. Vor Dieben und Räubern ist der *Xivaro* sicher. Was wollten sie ihm auch nehmen? Einige Kalebassen und irdene Töpfe, eine oder zwei Hangematten, zwei oder drei Kampfhähne bilden den ganzen Inhalt seiner ärmlichen Wohnung. Das eigentliche Vermögen besteht in einer Kuh, einem magern Pferde und einem Acker Feldes mit Getraide und Bataten. Will man ihn in seinem Luxus sehen, so betrachte man ihn zu Pferde, wenn er mit einem langen Degen, einem breitränderigen Strohhute, einem baumwollnen Camisol, einem schneeweifsen Hemd und einem Paar buntgestreiften Pantalons geschmückt seine Hütte verläfst und sich voll Würde in die Messe oder zu einem Hahnengefecht begiebt.

Porto-Rico erzeugte im J. 1830 an 414,000 Ctr. Zucker, 250,000 Ctr. Kaf- feh und 35,000 Ctr. fabricirten Taba[k]. Das Einkommen wurde zu 800,000 s[pa]- nischer Piaster angeschlagen, un[d]

Ausgaben für Civilverwaltung und Militär betrugen 630,000 Piaster. *)

Zur weitern Aufnahme der *westlichen Küsten* von *Amerika* ist, im Auftrage der brittischen Regierung, der durch seine Reise nach der Beringsstrafse etc. bekannte Capitän *Beechey* in den letzten Tagen des Jahres 1835 von England aus unter Segel gegangen. Er befehligt den *Sulphur* und hat den Cutter Starling, unter Lieutenant *Kellet*, als Begleitungsschiff bei sich. Er hat sich um das Kap Hoorn unmittelbar nach dem Stillen Meere begeben und wird die Aufnahme der amerikanischen Küste von dem Punkte aus fortsetzen, wo Capitän *Fitzroy* seine Arbeiten beendigt hat. Auch dürfte er nach Vollendung dieser Aufnahme einige von jenen merkwürdigen Inseln des Stillen Meeres besuchen, die er in dem Berichte über seine letzte Reise beschrieben hat. **)

---

*) *Nouv. Ann. d. V.*, 1836, Maiheft, S. 215 u. ff.

**) *Lit. Gaz.*, 1836, Jänner, Nr. 989, S. 12.

Der französische Physiker *Boussingault* ist, wie wir schon im XI. Jahrgange (1833), S. XXX., gemeldet haben, seit dem Sommer 1831 mit Bereisung der *Anden* und insbesondere mit wissenschaftlichen Forschungen in Betreff der Vulkane von *Quito*, beschäftigt gewesen. Am 16. Dezbr. dess. J. hat er, der Erste seit *Alexander von Humboldt* und *Bonpland* (23. Juni 1802), den *Chimborasso* bestiegen. Den vollständigen Bericht über dieses Unternehmen enthalten die *Annales de Chimie et de Physique*, *Février*, 1835, aus welchen die *Nouv. Ann. des Voyages* *) einen Auszug mittheilen. Herr *Boussingault* giebt als Einleitung zu diesem Bericht eine kurze Uebersicht seiner in Amerika ausgeführten physikalischen Arbeiten. „Nach zehnjährigen Anstrengungen“ — sagt er — „hatte ich die Pläne der Jugend verwirklicht, welche mich nach der Neuen Welt führten. Die Höhe des Barometers am Meeresspiegel zwischen den Wendekreisen, war im Ha-

*) Oktoberheft, 1835, S. 53 u. ff.

fen von *La Guayra* ermittelt worden. Die geographische Lage der vornehmsten Städte *Venezuela's* und *Neu-Granada's* war bestimmt. Zahlreiche Nivellements ergaben das Relief der *Cordilleren*. Ich sammelte die kostbarsten Daten über die Lagerstätten des *Goldes* und der *Platina* von *Antioquia* und im *Choco*. Endlich war mein Laboratorium nach und nach in den Kratern aller Vulkane in der Nachbarschaft des Aequators aufgestellt worden, und ich war glücklich genug gewesen, meine Untersuchungen über die *Abnahme der Wärme* in den *Anden* zwischen den Wendekreisen bis zu der gewaltigen Höhe von 5500 Mètres (= 17,400 Wiener Fufs) auszudehnen."

Boussingault befand sich im Dezbr. 1831 in *Rio Bamba* (im Departement Ecuador des gleichnamigen Freistaats) und erholte sich hier von seinen letzten Ausflügen nach dem *Cotopaxi* und dem *Tunguragua*. Zur Vollendung seiner geognostischen Beobachtungen über die Trachyte der Cordilleren fehlte nur noch

eine genaue Erforschung des *Chimborasso*. Dazu wäre nun allenfalls eine Reise bis zum Fuſse des Berges hinreichend gewesen, aber der Verfasser wollte zugleich die mittlere Temperatur eines Standortes von möglichst gröſster Meereshöhe bestimmen und deſshalb entschloſs er sich zur Besteigung des Berges selbst. Sein Freund, der Oberst *Hall*, welcher ihn schon auf den *Antisana* und *Cotopaxi* begleitet hatte, schloſs sich auch bei diesem Unternehmen an ihn an, um die zahlreichen Notizen zu vermehren, die er bereits über die Topographie dieser Provinz besaſs, und seine Untersuchungen über die Pflanzen-Geographie fortzusetzen.

Von Rio Bamba aus betrachtet, zeigt der *Chimborasso* zwei Abhänge von sehr verschiedener Neigung. Der eine, gegen Arenal, ist sehr schroff und man sieht hier zahlreiche Pics von Trachyt aus dem Eise hervorragen. Der andere Abhang, welcher gegen *Chillapullu*, unweit *Mocha*, abfällt, ist dagegen weni steil, aber von einer beträchtlichen Aus

dehnung. Nachdem die Umgebungen des Berges sorgfältig untersucht waren, beschlossen die Reisenden, ihn von der letztern Seite her anzugreifen. Am 14. Dezbr. begaben sie sich nach der Meierei des Chimborasso, welche 3800 Mètres (= 12,020 Wien. Fuſs) über dem Meere liegt, und brachten hier die Nacht zu, welche, obgleich der Ort nahe am Aequator liegt, ziemlich kalt war. Am 15. um 7 Uhr Morgens, machten sich die Reisenden auf den Weg. Als Führer diente ein Indier der Meierei. Das Aufwärtssteigen ging nur langsam vor sich. Die Maulthiere bahnten sich mühsam einen Weg durch die am Fuſse des Berges aufgehäuften Felsentrümmer. Der Abhang wurde sehr steil, der Boden gab unter den Füſsen nach und die Thiere standen fast nach jedem Schritte still und machten, heftig und tief athmend, lange Pausen. Alles Anspornen war vergebens. Bei einer Höhe von 4808 Mètres (die der des Montblanc gleich kam) war man genöthigt abzusteigen, die Maulthiere unter der Auf-

sicht des Indiers zurückzulassen und den Weg zu Fuſse fortzusetzen. Aber bis $2\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags hatten die Reisenden erst eine Höhe von 5115 Mètres (= 16,183 Wien. Fuſs) erreicht, wo sie auf einem Trachyt-Block ausruhten, der wie eine Insel aus dem Schneemeere emporragte. Die Temperatur der Luft war 2°,9 (wahrscheinlich des hundertgradigen Thermometers). Man überzeugte sich, daſs auf diesem Wege nicht fortzukommen war und kehrte zur Meierei zurück, wo man um 6 Uhr Abends eintraf.

Hier wurde nun beschlossen, die Ersteigung des Berges auf der steilen Seite, gegen Arenal, zu versuchen. Es war dieſs derselbe Weg, den *Herr v. Humboldt* mit glücklichem Erfolg eingeschlagen hatte. Man hatte den Reisenden auch schon in *Rio - Bamba* den Punkt gezeigt, bis zu welchem er gelangt war; aber es war nicht möglich genaue Nachweisungen über den eigen[t]lich von ihm betretnen Weg zu erha[l]ten. Die Indier, welche den unerschroc[kenen]

nen Forscher begleitet hatten, waren nicht mehr am Leben. Am andern Morgen um 7 Uhr verliefs man die Meierei. Der Himmel war vollkommen heiter. Je weiter man vorwärts kam, desto steiler wurde der Abhang. Um 9 Uhr machten die Reisenden Halt, um unter einem ungeheuern Trachyt-Blocke, welchem sie den Namen *Pedron del Almuerzo* beilegten, das Frühstück einzunehmen. Dieser Fels liegt 4335 Mètres (=13,715 Wien. Fufs) über dem Meere. Hier wurde noch mit den Maulthieren die Schneegränze überschritten, aber bei 4945 Mètres (= 15,645 Wien. Fufs) Höhe mufste man, um 10¾ Uhr, absteigen. Der Boden wurde hier für die Maulthiere gänzlich ungangbar. Diese suchten, von einem bemerkenswerthen Instinkt geleitet, ihre Ermattung den Reisenden möglichst zu erkennen zu geben. Ihre sonst stets aufgerichteten Ohren hingen schlaff herab und so oft sie still hielten, unterliefsen sie nicht, sehnsüchtig nach der Ebene zurück zu blicken.

Mit Uebergehung der einzelnen Vorfälle bei der Fortsetzung der Wanderung, die zuweilen mit grofsen Gefahren verbunden war, bemerken wir, dafs man, nachdem mit grofser Mühe eine schmale Felsenkante zurückgelegt worden, welche zum Gipfel zu führen schien, endlich vor einer Trachytmauer stand, die mehre Hundert Mètres senkrecht empor stieg. Die Reisenden waren für einen Augenblick muthlos. Sie hatten erst eine Höhe von 5680 Mètres (= 17,971 Wien. Fufs) erreicht, waren also noch nicht so weit, wie auf dem Cotopaxi gekommen. Auch *Herr v. Humboldt* hatte eine noch gröfsere Höhe erstiegen, und wenigstens wollten die Reisenden nicht hinter diesem berühmten Naturforscher zurück bleiben. Ein neuer Felsenkamm mufste, wenn man diesen Zweck erreichen wollte, erstiegen werden. „Um sich einen Begriff von der Topographie des Chimborasso zu machen" — sagt *Boussingault* — „denke man sich eine ungeheure Felsenmasse, welche von allen Seiten durch Gewölb- oder Strebe-

pfeiler (*Arcboutans*) gestützt wird. Jene Felsenkämme sind solche Strebepfeiler, welche, von der Ebene aus betrachtet, sich als Stützen an den unermeſslichen Berg anlehnen.“

Der erwähnte Felsenkamm war um 1¾ Uhr glücklich erstiegen; aber nun überzeugte man sich, daſs man am Fuſse eines Trachyt-Prisma stand, dessen obere mit einer Schneekuppel bedeckte Fläche den eigentlichen (auch von Humboldt nicht erreichten) Gipfel des Chimborasso bildet. Die absolute Höhe dieses Standpunktes war 6004 Mètres (= 18,996 Wiener Fuſs). Das Quecksilber im Barometer stand um 2 Uhr auf 371 Millim. (oder 13 Par. Zoll 8½ Lin.); das Thermometer am Barometer zeigte 7° 8. Im Schatten eines Felsenstücks zeigte der freie Wärmemesser ebenfalls 7° 8. *Boussingault* suchte vergebens eine Höhlung, wo er die mittlere Temperatur des Standpunkts hätte bestimmen können. Einen Fuſs tief unter dem Schnee stand das Thermometer auf Null; aber dieser Schnee war im

Schmelzen begriffen. Nach einer kurzen Ruhe hatten sich die Reisenden vollkommen von ihrer Müdigkeit erholt. Keiner spürte etwas von jenen Zufällen, welche die meisten Personen, die hohe Berge erstiegen, empfunden haben. Drei Viertelstunden nach der Ankunft an dieser Stelle schlug der Puls sowohl *Boussingaults* als des Capitän *Hall* 106 Mal in der Minute. Nur empfanden Beide Durst und einige leichte Fieberbewegungen. *Hall* war sogar in äufserst guter Laune und machte die witzigsten Bemerkungen über die „Eishölle," die sie umgab und welche er zeichnete. Merkwürdig war die Veränderung und Schwäche des Schalls. Die menschliche Stimme klang so ganz eigen, dafs man unter andern Umständen ganz fremde Personen zu hören geglaubt haben würde. Eben so wunderbar war der geringe Schall, welchen die stärksten Hammerschläge auf den Felsen hervorbrachten. *Boussingault* glaubt wohl nicht mit Unrecht, dafs sie die geringen körperlichen Beschwerden, welche sie in die-

ser aufserordentlichen Höhe und verdünnten Luft empfanden, dem vieljährigen Aufenthalte in den hochliegenden Ortschaften der Anden verdanken mufsten, so dafs sie sich allmählich daran gewöhnt hatten. „Wenn man" — sagt er — „die lebhaften Bewegungen des Volks in Städten wie *Bogota*, *Micuipampa*, *Potosi* etc., welche 2600 bis mehr als 4000 Mètres über dem Meere liegen, gesehen hat; wenn man Zeuge von den Anstrengungen der Stierkämpfer in den Stiergefechten zu *Quito*, 3000 Mètres hoch gewesen ist; wenn man erwägt, dafs junge und zarte Frauen sich ganze Nächte lang den Vergnügungen des Tanzes überlassen, in Ortschaften, welche beinahe die Höhe des *Montblanc* erreichen, wo *Saussure* kaum Kräfte genug hatte, seine Instrumente zu beobachten und seine Führer, als sie ein Loch in den Schnee graben wollten, ohnmächtig wurden; wenn man sich endlich an das berühmte Gefecht von *Pichincha* erinnert, welches in einer Höhe geliefert wurde, die ebenfalls der des

Montblanc wenig nachsteht: so überzeugt man sich, dafs der Mensch durch lange Gewohnheit sich gewöhnen kann, die verdünnte Luft der höchsten Berge ohne Beschwerde einzuathmen."

Boussingault bemerkt übrigens, dafs er bei allen Ersteigungen der Cordilleren, bei übrigens gleichen Höhen, jedes Mal eine gröfsere Ermattung verspürt, wenn er *mit Schnee bedeckte* Abhänge, als wenn er blofs kahle Felsen erstiegen habe. Auch die Indier von Antisana behaupteten, diefs an sich selbst empfunden zu haben. Er hat den wahrscheinlichen Grund dieser Erscheinung später in dem Umstande gefunden, dafs, wie chemische Untersuchungen ergaben, die im Schnee eingeschlossene Luft, welche durch das Schmelzen desselben entbunden wird, *weniger Sauerstoff* enthält, als die der freien Atmosphäre. Seine Zersetzung der Schneeluft ergab nämlich nur 16 Hunderttheile (dem Volumen nach) Sauerstoffgas, während bekanntlich die gewöhnliche atmosphärische Luft 21 Hunderttheile davon

enthält. Auch der ältere *Saussure* und *Sennebier* hatten schon Aehnliches in Bezug auf den Schnee vom *Col du Géant* (in den Alpen) gefunden.

Die Reisenden blieben bis gegen 3 Uhr auf der Höhe des Chimborasso und hatten ununterbrochen schönes Wetter; die Sonne schien ziemlich warm, so dafs sie selbst ein wenig lästig wurde. Ein Gewitter, welches sich in der Ebene unter ihnen bildete, nöthigte sie auf den Rückweg zu denken. Dieser war sehr beschwerlich. Etwa 3 oder 400 Mètres tief geriethen sie in Wolken und noch etwas tiefer fielen Graupeln, die die Luft sehr erkälteten. In dem Augenblicke, wo sie den Indier mit den Maulthieren erreichten, wurden sie mit grobem Hagel überschüttet. Erst um 8 Uhr Abends gelangten sie zur Meierei.

Die geognostischen Beobachtungen bestätigen, dafs der *Chimborasso* ein erloschener Vulkan ist. Wie die des *Cotopaxi*, *Antisana*, *Tunguragua*, und überhaupt aller höchsten Gipfel der Andes, ist seine Masse durch die Anhäu-

fung von Trachyt-Trümmern gebildet, welche unregelmäfsig über einander liegen. Diese oft ungeheuer grofsen Blöcke müssen im festen Zustande emporgehoben worden seyn, denn ihre Kanten und Ecken sind stets scharf, ohne die mindeste Spur von vorhergegangener Schmelzung zu verrathen. Nirgends ist an einem dieser Vulkane am Aequator etwas zu finden, was einem Lavastrome gliche. Nur schlammige Auswürfe, gasartige Flüssigkeiten und zuweilen mehr oder weniger verschlackte Trachyt-Blöcke sind aus ihren Kratern hervorgebrochen.

Einige Monate später wurde der unglückliche *Hall* in einer Strafse von *Quito* meuchelmörderisch ums Leben gebracht.

Die im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuchs, S. LIII., angekündigte Unternehmung des preufsischen Naturforschers *R. H. Schomburgk**) jenseits der Gränzen des *brittischen Guyana*, erfre

*) Nicht *Schomberg*, wie daselbst durch Schr oder Druckfehler.

sich eines glücklichen Fortgangs. Die Expedition verliefs *George-Town* (ehemals Stabroek), die Hauptstadt der brittischen Colonie Demerary, am 21. Sept. 1835, und den Hafen, welchen die Vereinigung des Cuyani mit dem Essequibo bildet, am 11. Oktober. Die Briefe, welche man in London bis zum Anfange des Jahres 1836 erhalten hatte, waren vom *Annay*, einem Flüfschen, welches in den *Rippanuni*, nahe an der südwestlichen Gränze der brittischen Colonie, fällt, vom 29. Okt. datirt. Die Unternehmung bestand aus dem Anführer *Schomburgk*, dem Lieutenant *Haining*, einem Offizier der Landtruppen, dem Naturforscher *Brotherston*, mehren Dienern und indischen Bootsleuten, zusammen aus 19 Personen. Während die Reisenden vor der Mündung des *Cuyani* verweilen mufsten, hatten sie Zeit, Einiges über dessen Lauf und Beschiffung in Erfahrung zu bringen, und man konnte sich über die bemerkenswerthe Thatsache unterrichten, dafs die Indier an dem obern Ufer desselben eine ziemlich re-

gelmäfsige und leichte Gemeinschaft mit *Angostura* (im Departement Orenoko der Republik Venezuela) unterhalten, indem sie nämlich den Flufs, so weit er schiffbar ist, hinauffahren, dann nach dem *Caroni* übergehen und diesen bis zum *Orenoko* hinabfahren. Man findet demnach viel häufiger, als man es erwarten sollte, europäische Waaren unter diesen Indiern. Bei dem Hinauffahren auf dem *Essequibo* bestimmte man mehre einzelne Punkte, und es geht aus *Schomburgks* Tagebuche hervor, dafs viel mehr Flüsse an dessen östlichem Ufer sich einmünden, als bis jetzt auf den Karten verzeichnet waren. Der Reisende spricht mit Feuer von der Schönheit und Fruchtbarkeit der, freilich sehr öden, Ufer. Man hatte sehr von Wechselfiebern und den grofsen Anstrengungen beim Hinauffahren des Flusses gelitten; doch waren sämmtliche Reisende beim Abgange der Briefe in der Besserung begriffen. *Schomburgks* Sammlungen waren bereits sehr bedeutend und er hoffte, dafs er durch die

Nachrichten über die Hilfsquellen und Erzeugnisse einer Gegend, welche den brittischen Niederlassungen so nahe liegt, dem Staate einen sehr wichtigen Dienst zu leisten im Stande seyn würde.*)

Die Reise des französischen Kaufmanns *Isabelle*, aus welcher wir schon im vorigen Jahrgange (S. LIV. u. ff.) ein Bruchstück über *Porto Alegre*, die Hauptstadt der brasilischen Provinz *Rio Grande do Sul*, mitgetheilt haben, ist jetzt im Druck erschienen.**) Die *Nouv. Ann. des Voy.* geben (Februar-Heft, 1836, S. 231 u. ff.) eine Uebersicht dieser Reise, welche zum Theil über Gegenden Licht verbreitet, die selbst bis in die neueste Zeit weniger genau als andere Länder Süd-Amerika's be-

---

*) *Berghaus Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde* etc. Nr. 130 (Jänner 1836), S. 367.

**) *Voyage à Buénos-Ayres et à Porto-Alègre*, par la *Banda Oriental*, les *Missions d'Uruguay* et la *Province de Rio Grande do Sul* (1830 — 1834) etc. par *Arsène Isabelle*. Le Havre, 1835. Mit Kupf.

kannt waren. Namentlich gilt diefs von der *Banda Oriental* oder der jetzigen Republik *Uruguay*.

Dieses Land ist wunderherrlich von Strömen und Flüssen durchschnitten, und von den entferntesten Punkten bis zur Hauptstadt sind Wasser-Transporte möglich, ein unermefslicher Vortheil in einem Lande, wo kaum noch Wege gebahnt sind und Ueberschwemmungen oft alle Verbindungen unterbrechen. Zwölf grofse Flüsse und mehr als 200 kleine Gewässer, von welchen einige für flache Boote und Piroguen schiffbar sind, bilden das hydrographische System dieses Landes. Die Hindernisse, welche sich an einzelnen Punkten der Schifffahrt entgegenstellen, könnten leicht gehoben werden. Der durch seine Wassermasse merkwürdige *Uruguay* z. B. ist nur bis 60 Lieues von seiner Mündung aufwärts zu befahren, und zwar wegen einer durch ein kleines Felsenriff verursachten Stromschnelle, die der *Salto* (Sprung) genannt wird. Um dieses Hindernifs zu übersteigen, brauchte man

nur, was sehr leicht wäre, einen kleinen Seiten-Kanal zu graben, und der Flufs würde dann 300 Lieues weit für Dampfboote von gewöhnlicher Kraft und selbst für Segelschiffe von 50 Tonnen, schiffbar seyn. Mit einem Remorqueur-Dampfboote könnte man dann selbst Fahrzeuge von 200 Tonnen und darüber bis zu den Missionen, 20 Lieues von Paraguay, hinaufbringen. Ein gewerbfleifsiges Volk würde diese kleinen Hemmungen längst beseitigt haben; indessen kann schon jetzt auf dem *Rio Negro*, dem *Santa Lucia* und *Cibollati* ein sehr lebhafter Handel betrieben werden.

Der Boden ist von zahlreichen Bergen und Hügeln durchschnitten, welche sämmtlich von geringer Höhe sind. Die *Serra do Mar* (die östliche Kette des brasilischen Systems), welche unter 16 Grad südlicher Breite anfängt, endigt sich, nachdem sie die Provinz Rio Grande von *Osten* nach *Westen* durchstrichen hat, in dem *Rincon de la Cruz*, durchzieht aber nicht, wie es die Land-

karten, eine die andere copirend, angeben, die *Banda Oriental* ihrer ganzen Länge nach. Nur einige Nebenketten gehen von ihr nach der Banda Oriental, so wie nach den obern Missionen, und diese verästeln sich immer mehr, je niedriger sie werden. Die Oberfläche der Republik schätzt *Isabelle* auf 12,000 Geviert-Lieues (20 = 1°). Die absolute Bevölkerung, welche 1826 zu 70,000 Seelen angenommen worden, ist nicht genau bekannt. Sie hat sich während des Kriegs mit Brasilien ansehnlich vermindert. Die relative Bevölkerung beträgt 7 oder 8 Einwohner auf die Geviertlieue. Die Feuchtigkeit des nach allen Richtungen von Gewässern durchfurchten Bodens wird durch die Landwinde gemildert, welche man unter dem Namen der *Pamperos* kennt. Das Klima ist vollkommen gesund. Es kann daher die geringe Zunahme der Volksmenge weder dem Boden noch der Luft, sondern nur den bisherigen politischen Verhältnissen der Republik zugeschrieben werden.

Die Republik wird in *neun Departements* eingetheilt und zählt drei gröfsere Städte: *Montevidéo*, *La Colonia (del Sacramento)* und *Maldonado*; ferner 15 *Villas* oder Flecken, und 8 *Dörfer* oder Weiler, ungerechnet die *Estancias* oder grofsen Meiereien, welche zerstreut über das Land, weit aus einander liegen, und um deren jede einige *Ranchos* oder Erdhütten gruppirt sind, worin die bei der Bewirthschaftung des Gutes angestellten Arbeitsleute wohnen.

Die Erzeugnisse des Pflanzenreichs könnten sehr wichtig für das Land werden. Treffliches Bau- und Färbeholz, Pflanzen, die einen unzerstörbaren Hanf geben, Baumwolle, Zuckerrohr, und im Ganzen alle Erzeugnisse Brasiliens findet man in der Banda Oriental wieder, welche ehemals eine von den drei Abtheilungen dieser weiten, östlich vom Parana gelegnen Landstrecke bildete, die der gewöhnliche Sprachgebrauch unter dem Namen *Paraguay* begriff. Wie bekannt, war unter allen Zweigen der Landwirthschaft die Viehzucht derjenige,

welcher hier am besten gedieh und den Vorzug vor allen übrigen behauptete. Die halbwilden Pferde streifen in Heerden von mehren Tausenden herum und unterscheiden sich wenig von den zahmen; man bändigt sie leicht, und da es nirgends an Futter fehlt, so hat der ärmste Taglöhner sein Pferd. Nicht minder zahlreich sind die wilden Esel. Das aus Spanien eingeführte Rindvieh hat sich so vermehrt und ist für die Einwohner dasselbe geworden, was die Rennthiere und die Kameele für die Lappländer und Araber sind. Der Vorzug, welcher ursprünglich der Viehzucht vor dem Ackerbaue gegeben wurde und die allmähliche gänzliche Vernachlässigung des Letztern war die Folge von den Beschränkungen des spanischen Colonial-Systems. Die Ländereien brauchten nur fleifsige Arme, um sie zu bearbeiten und alle Erzeugnisse Europa's und der Tropen davon einzuärndten. Aber was hätten diese Arbeiten genützt, und was hätten die vom Joche jenes Systems niedergedrückten Einwohner mit

jenem Ueberflusse anfangen sollen? Freilich wurde im J. 1778 die Freiheit des Handels zwischen den 13 vornehmsten Häfen *Spaniens* und seinen amerikanischen *Colonien* gestattet, wodurch an den Ufern des La Plata ein neues Leben erstand, aber erst 1810 öffneten sich die amerikanischen Häfen allen Nationen, und die Wohlfahrt des Landes entwickelte sich auf so sichern Grundlagen, dafs man, wenn die bürgerlichen Unruhen und die Kriege mit Brasilien nicht gewesen wären, die *Banda Oriental* gegenwärtig, wie Isabelle bemerkt, das *Phönizien* der Neuen Welt nennen könnte.

Der Hafen von *Montevidéo* ist bekanntlich sehr schlecht, ohne Schutz gegen die schlimmen West- und Südwest-Winde, und die Anker halten auf dem weichen Schlammgrunde nur unvollkommen. Die auf einer kleinen Halbinsel gelegne Stadt war, nach allen Seiten vom Flusse umgeben, nur gegen Osten durch Festungswerke geschützt. Sie sollen, dem mit Brasilien geschlossenen

Friedensvertrage zufolge, geschleift werden, indessen scheint man mit der Vollziehung dieses Artikels sich keineswegs zu übereilen.

Montevidéo ist in diesem Augenblicke noch eine Vereinigung von *Cuadras* (Häuservierecken), graden Strafsen, die sich in rechten Winkeln durchschneiden, zwar mit Fufspfaden (Trottoirs) versehen, aber nicht gepflastert, während der trocknen Jahreszeit in Staubwolken eingehüllt und in der nassen, besonders im tiefer liegenden Stadttheile, mit Koth bedeckt. Noch eine kurze Zeit, und diese kleinen und niedrigen Ziegelhäuser werden geräumigen Wohnungen von mehren Stockwerken Platz machen. Man fängt bereits an, der europäischen Bauart Geschmack abzugewinnen und schon sieht man einzelne Häuser wie bei uns, nur dafs man die flachen Dächer *(Azoteas)* beibehält, die den Einwohnern unentbehrlich sind, um des Abends frische Luft zu schöpfen, und die in Kriegszeiten zugleich als Standorte dienen, um auf die Belagerer zu feuern.

Die Gesellschaft in *Montevidéo* ist ungefähr wie in den andern spanischen Colonien. Man findet hier die nämlichen Sitten und Gebräuche, die nämliche Putzsucht, wie z. B. in Buenos-Ayres, nur, weil man nicht so reich ist, etwas weniger Eleganz und Geschmack für die schönen Künste, aber dafür mehr herzliche Gastfreundschaft, mehr Aufrichtigkeit und Redlichkeit in Worten und Handlungen. Alles diefs macht die Hauptstadt von Uruguay zu einem sehr angenehmen Aufenthalte. Es fehlt dieser Republik nicht an Hilfsquellen, um in Zukunft ein bedeutender Staat zu werden. Nur Vorräthe von passenden Handelsartikeln, Capitalien und gewerbfleifsige Hände dürfen hinzukommen, um diese Zukunft bald herbeizuführen.

Isabelle begab sich den Uruguay stromaufwärts ins innere Land. Die Fahrt war sehr unterhaltend. Was diesem aus der Serra do Mar kommenden Flusse, der schon bei *Puente Gorda* eine Lieue breit und überall mit wal-

digen Ufern eingefafst ist, ein besonders malerisches Ansehen giebt, das sind die zahlreichen Inseln, welche sich über seine Fluthen erheben. Diese Inseln sind dergestalt mit verschiednen Bäumen, dornigen Gesträuchen und Schlingpflanzen bedeckt, dafs man nur mit dem Beile in der Hand vorwärts kommen kann. Das Auge ruht mit Entzücken auf diesen Massen und Gruppen von Gewächsen der verschiedensten Farben und des mannichfaltigsten Wuchses. Die Stille dieser einsamen Inseln wird nur von dem sanften Girren der Turteltauben oder von dem gellenden Geschrei der Papageien unterbrochen. Hiezu denke man sich einen ganz reinen blauen Himmel und eine sanft bewegte Luft, die nur leicht über die Oberfläche des Wassers hingleitet, ohne die darauf abgespiegelten Bilder zu verwischen, und man darf sich nicht wundern, wenn der Reisende auf einer solchen Schifffahrt das höchste Vergnügen empfindet und Eindrücke in sich aufnimmt, deren Erneuerung für das ganze Leben glücklich macht.

Sollte man an dem Fortschreiten des Staates Uruguay zweifeln wollen, so darf man nur die aufserordentliche Zunahme der Flecken und Dörfer an dem zur Republik gehörigen linken Ufer des Stromes (das rechte gehört zum argentinischen Staate Entre Rios) in Erwägung ziehen. *Paysandu*, welches die neuesten Erdbeschreibungen noch als ein Dörfchen von etwa einem Dutzend Hütten darstellen, zählte im J. 1833 an 400 Ranchos oder Hütten, und gegen 30 wohlgebaute und mit Azoteas versehene Ziegelhäuser. Der Ort hat schnurgerade Strafsen, Fufspfade, Lampen und *eine Bevölkerung von beinahe* 5000 *Seelen.* Die umliegenden Ländereien, welche die Regierung vor einigen Jahren noch umsonst vertheilte, werden jetzt schon ziemlich theuer verkauft. Die Volksmenge nimmt täglich zu, zahlreiche Einwanderer kommen an und alle Gewerbe sind im Aufblühen. Etwa 60 *Franzosen* haben sich im Orte niedergelassen, noch mehr aber und aufserdem auch viel *Italiäner* haben sich über das Land aus-

gebreitet. Die Letztern werden indessen nicht gelobt, sondern als Leute geschildert, die den Handel verderben. Ueberhaupt hat in Handelsbeziehungen *Paysandu* schon gröfsere Wichtigkeit als *La Colonia* und *Maldonado*; auch ist es der Hauptort eines Departements.

Der Verfasser giebt auch einige nähere Nachweisungen über den gegenwärtigen Zustand der *Missionen*, weiter aufwärts am Uruguay, welche bekanntlich in früherer Zeit unter der Herrschaft der Jesuiten sich eines hohen Grades von Wohlstand erfreuten. Mit Ausnahme von acht Dörfern, die noch jetzt bestehen, aber zum Staate Paraguay gehören, liegen die übrigen zwei und zwanzig fast ganz in Trümmern. Die Brasilier, Artigas, die Soldaten aus Paraguay, die Orientalisten und die Indier selbst haben sie nach der Reihe zum Kriegsschauplatze gemacht. Während der zwei Monate, die sich *Isabelle* in den Missionen aufhielt, besuchte er oft den berühmten *Bonpland*, welcher am Zusammenflusse des Piratini mit dem

Uruguay gleichsam als Einsiedler lebt. Als Isabelle von *San Borja* abreiste, war *Bonpland* im Begriff, sich in die Provinz *Corrientes* und von da nach *Buenos-Ayres* zu begeben.

Von den Missionen führte unsern Verfasser sein Weg nach der brasilischen Provinz *Rio Grande do Sul*, oder, wie sie gewöhnlicher heifst, *Saô Pedro.* Wir haben die Beschreibung, die er von *Porto Alegre* liefert, schon im vorigen Jahrgange mitgetheilt. Sieben Lieues nördlich von dieser Stadt liegt die kleine *teutsche* Ansiedlung *Saô Leopoldo*, am Ufer des *Rio dos Sinos.* Der Ort hat, so wie die ganze Umgebung, ein recht teutsches Ansehen. Das Land ist mit angebauten Feldern, Wiesen und Meiereien bedeckt. Diese kleinen, mit tiefen Gräben und lebendigen Hecken umschlossenen Besitzungen zeugen von der Betriebsamkeit der Eigenthümer. Alles sticht hier gegen die Faulheit und Sorglosigkeit der Brasilier ab. Man sieht keine verfallnen Hütten, oder brachliegende Aecker, oder ungangbare Wege.

Die ganze Niederlassung ist von trefflich unterhaltnen Wegen durchschnitten, die entweder in die Wälder, oder queer über Sümpfe und Moräste, oder auf die hohen Abhänge der Berge führen. *Saô Leopoldo* zählt ungefähr 150 gezimmerte und mit Ziegeln gebaute Häuser und etwa 1000 Einwohner, aus Handwerkern bestehend, während das Land ausschliefslich von Bauersleuten bewohnt wird. Die ganze Colonie nimmt ein Gebiet von 15 Geviert-Lieues ein; aber sie hat hinlänglich Raum, sich weiter nach Norden und bis an die Gränzen der Provinz auszudehnen. Auch die andern Städte der Provinz Saô Pedro sind in raschem Zunehmen begriffen. *Saô Francisco de Paula* z. B. besteht noch nicht zehn Jahre, hat aber schon 7 bis 8000 Einwohner, mehre grofse und hübsche Häuser, ein Schauspielhaus, eine Buchdruckerei, politische Zeitschriften und ein Dampfboot, welches auf dem Flusse *Saô Gonzalvo* in der Stunde neun Lieues zurücklegt. In einigen Jahren wird es die zweite Stadt dieser Provinz

seyn, welche für Brasilien von gröfster Wichtigkeit ist. Sie hilft mit ihren Erzeugnissen nicht nur mehren andern Provinzen aus, sondern liefert auch, zur Ausfuhr des Staates, Fleisch, Leder, Talg, Pferde, Maulthiere, Mais, Getraide, Bauholz, Tischler- und Färbeholz, Zuckerbranntwein, Maniocmehl und Goldstaub. Ihre Bedürfnisse bestreitet sie überdiefs aus eignen Erzeugnissen an Manioc, Baumwolle, Reifs und Zucker. Diese Provinz hat die Früchte der Tropenländer und der gemäfsigten Zonen. Neben der Kokospalme und dem Pisang wächst die Quitte, der Apfel, die Birne, die Pomeranze und die saftige Pfirsche unsers Europa. Auch sind schon herrliche Weinpflanzungen angelegt. In den sandigen Ebenen findet man wildwachsend zahlreiche *Cactus nopal*, welche Isabelle mit Schildläusen bedeckt sah. Auch der nach Brasilien verpflanzte chinesische Theestrauch (dessen Pflege vorzüglich in der Provinz *Saô Paulo* betrieben wird, wo man 1833 mehr als 100 Arrobas ärndtete) findet

in Saô Pedro einen sehr angemessenen Boden.

Eine der wichtigsten Reisen, welche in neuester Zeit die Erforschung des südlichen Amerika's zum Gegenstande gehabt haben, ist diejenige, welche in den Jahren 1834 und 1835 von den Engländern *Smyth* und *Lowe* unternommen worden ist. Ersterer befand sich als Lieutenant auf dem königlichen Schiffe *Samarang*, welches im Juni 1834 nach *Callao* (dem Hafen von Lima, der Hauptstadt Peru's) kam und drei Monate daselbst verweilte. Während dieser Zeit machte Lieutenant *Smyth* in Lima Bekanntschaft mit verschiednen Männern, die über den Zustand des innern Landes jenseits der Cordilleren genau unterrichtet waren, und gelangte zu der Ueberzeugung, dafs eine Reise durch diese unbekannten Gegenden, auf den in den *Amazonen-Strom* führenden Flüssen und diesen Letztern hinab bis zu seiner Mündung ins Meer, zu wichtigen Entdeckungen führen müsse, und seinen Landsleuten wahrscheinlich neue Han-

delswege in das Innere von Süd-Amerika eröffnen werde. Lieutenant *Smyth* entschlofs sich, diese Reise zu unternehmen und fand an einem andern jungen Offizier, *Frederick Lowe*, einen muthigen und kenntnifsreichen Begleiter. Mit Pässen vom brittischen General-Consul in Lima, in englischer, spanischer und portugiesischer Sprache, so wie vom brasilischen Agenten in Lima, und mit einer Empfehlung des Erzbischofs daselbst an den Geistlichen *Plaza*, Vorsteher der Mission zu *Sarayacu* (am Flusse Ucayali, 15 Legoas aufwärts von dessen Mündung in den Amazonenstrom) versehen, wozu noch von Seiten der peru'schen Regierung eine Militär-Bedeckung kam, machten sich unsere Reisenden am 20. Sept. 1834 auf den Weg. Ein Auszug aus dem Berichte des Lieutenant *Smyth* wurde in der Sizzung der königl. Geographischen Gesellschaft zu London am 14. Dez. 1835 vorgelesen, den wir hier mittheilen.

Nachdem die Reisenden bei *La Vinda*, welches etwa 15,000 (engl.) Fufs

über dem Meere liegt, die *Andes* überschritten hatten, begaben sie sich nach *Cerro (de) Pasco*, 14,278 Fufs über dem Meere, wo sich die vornehmsten Silber-Bergwerke Perus befinden,*) und setzten dann ihren Weg nach *Huanuco*, am östlichen Abhange der Andes, 6500 Fufs hoch, fort. Hier verriethen die Behörden eine grofse Eifersucht darüber, dafs die Reisenden ihr Land erforschen wollten, so wie diese auch vor den *Cachebos*, einem Stamme von Indiern, welche zu beiden Seiten des *Pachitea* wohnen und Menschenfresser seyn sollten, Besorgnisse hegten. Dennoch liefsen sie

*) Ueber diese Bergwerks-Station, so wie überhaupt in Betreff eines grofsen Theils der von *Smyth* und *Lowe* durchreisten Länder erfahren wir Umständlicheres und Gründlicheres durch unsern teutschen Landsmann Professor *Pöppig* zu Leipzig, welcher längs und auf dem *Huallaga* in den *Amazonen-Strom* hinab und auf dem Letztern ebenfalls bis zu dessen Mündung gefahren ist. Man sehe den II. Band von dessen *Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonen-Strome, während der Jahre* 1827 — 1832. Leipzig, 1836.

sich von der Fortsetzung ihrer Reise nicht abhalten, welche jetzt den mit vielen Stromschnellen und Wasserfällen (*Malpasos*) angefüllten Flufs *Huallaga* hinab ging. Da die Beschiffung desselben nicht durchgängig ausführbar war, so entschlofs sich Lieutenant *Smyth*, queer durch das Land, nach dem Flusse *Ucayali* seinen Weg zu nehmen. Dieses geschah ungefähr *Moyobamba* (?) gegenüber, wo der *Yanayaca* von Osten her in den Huallaga fliefst. Die Reisenden gingen am Ucayali aufwärts bis *Sarayacu*, der einzigen spanischen Mission, die noch in dieser Gegend vorhanden ist, und wo sie am 2. Februar 1835 ankamen. Hier mufsten sie beinahe einen Monat lang bleiben, wurden aber sehr gut aufgenommen. Lieutenant *Smyth* erhielt unterdessen vom Pater *Plaza* viele wichtige Nachrichten über die Beschaffenheit und die Hilfsquellen der umliegenden Gegend. Das Land zwischen dem *Huallaga* und dem *Ucayali*, vom *Amazonen-Flusse (Marañon)* bis an den *Pachitea*, wird die *Pampa*

del Sacramento genannt, und ist ein ungemein schöner und fruchtbarer, von Norden nach Süden ungefähr 300 Meilen langer und 100 Meilen breiter Strich. Der Marañon und der Ucayali sind zu allen Zeiten für gröfsere Schiffe fahrbar, die beiden andern nur für kleinere Fahrzeuge. Südlich von *Sarayacu* bildet der Boden Anhöhen, welche aber nicht die Höhe von eigentlichen Bergen erreichen. Ueberall herrscht eine aufserordentliche Fruchtbarkeit und der Boden ist mit der üppigsten Vegetation bedeckt. Die Wälder hatten ein sehr schönes Ansehen und schienen Holzgattungen aller Art zu enthalten. Am dichtesten waren sie in den nördlichen Bezirken. Die Schiffe können den Ucayali aufwärts in den *Pachitea* (welcher sich in diesen mündet) und den Letztern aufwärts bis *Mayro*, am gleichnamigen Nebenflusse des Pachitea, unter 10° südl. Br., fahren; für Kähne geht die Schiffbarkeit noch weiter, auch auf den kleinern Nebenflüssen. Die sämmtlichen Gewässer sind mit grofsen und trefflichen

Fischen reichlich versehen. Unter die merkwürdigsten Bewohner des Amazonenstromes und seiner gröfsern Zuflüsse gehört die s. g. *Seekuh (Vacca marina)* oder der *Manati*. Ein solches Thier, welches in Sarayacu gefangen wurde, war 7 Fufs 8 Zoll lang, und hatte an der dicksten Stelle 6 Fufs im Umfang. Indessen wurde es noch nicht als ein besonders grofses Exemplar betrachtet. Das Fleisch hat sowohl das Aussehen als den Geschmack von Fett und gleicht dem Schweinefleisch. Es wird gebraten, geschmort und zu Würsten zugerichtet. Die Schulterblätter gebraucht man als Spaten. Nächst dem Manati ist die *Schildkröte* das wichtigste Erzeugnifs der Gewässer. Sie wird in ungeheurer Menge im Amazonen - Strom und dessen Nebenflüssen gefunden, und die Ufer scheinen nicht selten von diesen Thieren, wie mit einer zusammenhangenden Hornmasse bedeckt zu seyn. Aufser der Nahrung, welche ihr Fleisch gewährt, gewinnt man aus den Eiern am Ucayali allein über 1000 Gallonen

Oel. Auch das *Fluſs-Meerschwein* ist in groſser Menge vorhanden und erreicht eine Länge von 6 Fuſs. Man fängt es um seines Thrans willen. *Alligatoren* sind häufig und werden als sehr raubgierig geschildert. Die der Geographischen Gesellschaft vorgelegten Zeichnungen enthielten Abbildungen von mehren Fischen, die bis jetzt nur nach den einheimischen Namen bekannt sind.

Am 7. Mai verlieſsen die Reisenden *Sarayacu*, nachdem sie vom Pater *Plaza*, der seit 34 Jahren hier lebt und sie mit groſser Gastfreundlichkeit aufnahm, verschiedne interessante Notizen über das Land und dessen Bewohner erhalten hatten. Von *Sarayacu* aus wurde der übrige Theil der Reise ohne bedeutende Hindernisse oder besonders merkwürdige Begebenheiten zurück gelegt. Am 3. Mai langten die Reisenden in *Barra*, oder, wie es jetzt genannt wird, *Manoas*, an der Mündung des *Rio Negro* in den Amazonen-Strom, an und am 29. dess. M. trafen sie in *Para* ein. Man

kennt bereits die ungeheure Ausdehnung der Schifffahrt, welche der Amazonen-Strom und dessen Nebenflüsse darbieten; es ist indefs eine merkwürdige Thatsache, dafs der regelmäfsige Wind auf allen den vom Lieutenant *Smyth* befahrnen Flüssen immer gerade gegen den Strom weht. Die Boote segeln also überall die Flüsse hinauf und lassen sich abwärts vom Strome treiben. Das Steigen und Fallen der Gewässer betrug, nach den an den Ufern wahrzunehmenden Kennzeichen, an mehren Stellen 40 Fufs, eine Erscheinung, die ausschliefslich in den periodischen Regengüssen ihren Grund hat. Sämmtliche bis jetzt vorhandene Karten des Flusses (doch wohl die von *Spix* und *Martius* ausgenommen?) sind in den Einzelheiten sehr fehlerhaft; wenn gleich der Hauptzug des Stroms im Ganzen ziemlich richtig gezeichnet ist. Den *Purus* hält Smyth für den wichtigsten Nebenflufs des Amazonen-Stroms, und dieser ist bis jetzt noch zum Theil sehr unbekannt. Sein Haupt-Mündungsarm bei San Thome ist

½ engl. Meile breit. Wenn es nicht ausgemacht wäre, dafs der *Beni* ein Nebenflufs des *Madeira* ist, so könnte man den *Purus* und den *Beni* für ein und denselben Flufs halten.*) *Smyth*

---

*) Ueber die südlichen Zuflüsse des Amazonen-Stromes finden sich zwei wichtige Aufsätze im *Journal of the Royal Geographical Society of London;* 1835. *Part. I.* S. 90 u. ff.; der eine ist die Uebersetzung eines spanischen Manuscripts von unserm, zu Cochabamba verstorbnen, Landsmann *Thaddäus Hänke* (aus Kreibitz in Böhmen gebürtig; man sehe seine Lebensbeschreibung in unserm Taschenbuche, 1827, S. 237 u. ff.), vom J. 1799; der andere Aufsatz ist vom Engländer *Woodbine Parish* und beschränkt sich auf den Lauf des *Beni.* Wir erfahren aus der Anmerkung zur Hänkeschen Abhandlung: „Er hatte ein schätzbares Werk über diese Länder (Ober-Peru oder das jetzige Bolivia) vorbereitet, welches schon längst im Druck erschienen seyn würde, wenn die Revolution nicht alle Verbindung mit Europa abgeschnitten hätte. Er ist seitdem in Bolivia gestorben und man fürchtet, dafs jenes Werk verloren gegangen. Indessen sind einige von seinen Papieren erhalten worden, unter welchen sich auch seine amtlichen Berichte an

bemerkt auch (jedoch nur nach mündlichen Berichten Anderer) die Thatsache, dafs der Hauptarm des *Tapajoz*, welcher sich ebenfalls in den Amazonen-Strom ergiefst, sich dem *Rio de la Plata* (d. h. dem nördlichsten Quellenstrome desselben, dem *Paraguay)* bis auf 18 Meilen nähere und mit Booten befahrbar sei, so dafs, bis auf diesen Zwischenraum, eine fortdauernde Schifffahrt durch das ganze Innere von Süd-Amerika besteht, und zwar von der Mündung des *Orenoko* bis nach *Buenos-Ayres.* *)

---

die spanische Regierung befinden. Eine zweite Abhandlung, über die Provinz *Cochabamba*, ist als Anhang zu *Azara's* Werk erschienen.“ (Es ist dieselbe, von welcher wir in der Andréschen Zeitschrift *Hesperus*, 1819, April, Beilage Nr. 18 Nachricht gegeben haben.) „Noch andere Papiere sind in den Händen einzelner Personen, welche sie hoffentlich seiner Zeit ebenfalls bekannt machen werden; denn Alles, was *Hänke* über *Peru* schrieb, ist von Werth.“

*) *Berghaus Annalen* etc., Nr. 130 (Jänner, 1836) S. 365 u. ff., wo jedoch viele Namen

Im südlichen *Afrika* ist Dr. *Smith*, Anführer der nach dem Innern dieses Erdtheils, jenseits der brittischen Cap-Colonie, unternommenen Expedition, (s. den vorigen Jahrgang, S. LXIII. u. ff.) von seiner Entdeckungsreise zurückgekehrt; indessen ist die Beschreibung derselben noch nicht im Druck erschienen. Capitän *Alexander*, der von der *Lagoabay* ins Innere vordringen will (s. ebendas. S. LXVIII.), war schon im Dez. 1835 am Cap angekommen und hatte seine Reise angetreten. Er sagt in einem seiner letzten Schreiben nach London, ein Eingeborner habe ihn versichert, daſs es nicht weit von der Reiseroute, wel-

---

durch Druckfehler entstellt sind. Gröſsere Auszüge aus Smyth's Reise, die bereits unter dem Titel: *Narrative of a Journey from Lima to Para, across the Andes and down the Amazon* etc. etc. London, 1836; (mit 10 Steinplatten, 1 Vignette und 3 Karten) im Druck erschienen ist und aus welcher wir Bruchstücke im nächsten Jahrgange dieses Taschenbuchs mittheilen werden, enthält die *Literary Gazette*, 1836, Nr. 1006 und 1018.

che der Capitän einzuschlagen gedenkt, einen grofsen See gebe. Auch erwähnte derselbe eines Ortes, Namens *Mangwhatu*, welcher einerlei mit *Bamangwatu* zu seyn scheint, dessen schon die Missionäre in *Kurritschane* gedacht haben, indem sie ihn als nordöstlich von dieser letztern Stadt gelegen beschrieben. Man kann demnach die Lage von *Mangwhatu* beiläufig unter 24° südl. Br. und 31° östl. L. annehmen. Der erwähnte See soll zwei Tagreisen westlich davon liegen. Es strömen ihm viele Flüsse zu, von welchen zwei so grofs sind, dafs man nur in Booten darüber setzen kann. An den Ufern des Sees liegen viele Dörfer und einzelne Niederlassungen, deren Bewohner den Namen *Makoba's* führen, guter Gemüthsart und in den Künsten, die sie zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nöthig haben, nicht unerfahren sind. Sie schmelzen Eisen und Kupfer, und bauen Boote aus einzelnen Stücken, welche sie mit hölzernen Pflöcken und Nägeln aneinander befestigen. Auch weben sie Zeuge und bedienen sich beim

Handel der Muscheln statt des Geldes. Die Sprache dieser *Makoba's* ist von der der Betschuana's verschieden, obschon sie dieselbe Kleidertracht, wie diese, haben. Sie gehen auf die Elephanten-Jagd und verkaufen die Zähne an Leute, welche von Nordosten (wahrscheinlich aus der Gegend von *Inhambane*) kommen, sich die Nase tättuiren, krauses Haar haben, ganz nackt gehen und mit Assagaien bewaffnet sind. Die *Makoba's* besitzen grofse Viehheerden und bauen Hirse, Melonen, Betschuana-Bohnen und verschiedne efsbare Knollengewächse. Ob sie Sklavenhandel treibsn, wufste der erwähnte Eingeborne nicht. *)

Der als Zoolog bekannte englische Naturforscher *Steedman* hat Wanderungen und Abenteuer „im Innern von Süd-Afrika“ herausgegeben, welche nicht blofs in naturhistorischer, sondern auch in geographischer Hinsicht merkwürdig

*) *Berghaus Annalen* etc., Nr. 123 (Juni, 1835), S. 311.

und belehrend sind. *) Er sagt unter andern über das *Kaffernland* oder *Kaffraria:* „Es erstreckt sich vom *Keiskamma*, dem Gränzflufs mit der Cap-Colonie, bis zu einer unbestimmten Gränze, die etwas südlich von der Jelagoa - Bay fällt. Seine Ausdehnung nach dem Binnenlande zu ist nicht genau bestimmt. Die Westgränze soll in die Nähe der Quelle des Oranje - Stroms fallen. *Vier* grofse *Nationen*, die von Einer Familie abstammen, bewohnen dieses Land. Obschon die Gränzen ihrer Wohnplätze nicht ganz genau bestimmt sind, so kommen doch die nachstehenden Angaben gewifs der Wahrheit ziemlich nahe. Die erste Nation sind die *Amakosa's*, deren oberster Herrscher *Hintza* **) ist; sie erstrecken sich von der Cap-Colonie bis zum Baschi - Flufs. Ihre Zahl wird auf 150,000 Köpfe ge-

---

*) *Wanderings and Adventures in the Interior of Southern Africa.* By Andr. *Steedman.* 2 Voll. London, 1835.

**) Dieser ist bekanntlich im J. 1836 in einem Gefecht ums Leben gekommen.

schätzt, darunter 25,000 erwachsene Männer, von denen nur 16,000 Krieger sind. Wenn indessen eine Expedition im Werke ist, die allgemeine Zustimmung findet, so stellen sich viel mehr unter die Fahnen der Häuptlinge und bilden ein bedeutendes Heer. Die *Amatembu's* bilden die zweite Abtheilung; es sind dieselben, welche man gewöhnlich *Tambuki's* nennt. Sie wohnen in der Nähe des Baschi-Flusses und erstrecken sich landeinwärts bis zur Karru-Wüste; auch bewohnen sie das Land westlich und nördlich von den *Amakosa's*. Ihr oberster Herrscher, welcher 1830 starb, war *Vossani*. Von den untergeordneten Häuptlingen sind *Magwa* und *Tabo* die vornehmsten. Die dritte Abtheilung sind die *Amaponda's* oder dasjenige Kaffernvolk, welches bisher unter dem Namen *Mambuki's* bekannt war. Ihr Gebiet erstreckt sich vom Baschi bis an den Flufs *Umsikalia*, ungefähr 30 Meilen jenseits des *St. John*. Der oberste Herrscher heifst *Fako*. Er ist ein Mann von Talent und Kraft, und

wird von den benachbarten Volksstämmen sehr gefürchtet. Die vierte und letzte Abtheilung bilden die *Amazoulah's* oder *Zoulah's* (auch *Zulu's*), welche bei Natal, längs der Küste zwischen dem Flufs *Umzimvubo* und der *Jelagoa-Bay*, und landeinwärts bis zu den Quellen des Oranje-Stromes wohnen, wo sie an das Betschuanen-Gebiet gränzen. Sie zerfallen in zwei Unterabtheilungen. Die eine wohnt bei Natal unter dem Häuptling *Dingaan*, dem Nachfolger von *Tschaka*; die andere, unter *Matakatze*, wohnt weit im Binnenlande.“ *)

Ferner sagt der Verfasser in Betreff unserer geographischen Kenntnisse vom südlichen Afrika: „Die Entdeckungen haben sich vom Vorgebirge der guten Hoffnung aus bereits sehr tief in das Innere des Festlandes, jenseits der Colonie-Gränzen ausgedehnt. Besonders haben sie sich, was hauptsächlich den

*) S. die Jahrgänge 1830, S. LXI. und 1835, S. LXIX. In *Gardener's* Reise zu den Zulu's heifsen die obigen Häuptlinge *Dingarn* und *Charka*. (S. unten.)

Handelsunternehmungen zugeschrieben werden mufs, in den letzten Jahren aufserordentlich erweitert und beschleunigt. Die Gränzen dieser Entdeckungen lassen sich ungefähr in folgender Weise bestimmen. Von der *Angra Pequeña* an der Atlantischen Küste gerade gegen Norden bis 19° Breite, längs dieses Parallels bis 19° Länge, dann herab bis auf 28° Breite; von diesem Punkte bis 22° Länge und dann in einer Diagonale bis zu dem Punkte, wo der 26ste Meridian den Steinbock-Wendekreis schneidet; längs dem Letztern bis 31° Länge und von da südlich nach der Jelagoa-Bay. Innerhalb dieser Linie bleibt jedoch noch ein Raum von ungefähr 10,000 (engl.) Geviertmeilen zu erforschen übrig. Dieser Raum umschliefst drei grofse Quellflüsse des *Gariep*, nämlich den *Caledon* und den *Stocken* gegen Süden, und den *Donkin* gegen Norden, und kann als ein Oval betrachtet werden, dessen Mittelpunkt etwa unter 28° 30′ Breite und 25° 20′ Länge liegt. Der grofse Durchmesser, von Südwest nach Nordost, ist

über 240 M., und der kleine, von Norden nach Süden, etwa 100 M. lang. Dieser noch wenig bekannte Raum ist jedoch zu verschiednen Zeiten von den Colonial-Bauern besucht worden und soll reich an Wildpret, gut bewaldet, hinreichend bewässert und mit den Ueberresten der Arbeiten eines Volks bedeckt seyn, welches auf einer höhern Stufe gestanden und die Zugänge seiner Wohnplätze befestigt habe, indem die schmalen Bergpässe mit steinernen Mauern geschlossen wurden. Von der eben angegebnen Linie, bis zu welcher man von der *Cap-Colonie* vorgedrungen ist, bis zu den Gränzen der *portugiesischen* Entdeckungen erstreckt sich queer durch das ganze Festland ein Blanquet, welches dem Handel, der Wissenschaft, der Philanthropie und der Religion noch durchaus unbekannt ist. Einheimische Zeugnisse bevölkern diese Landstrecken mit Ungeheuern und mit Menschen, die noch schrecklicher als Ungeheuer sind. Das Land soll dicht bevölkert, mit vielen grofsen Städten, ausgedehnten Wasser-

sammlungen und beträchtlichen Wäldern angefüllt seyn.“ Wahrscheinlich wird uns *Smith's* Reise manche Aufschlüsse darüber geben. — Die S. LXIV. des vorigen Jahrganges erwähnten vier Berliner *Missionäre*, welche sich an Smith's Expedition angeschlossen, haben sich späterhin von derselben getrennt und am *Riet*-Flusse, im Lande der Korannas, welches östlich mit dem Kaffernlande gränzt, eine Missions-Niederlassung gegründet, welche den Namen *Bethania* erhalten hat. *)

Ueber den vorhin erwähnten *Dingaan* (oder *Dingarn)*, den König der *Zulu's*, erfahren wir manches Nähere durch den brittischen Capitän *Gardener*, welcher von der Niederlassung *Port Natal*, an der Ostküste von Süd-Afrika, eine Reise zu diesem gräulichen Despoten gemacht und ihn in seiner Residenz besucht hat. **)

---

*) *Ebendas.*, Nr. 123, S. 310, und Nr. 125 und 126, S. 543 u. ff.

**) *Narrative of a Journey to the Zoolu Country in South Africa.* By Capt. *Allen F.*

Capitän *Gardener* sammelte bei dieser Gelegenheit auch mancherlei Nachrichten über einige bisher unbekannte Stämme der dortigen Gegend. So erfuhr er unter Andern von einem untergeordneten Häuptling der *Unguani's* Folgendes in Betreff dieses Volkes.

„Ihre Wohnplätze liegen nordnordöstlich von *Unkung-inglove*, neun Tagereisen weit. Am Ende des fünften Tages erreicht man den Flufs *Umpongola*, und nach vier Tagen kommt man nach *Elangani*, der Residenz ihres Königs *Sobuza*. Näher beim genannten Flusse liegt die Stadt *Nobamba*. Beide Städte sind in Vergleich mit denen der Zulu's nur klein zu nennen. Sie haben zwar dieselbe Bauart, aber keine Einzäunungen. Hier wohnt die gesammte Bevölkerung der *Unguani's*, die jetzt sehr abgenommen hat. Die Zahl der Männer übersteigt nicht 100; da aber jeder Mann 5 bis 10 Weiber hat, so kann man die ganze Volksmenge, die

---

Gardener, R. N. Undertaken in 1835. London, 1836.

Kinder mit eingeschlossen, auf 1200 Köpfe anschlagen. Sie waren ehemals unabhängig, wurden aber von *Tscharka* (oder *Tschaka*, s. oben) unterjocht und ihres gesammten Viehstandes beraubt. Sie haben weder Schafe noch Ziegen, und da sie wenig Getraide bauen, so müssen sie oft nur von Wurzeln leben. Die Ebenen sind mit sehr hohem Gras bedeckt; auch wächst hier, so wie auf den Gebirgen, grofses Stammholz. An wilden Thieren ist Ueberflufs; aufser den in diesem Theile des Landes gewöhnlichen haben sie auch das Nashorn und den Tiger" (wohl nur den Leopard oder Panther, denn Afrika hat keine Tiger). „Vom Straufs und der Giraffe scheinen sie nichts zu wissen. In den Flüssen wimmelt es von Crocodilen. Obwohl die Flüsse als ansehnlich beschrieben werden, so kann man doch zu gewissen Zeiten überall durchwaten. Der gröfste, nächst dem Umpongola, ist der *Lesuta*, welcher die Gränze mit dem Lande der Zulu's macht; nach diesem kommt der *Motani*. Die Unguani's ha-

ben keine Kähne und sahen das Meer erst, als sie in das Zulu-Land kamen. Sie scheinen ein ganz isolirter Volksstamm zu seyn. Alle sprechen die Zulu-Sprache, und hatten, ehe sie mit den Engländern zusammen kamen, noch nie von einer andern Sprache etwas gehört. Die Unterredung mittelst eines Dolmetschers war für sie etwas ganz Neues und diente zu ihrer grofsen Belustigung. Dem äufsern Ansehen und der Kleidung nach gleichen sie den *Zulu's*, besonders seitdem sie auch den Ring um den Kopf tragen, welchen die Letztern seit der Unterjochung durch *Tscharka* angenommen haben. Die Weiber scheeren auch den Kopf, bis auf ein Haarbüschel auf dem Wirbel, welches sie aber etwas höher tragen. Das ganze Land nach Norden und Westen beschreiben die Unguani's als eine unfruchtbare Wüste, deren Ausdehnung nach Norden ihnen unbekannt ist. Im nördlichen Theile, der ganz aus Sand besteht, ist ein grofser Flufs, bis zu dessen Ufer sie gekommen sind, ohne ihn jedoch zu

überschreiten. Auch haben sie nie von einem Volke gehört, welches jenseits desselben nach Norden oder Westen hin wohnte. Oestlich wohnt ein Stamm der Zulu's, *Nobomba's* genannt, von welchem die Unguani's Eisen erhalten, um daraus Spitzen für ihre Lanzen und Assagaien zu machen. Sie haben von *Sofala* gehört, sind aber weder dort gewesen, noch haben sie einen von den dortigen Einwohnern gesehen. Ihre Häuser gleichen denen der Zulu's, sind aber meist aus Matten und Rohr errichtet. Ihr König, *Sobuza*, derselbe, der von Tscharka besiegt wurde, hat noch das Recht über Leben und Tod seiner Unterthanen. Missethäter, die zum Tode verurtheilt sind, werden, wie bei den Zulu's, mit knotigen Stöcken todt geschlagen, aber niemals gespiefst. Die Todten, mit Ausnahme der Verbrecher, begraben sie in der Erde, nachdem sie in Matten eingewickelt worden. Sie beschreiben die heifsen Winde zu manchen Zeiten so unerträglich, dafs sie ihre Häuser verlassen und auf die Berge steigen müs-

sen, um frische Luft zu schöpfen. Das Klima ist überhaupt zu allen Jahreszeiten äufserst ungesund. Regen ist unbekannt, aber dagegen thaut es jede Nacht sehr stark. Es giebt zwei vorherrschende Krankheiten unter den Unguani's. Die eine besteht in einer Affection der Kehle und der Lunge, welche aber nur selten gefährlich oder tödtlich ist. Die andere aber besteht in heftigen Kreuz-, Rükken- und Kopfschmerzen, welche den Kranken so plötzlich und heftig anfallen, dafs er oft schon nach wenigen Minuten, gewöhnlich aber nach einer Viertelstunde, todt ist. Nach dem Tode fliefst eine schwarze Flüssigkeit aus dem Munde. Sie haben keine Kenntnisse von Heilmitteln und lassen den Kranken ohne irgend eine Hilfe verschmachten. Die erstgenannte Krankheit wird oft durch eine Entfernung von ihrem ungesunden Wohnplatze gehoben. Gemeinschaftlich mit den andern Volksstämmen der Kaffern feiern sie das Fest der *ersten Früchte*. Die Beschneidung ist noch üblich bei ihnen, obgleich seit Tscharka die-

ser Gebrauch bei den Zulu's abgeschafft ist. Obschon sie von *weifsen Leuten* gehört hatten, so waren doch die Engländer die ersten, welche sie sahen. In Betreff der Religion leben die *Uguani's* in der gröfsten Finsternifs; sie haben keine Kenntnifs von einem Schöpfer der Welt. Indessen glauben sie, dafs die Seele nach dem Tode in eine Schlange fahre. *)

In der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft, am 23. Mai 1836, wurde ein Auszug aus dem Tagebuche des Capitän *Smee*, von der Ostindischen Marine, vorgelesen, welcher 1811 eine Reise an der *Ostküste* von Afrika, vom *Cap Guardafui* südwärts bis zur Insel *Zanzibar* gemacht hatte.

---

*) *Lit. Gazette*, 1836, April, Nr. 1006. S. 274. Ueber die *Zulu's* (oder *Zula's*) ist auch vor Kurzem ein anderes Werk zu London erschienen: *Travels and Adventures in Eastern Africa*, descriptive of the *Zoolas*, their *Manners*, *Customs* etc. etc. with a *Sketch of Natal.* By *Nathanael Isaacs.* 2 Voll. London, 1836.

Diese Insel liegt zwischen 6 und 7° südl. Breite und ist an 50 (engl.) M. lang und 20 M. breit. Von der Küste des Festlandes, längs derselben sie sich in nordöstlicher Richtung erstreckt, mag sie 15 oder 16 Stunden entfernt seyn. Dazwischen liegen noch einige kleinere Eilande. Der Anblick von Zanzibar ist sehr anmuthig. Das Klima gleicht dem von Ostindien, nur der Mansoon oder die Regenzeit tritt früher ein. Die gleichnamige Stadt liegt an der westlichen Küste der Insel und ist grofs und volkreich. Mitten in derselben steht ein ungeheurer Baum, zwar nur von 8 oder 10 Fufs Höhe, aber von 36 bis 40 Fufs im Umfange. Er trägt eine grofse eirunde Frucht mit einer weichen Schale, von welcher aber, so wie von dem Holze, kein Gebrauch gemacht wird. Die Herrschaft über die Insel gehört dem Imam von *Mascat*, welcher den *Haikim* oder Statthalter ernennt und an welchen die aus dem Handel und den verpachteten Ländereien fliefsenden Einkünfte abgeliefert werden. Der Imam unterhält kein

Militär, aber die Sklaven des Haikim, etwa 4 oder 500 Mann, sind bewaffnet und stehen unter drei arabischen Offizieren. Die ausgeführten Artikel sind mit keinen Abgaben belegt; doch sagte man, dafs die Franzosen, um sich dem Statthalter geneigt zu machen, freiwillig 10 Dollars für jeden gekauften Sklaven bezahlen. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Sklaven und Elfenbein, nebst einigen wenigen Specereien. Die Zahl der Sklaven, welche jährlich nach *Mascat*, *Ostindien* und *Mauritius* geschickt wurden, konnte 8 bis 10,000 betragen. Die Einfuhren kommen hauptsächlich aus Ostindien und von der benachbarten afrikanischen Küste, und sind von Bedeutung. Nach den Zöllen zu urtheilen, müssen sie jährlich wenigstens an 300,000 Dollars betragen. Europäische Waaren sind sehr gesucht. Die Volksmenge der Insel kann zu 200,000 Seelen angenommen werden, worunter drei Viertel aus Sklaven bestehen. Ein seltsamer Gebrauch wurde in der Stadt beobachtet. Die Verstorbnen pflegen

nämlich unter einem Baume, dicht bei ihrer Wohnung, begraben zu werden, so dafs die ganze Stadt wie ein grofser Kirchhof aussieht. Da dieses Begraben bei den ärmern Volksklassen sehr nachlässig geschieht und die Sklaven oft unbeerdigt ans Ufer geworfen werden, so kann man sich denken, wie sehr die Luft dadurch verpestet werden müsse. *)

Zur genauern Erforschung der *Westküste* von Afrika ist am Schlusse des J. 1835 das englische Schiff „Aetna" unter dem Befehle des Capitän *Vidal*, begleitet vom „Raven" unter Lieutenant *Bedford*, von England aus unter Segel gegangen. Diese Expedition wird die Aufnahme der Küste vom *Sherboro-Flusse* bis zur *Bay Corsico* fortsetzen, eine Strecke, welche die ganze Goldküste, die Körnerküste u. s. w. in sich begreift. **)

Eine merkwürdige Erscheinung ist die Schrift des Engländers *Rankin* über

---

*) *Ebendas.*, Mai, Nr. 1010, S. 343.

**) *Ebendas.*, Jänner, Nr. 989, S. 12.

die allgemein als höchst ungesund bekannte brittische Niederlassung *Sierra Leone* an der Westküste von Afrika. *) Der Verfasser bemüht sich darin zu beweisen, dafs das Klima dieser Niederlassung keineswegs ungesund sei, sondern dafs nur Handelseigennutz, um Mitbewerber abzuhalten, sie in so übeln Ruf gebracht habe. „In England" — sagt er — „ist der blofse Name *Sierra Leone* gleich bedeutend mit Pestilenz und Tod; es ist als das „Grab des Weifsen," des Europäers verschrieen. Düster sind die Betrachtungen, welche sich dem ankommenden Fremden aufdringen, wenn er daran denkt, dafs da, wo die Natur in ihrer gröfsten Schönheit und Fruchtbarkeit prangt, der Mensch allein zu sicherem und baldigem Verderben bestimmt ist. Indessen bedarf es nur einer kurzen Bekanntschaft mit den hier ansässigen Europäern, um seine Besorg-

---

*) *The White Man's Grave* (des Weifsen Mannes Grab); *a Visit to Sierra Leone*, in 1834. By *F. Harrison Rankin*. 2 Voll. London, 1836.

nisse zu verscheuchen. Man sieht es den Leuten eben nicht an, daſs sie sich vor dem Tode fürchten. Rüstige Reiter, geschäftige Kaufleute, lustige Beamte sieht man nach allen Seiten in Bewegung und in einer fröhlichen Gemüthsstimmung, die sich nicht mit anhaltender Furcht vor dem Könige des Schreckens verträgt. Die Kirche, denkt der Fremde, ist gewiſs mit Leuten angefüllt, die jeden Augenblick ihrem Sterbestündlein entgegen sehen. Er geht hinein und findet sie fast leer. Nur einige schwarze Soldaten und Neger-Dienstboten, nebst einer Reihe von Kindern aus der Sonntagsschule sieht er versammelt; aber kaum einen von den unglücklichen Weiſsen, die, wie er glaubt, schon an ihr nahes Begräbniſs denken. Wo sind denn diese? Sie erholen sich von den Geschäften und Arbeiten der vergangnen Woche, und befinden sich theils auf der Reitbahn, theils segeln sie nach der schönen Piraten- oder Cockle-Bay, oder sie sitzen zu Hause und schwatzen. Er wirft nun

sein Auge auf die Mauern der Kirche, um Grabschriften zu lesen, die ohne Zweifel in Menge das Andenken der unglücklichen und unzähligen Opfer des Klima's verewigen werden. Nur zwei Marmorplatten findet er, an jedem Flügel der Kirche eine; er lies't die Inschriften und erfährt, dafs sie beide einem und demselben Manne zu Ehren errichtet worden sind; und dieser war nicht einmal ein Weifser, sondern ein junger Farbiger, der in einem Gefecht am *Gambia* ums Leben gekommen. Der Fremde geht nun zum Mittagsessen und findet eine zahlreiche Tischgesellschaft. Alles kommt der Reihe nach zur Sprache, nur das nicht, was ihm am nächsten zu liegen scheint, der allgemeine ungesunde Zustand der Colonie. Er wird zu Ausflügen aufgemuntert; den Gambia soll er besuchen oder eine Fahrt um die Halbinsel machen, und ist er ein Mann von starken Nerven, so soll er über den Flufs setzen und die Gastfreiheit des schwarzen Despoten *Dalla Mohammedu* auf eine ziemlich gefähr-

liche Probe stellen. Niemand denkt daran, dafs man vorher noch dem Leichenbesorger in die Hände fallen kann..... Nur solche Leute, welche sich im Besitze des Alleinhandels glücklich fühlen und in dem neuen Ankömmlinge einen Nebenbuhler erblicken, suchen ihn mit ängstlichen Besorgnissen über den Gesundheitszustand der Niederlassung zu erfüllen.“ *)

In der am 11. April 1836 gehaltnen Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft wurden Nachrichten von einem Herrn *Beacroft* mitgetheilt, welcher auf einem Dampfboote der *Niger* (oder *Quorra*) bis *Attacoula*, etwa 200 engl. Meilen von der Mündung, hinauf gefahren ist. Die Ergebnisse dieser Expedition sind im höchsten Grade befriedigend. Die Reisenden sind überall von den Eingebornen äufserst wohl aufgenommen worden und haben diese sehr freundlich gegen die Europäer gesinnt und sehr zum Handel geneigt gefunden.

---

*) *Lit. Gazette*, 1836, April, Nr. 1003, S. 227.

Man hatte sich auf diese Weise mehre Tonnen Elfenbein verschafft. Während der ganzen Reise, die ungefähr 80 Tage dauerte, war kein Todesfall oder sonst ein Unglück eingetreten. *)

In derselben Sitzung der Geographischen Gesellschaft wurde angezeigt, dafs auch Briefe von dem Reisenden *Davison* aus *Marokko* eingelaufen seien, welche von dem Gelingen seiner Reise, besonders von der freundlichen Aufnahme in Marokko sehr günstige Berichte mittheilten, zugleich aber auch das Bedauern ausdrückten, dafs *Davison* auf seinem Wege nach *Timbuktu* es unmöglich fand, über den *Atlas* und *Tafilett* zu gehen, sondern genöthigt war, den mehr betretnen und folglich auch weniger interessanten Weg über *Wadinton* (?) einzuschlagen. Mit seinem Begleiter *Abu Bin* war er fortwährend sehr zufrieden und hatte eben in Marokko erfahren, dafs einer von dessen Verwandten gegenwärtig Beherrscher von

---

*) *Ebendas.*, Nr. 1004, S. 249.

Timbuktu sei.*) Dieser *Abu Bin*, nach andern Berichten *Abu Ben Saduki* genannt, ist ein freigelassener Sklave von *Jamaika*; er war aus einer vornehmen mohammedanischen Familie entsprossen und wurde von *Davison* nach England berufen, um ihn auf seiner Reise ins Innere von Afrika zu begleiten.

Die Zeitschrift *Ausland* liefert bereits seit dem Jänner 1836 in einer Reihe von Nummern sehr lesenswerthe *Briefe* eines Herrn *Campbell* über den gegenwärtigen Zustand von *Algier*.

Ueber den Reisenden *Hanegger*, aus Donaueschingen, welcher den abenteuerlichen Plan gefaſst hatte, von *Tunis* aus durch das *Innere von Afrika* bis nach dem *Vorgebirge der guten Hoffnung* zu reisen (s. den vor. Jahrg. S. CXIII.), ist wenig Näheres bekannt geworden. Die *Nouv. Ann. d. Voy.* melden (1835, Sept., S. 397), daſs er einen Zweig des *Atlas*, welchen die Araber *Ghebel Memkhé* nennen, besucht und

---

*) *Ebendas.*

in der kleinen Stadt *Themukha*, 500 M. westlich von Tunis, etwa unter 36° Br., mit 3000 Einwohnern, lateinische Inschriften gefunden habe, die ihn auf die Vermuthung führten, dafs hier das alte *Thamugadis* gestanden haben müsse.

Aus *Aegypten* ist der Engländer *Burton*, dessen Ankunft in Alexandrien wir schon im Jahrgange 1835, S. LIV. gemeldet haben, erst im Dez. 1835 nach *England* zurück gekommen. Die antiquarischen Schätze, welche er mitgebracht hat, und seine genaue Kenntnifs aller damit in Beziehung stehenden Gegenstände machen dieses Ereignifs sehr wichtig, und es ist zu hoffen, dafs er die Früchte seiner Forschungen der Welt sobald als möglich mittheilen werde. *)

Von der gröfsten Wichtigkeit für die Kenntnifs der *ägyptischen Alterthümer* und der bis ins dritte Jahrtausend vor Christi Geburt hinaufreichenden *Geschichte* dieses Landes ist die in den Jahren 1828 u. ff. unternommene Expe-

---

*) *Lit. Gaz.*, 1836, Jänner, Nr. 993, S. 76.

dition *französischer* und *toscanischer* Gelehrten, unter der Anführung *Champollions d. j.* und des Professors *Rosellini* aus Pisa, gewesen. Wir haben schon im Jahrgange 1830, S. XLI. u. ff., so viel von den Ergebnissen dieser Expedition damals bekannt war, unsern Lesern mitgetheilt. Seit dem J. 1832 hat indessen Professor *Rosellini*, der nach Champollions im J. 1830 erfolgtem Tode als alleiniger Leiter dem Unternehmen vorstand, begonnen, die Früchte seiner Forschungen in einem grofsen Werke heraus zu geben, welches in Pisa erscheint und aus 10 Bänden Text und 400 grofsen Kupfertafeln bestehen wird, die, in 40 Lieferungen vertheilt, alle 3 oder 4 Monate erscheinen sollen.*) Bis zum Sept. 1836 waren davon bereits 28

*) *I Monumenti dell' Egitto e della Nubia*, disegnati dalla Spediziono scientifico - letteraria toscana in Egitto; distributi in ordine di materie ed illustrati dal Dottore *Ippolito Rosellini*, Direttore dalla Spedizione, Professore di Lettere, Storia e Antichità orientali nell' I. e R. Università di Pisa etc. etc.

Lieferungen nebst 4 Bänden Text (2 Bände *Monumenti storici* und 2 Bände *Monumenti civili*) in den Buchhandel gekommen. Der Preis war für die Unterzeichner vor der sechsten Lieferung 20 Franken (oder 24 toscanische Lire) für jede Lieferung, mit Inbegriff des Textes. Später eingetretne Abnehmer bezahlen 24 Fr. Dieses Werk verbreitet über die Geschichte Aegyptens ein ganz neues Licht. Der Verfasser hat dieselbe aus den noch vorhandnen Denkmählern und hieroglyphischen Darstellungen erläutert und deren Uebereinstimmung nicht nur mit der Heiligen Schrift, sondern auch mit den Profan-Schriftstellern des Alterthums nachgewiesen, zum Theil auch die Letztern berichtigt oder widerlegt. Wir lernen hier nicht blofs die *Könige* und Schicksale Aegyptens, von der XVI. Dynastie an, die mit der Zeit Abrahams zusammenfällt, bis zu den Zeiten der Ptolemäer und Römer, sondern auch das ganze häusliche und öffentliche Leben der alten Aegypter, ihren Cultur-Zu-

stand etc. in einer Vollständigkeit kennen, die bisher Niemand für möglich gehalten hatte.

Ein bemerkenswerthes Seitenstück zu dieser Arbeit *Rosellini's*, obwohl nicht von so ungeheuerm Umfange, da es nur aus einem Band in Grofs-Oktav mit 11 Platten Abbildungen besteht, ist das zu London erschienene Werk *Wilkinson's* über Aegypten. *) Wilkinson war der Begleiter *Burton's* im J. 1823 auf einer Reise durch die Gegenden östlich vom Nil bis zum Rothen Meere. Wir haben eine Uebersicht derselben im vorigen Jahrgange, S. LXXXVIII. u. ff. mitgetheilt.

Der bekannte Missionär *Wolff* ist im Jänner 1836 von *Malta* nach *Ale-*

---

*) *Topography of Thebes*, and *General View of Egypt*. Being a short Account of the principal objects worthy of notice in the *Valley of the Nile* etc. etc.; with Remarks on the *Manners and Customs of the Ancient Egyptians* and the *Productions of the Country* etc. etc. By *J. G. Wilkinson*, Esq. London, 1835.

xandrien abgereist, um eine grofse Reise durch *Aegypten* und *Nubien* nach *Abyssinien* zu unternehmen und Juden und Mohammedanern das Evangelium zu predigen.*) Er hat im J. 1835 zu London die Beschreibung seiner frühern langwierigen Reise durch *Asien* herausgegeben, von welcher wir in den letzten Jahrgängen unsers Taschenbuches mehrmals Erwähnung gemacht haben.**) Die geographische Ausbeute ist sehr gering gewesen. Das *Athenäum* sagt in einer Beurtheilung dieser Reise: „Der ehrwürdige *Joseph Wolf*, ein zum Christenthum übergetretner Jude und bekannter Missionär giebt hier einen Bericht über seine Reisen. Er geht zuerst von *Malta* nach *Persien*, durchwandert die Wüste der *Turkmanen*, besucht *Bochara* und *Balkh*, welche Städte er für das *Habor* und *Halah* der jüdischen Schriftsteller hält, geht dann über die Gebirge

*) *Lit. Gaz.*, 1836, März, Nr. 999, S. 173.

**) *Researches and Missionary Labours among the Jews, Mahomedans and other Sects* etc.; by *Lesley-Joseph Wolf* etc.

des *Hindu-Kusch*, und trifft in *Kabul* ein. Von hier führt er uns über den *Indus* bis ins Innere von *Kaschmir*, hierauf nach *Indien*, zuletzt nach *Arabien*, und nachdem wir uns mit ihm auf dem *Rothen Meere* eingeschifft haben, landen wir an der Küste von *Aegypten*. Durch diese Wanderschaft allein würde Herr *Wolf* einen Ehrenplatz unter den ausgezeichnetsten Reisenden einnehmen, wenn sein Buch mehr Beweise geistvoller Beobachtung und weniger Ausbrüche von Träumerei und Schwärmerei enthielte. Er vernachlässigt überall die geographischen Einzelnheiten und schildert niemals den Anblick der *Länder*, wo er sich eben befindet. Indessen haben seine, wenn auch nicht zahlreichen, Beobachtungen über die *Menschen* den Reiz der Naivetät und scheinen zu beweisen, dafs der Verfasser ein Mann von eigenthümlichen Ansichten sei. Ueberall wenigstens finden wir seine Bemerkungen frei von jenem Egoismus, welcher bei vielen andern Reisenden auf das moralische Colorit ihrer Schilderun-

gen einen so nachtheiligen Einfluſs hat. Die Kenntnisse unsers Verfassers sind übrigens keine andern, als die eines Rabbinen, so daſs er den Horazischen Satz bestätigt: „*Quo semel est imbuta recens servabit odorem testa diu.*" Indessen wird das Werk, trotz seiner Mängel, jedem Leser, den das Studium der menschlichen Natur interessirt, eine lehrreiche und angenehme Unterhaltung gewähren. *)

Die bereits seit dem Anfange des Jahres 1835 in allen europäischen öffentlichen Blättern vielfach besprochene *Euphrat-Expedition* hat zwar zunächst nur einen merkantilischen Zweck; man will nämlich englischer Seits den Versuch machen, zwischen *Groſs-Britannien* und *Ostindien* auf dem *möglichst kürzesten Wege* eine Verbindung durch *Dampfschiffe* ins Werk zu richten; indessen ergiebt sich aus den bereits eingelaufnen Nachrichten, daſs diese Unternehmung auch von groſsem Nutzen für

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1835, Sept. S. 365 u. ff.

die geographische Kenntnifs von Syrien, Mesopotamien und Irak Arabi gewesen ist. Schon im Jahre 1825 hatte man auf dem Wege über das *Vorgebirge der guten Hoffnung* eine solche Verbindung herzustellen gesucht. Das Dampfboot *Entreprise* machte die Reise von England nach *Calcutta* in 113 Tagen. Da aber die Segelschiffe im Durchschnitt nicht mehr als 120 bis 130 Tage brauchen, um diese Ueberfahrt auf dem nämlichen Wege zu vollenden, so war die Zeitersparnifs in Verhältnifs zu den gröfsern Kosten nicht bedeutend genug. Man dachte nun auf einen kürzern Weg durch das *Mittelländische Meer* und das Parlament vom J. 1834 bewilligte zu einem ersten Versuche dieser Art die Summe von 20,000 Pfd. Sterling.

Es boten sich aber auf diesem Wege zwei Linien dar, die eine durch *Syrien*, den *Euphrat* und den *Persischen Meerbusen*, die andere über *Aegypten* und das *Rothe Meer*. Die erstere wurde für noch kürzer befunden als die zweite und der Oberst *Chesney* erhielt den Auf-

trag, sie mittelst zweier Dampfboote zu erforschen. Um das *Cap* würde der kürzere Weg, den ein Dampfschiff nach *Bombay* einschlagen könnte, wenigstens 10,700 Meilen (zu 1608 Mètres) betragen. Zieht man dagegen auf der Karte eine Linie von *London* nach *Bombay*, so geht diese ein wenig südlich von *Konstantinopel*, etwas nördlich von *Aleppo* und *Bagdad*, südlich von *Schiras* und nördlich von *Ormus*. Sie ist nur 5000 Meilen lang. Der *Euphrat* fällt mit ihr grofsentheils zusammen, nur bringen seine Krümmungen eine Vermehrung von etwa 300 Meilen zuwege. Andere 800 Meilen werden durch die Schifffahrt auf dem Mittelländischen Meere, statt des Landweges über Konstantinopel verursacht, so dafs die ganze Linie 1100 Meilen gröfser ist als der gerade Weg durch das europäische Continent und die syrische Wüste; indessen ist sie immer noch um 200 Meilen kürzer als der Weg über Aegypten und das Rothe Meer.

Die Expedition ging, von dem er-

wähnten Obersten *Chesney* befehligt, im Frühling 1835 von Malta aus, an Bord des *Georg Canning*, unter Segel. Dieses Schiff hatte die Bestandtheile von zwei eisernen Dampfbooten geladen, welche an der syrischen Küste ausgeschifft, auf Kameelen zu Lande durch Syrien nach dem *Euphrat* gebracht und hier wieder zusammengesetzt werden sollten. Das gröfsere dieser Dampfboote, von 25 Pferdekraft, hiefs der *Euphrat*, das kleinere, von 10 Pferdekraft, der *Tigris*. Beide sollten mit Caronaden, Mörsern und congrevischen Racketen bewaffnet werden. Von Seiten des Sultans erhielt der englische Gesandte die nöthigen Fermans für die Expedition. *) Die Reisenden kamen glücklich an der Mündung des *Orontes* an, wo bei *Suedrah*, auf einer trocknen Stelle, die Ladung ausgeschifft wurde. Auf der Weiterreise durch das Land nach dem Euphrat trafen sie indefs auf mancherlei Schwierigkeiten, die theils durch die

---

*) *Ebendas.*, Juli und August, S. 264 u. ff.

Beschaffenheit des Landes und den Mangel an Fortschaffungsmitteln ihren Grund hatten, theils durch den Oberbefehlshaber der ägyptischen Armee und die Eingebornen, welche das Unternehmen keineswegs mit günstigen Augen ansahen, herbeigeführt wurden. Auch wurde Oberst Chesney, so wie ein grofser Theil der Reisegesellschaft, mehrmals aufs Krankenlager geworfen.

Erst im März 1836 scheinen beide Dampfboote in reisefertigem Zustande gewesen zu seyn. Damit die Zeit durch die erwähnten Verzögerungen nicht ungenutzt verstreichen möge, unternahmen mehre von den der Expedition beigegebenen Herren wissenschaftliche Reisen. Namentlich begaben sich Lieutenant *Murphy* und die Herren *Thomson* und *Ainsworth* nach der Küste zwischen dem Orontes und Lattakia. Auch wurde das Land vom Meere bis zum Euphrat nivellirt; in *Port William* (so nannte man die von der Expedition am Euphrat errichtete vorübergehende Niederlassung) ward eine Sternwarte aufgebaut und späterhin mach-

te Herrn *Ainsworth* eine vorläufige Kundschaftsreise nach dem Süden, zur Erforschung des Landes zwischen Antiochia und den Anounan-Gebirgen, wo er bis *Kalaat el Medah* kam und längs dem Saume der grofsen Wüste südlich von Aleppo zurückkehrte. Zu gleicher Zeit war Lieutenant *Lynch*, vom Herrn *Staunton* begleitet, zu den Arabern, längs dem Flusse, geschickt worden, um ihre Zuneigung zu gewinnen. Am Schlufs des Winters (der ziemlich kalt war, indem das Thermometer auf 8° Fahr. (10⅔° R.) herabsank,) unternahm Oberst *Chesney* selbst eine Reise nach dem *Taurus* und einem Theile von *Klein-Asien*, und als er zurückkam, wurde mit dem Dampfboote Euphrat eine Fahrt stromaufwärts bis *Bir* gemacht. „Sie werden sich also überzeugen“ — heifst es in einem Schreiben vom Ufer des Euphrat, unterm 21. März 1836, — „dafs jene Verzögerungen ihren anderweitigen Nutzen gehabt haben. Ein grofser Theil der Oberfläche des Landes ist untersucht, es sind naturgeschichtliche und meteorologische

Beobachtungen gemacht und die letzten Zwecke der Expedition in hohem Grade gesichert worden. Die Zahl der astronomisch-bestimmten Punkte ist sehr ansehnlich, und zur Abfassung einer Karte von Gegenden, die bisher noch Niemand genau vermessen hatte, sind alle Materialien beisammen. Das untersuchte Land enthält auch viele Punkte, welche eine historische Wichtigkeit haben. Vieles, was bisher noch unbekannt oder zweifelhaft war, wird jetzt aufgeklärt werden.“

Im Monat Mai war Alles so weit in Ordnung gebracht, dafs beide Dampfboote den Euphrat hinabfahren konnten. Aber ein heftiger Sturm, der sie am 21sten dess. M. überfiel, hatte die traurigsten Folgen. Der *Tigris*, welcher stets vorausfuhr, ging zu Grunde und 15 Engländer, nebst 5 Eingebornen, kamen ums Leben. Oberst *Chesney* selbst, der sich ebenfalls mit auf dem Tigris befand, war so glücklich, sich mit einigen Andern durch Schwimmen zu retten. Unter den Ertrunknen befanden sich

der Artillerie-Lieutenant *Cockburn*, der Capitän (nicht der Lieutenant) *Lynch*, von der indischen Armee, der Dolmetscher *Saader*, dessen Verlust besonders nachtheilig war, und der Ingenieur *Struthers*. Indessen konnte die Reise fortgesetzt werden. *) Nach den letzten Zeitungsberichten befand sich die Expedition Ende Mai nur noch 90 engl. M. oberhalb *Bassorah* (oder *Busra*) und wird ohne Zweifel in diesem Augenblicke das Ziel ihrer Bestimmung schon längst erreicht haben.

Die Wittwe des vormaligen brittischen Residenten zu Bagdad, *Cl. J. Rich*, hat zu London aus den, von ihrem Gatten hinterlassenen Papieren ein wichtiges Werk über dessen Aufenthalt und Reisen in den östlichen Paschaliks der *asiatischen Türkei* und in *Persien* herausgegeben. **) Es war am 16. April des

---

*) *Lit. Gaz.*, 1836, Juli, Nr. 1016, S. 443, Nr. 1019, S. 489, und August, Nr. 1021, S. 522.

**) *Narrative of a Residence in Koordistan* and on the site of *Ancient Nineveh*; with a Jour-

J. 1820, als *Rich*, in Begleitung seiner Gattin, *Bagdad* verliefs, um, bei seinem geschwächten Gesundheitszustande, die dortige Sonnenhitze zu vermeiden, und sich in den Gebirgen von *Kurdistan* zu erholen. Er begab sich zuerst nach *Solimania*, wo er einige Zeit verweilte, ging dann nach *Persien*, besuchte *Senna* und kehrte auf einem andern Wege wieder nach *Solimania* zurück. Das Tagebuch dieser Reise enthält der erste Band. Der zweite behandelt *Ninive* und die Reise den *Tigris* abwärts, so wie nach *Schiras* und *Persepolis*. In Schiras starb er an der Cholera. Unter den, dem Werke beigefügten, zahlreichen Abbildungen sind besonders die keilförmigen Inschriften von grofser Wichtigkeit. Die geographische Kenntnifs der von *Rich* bereisten Länder, namentlich von *Kurdistan*, das nur sehr unvollkommen be-

---

nal of a *Voyage down the Tigris to Bagdad* etc. etc. By the late *Claudius James Rich*, Esq., Resident at Bagdad etc. 2 Voll. London, 1836.

kannt war, hat durch diese Reise außerordentlich gewonnen. Besonders zahlreich sind die astronomisch bestimmten Punkte. *)

Die Versuche englischer Kaufleute, an der *Ostküste* von *China* Handelsverbindungen mit den Einwohnern dieses Landes anzuknüpfen, dergleichen wir schon im XIII. Jahrgange (S. XVIII. u. ff.) erwähnt haben, sind in den Jahren 1834 und 1835 erneuert worden. Der bekannte teutsche Missionär *Gützlaff* ist dabei, als Dolmetscher, wieder von großem Nutzen gewesen. Ein Herr *Gordon* schiffte sich im November 1834 mit diesem Missionär, zwei englischen Seeleuten, *Ryder* und *Nicholson*, einem chinesischen Bedienten und acht Lascars (ostindischen Matrosen) auf einem großen Boote nach der Küstengegend von *Ankoï* ein, um in der Bay von *Hueï Téu*, bei dem gleichnamigen großen

*) Größere Auszüge enthält die *Lit. Gaz.*, 1836, März, Nr. 1001, und April, Nr. 1003.

Dorfe zu landen und sich dann ins Innere nach den Thee-Distrikten zu begeben. Seine Absicht war, sich über den Anbau des Thees und die Behandlung desselben durch eigene Anschauung zu unterrichten.

Nach der Ankunft an dem bezeichneten Landungsplatze blieb *Nicholson* mit fünf Lascars auf dem Boote, um die Aufsicht über dasselbe zu führen, und *Gordon* ging nebst den Uebrigen ans Land. Eine grofse Menge neugierigen Volks versammelte sich, ohne jedoch den Reisenden Hindernisse in den Weg zu legen. *Gützlaff* bewog sogar einige Chinesen, ihnen Hühner und Enten zu liefern und war selbst so glücklich, einen Mann als Führer und zwei andere als Lastträger anzuwerben, sobald sie weit genug vom Dorfe entfernt seyn würden, um nicht bemerkt zu werden. Einige Augenblicke später liefs sich ein Mann in einem Tragsessel herbringen; es war der Vorsteher des Dorfes. Er fragte, woher die Reisenden kämen und wohin sie gingen. Die of-

fenen Antworten schienen ihn zu befriedigen, wahrscheinlich weil sie mit dem, was er schon vorher über die Reisenden von den Einwohnern erfahren haben mochte, übereinstimmten. Er nahm hierauf mit ausgebreiteten Armen das Maſs des Bootes, machte ihnen aber keine Einwendungen, und suchte sie durchaus nicht an der Fortsetzung der Reise zu verhindern. Indessen bemerkte man doch, daſs er nach verschiedenen Richtungen zwei oder drei Boten abschickte, worauf die Reisenden sobald als möglich vorwärts zu kommen suchten.

Sie begaben sich, zu Fuſs und alle wohl bewaffnet, landeinwärts in einer nordnordöstlichen Richtung. Aber die groſse Hitze und ihre etwas schwerfällige warme Kleidung machten, daſs sie am Abende äuſserst ermüdet waren. Zum Glück erfuhren sie, daſs man Sesselträger haben könnte, und sie mietheten deren sogleich jeden für einen halben Piaster. Die Tragsessel waren von äuſserst leichten Stoffen gemacht und ruheten auf zwei Bambusstangen, an deren

beiden Enden, vorn und hinten, Queerstäbe befestigt waren, die die Träger auf den Rücken nahmen. Sie hatten noch keine 1½ Meile gemacht, als die Träger sagten, sie müfsten essen und noch mehr Geld bekommen. Die Reisenden waren genöthigt, der unverschämten Foderung nachzugeben, und legten jedem einen Real zu. Aber eine Stunde später, wo sie bei einem Dorfe angekommen waren, bestanden die Träger neuerdings auf einer Erhöhung ihres Lohns. Diesem widersetzten sich indessen unsere Reisenden und wurden dabei von den Einwohnern des Dorfes unterstützt, welche schaarenweise herbeikamen und die Träger tüchtig ausschalten. Dieses Benehmen machte eine gute Wirkung und die Reise ging ohne weitere Zänkereien vorwärts. Nur bemerkten sie, dafs die Einwohner eines andern Dorfes die Träger auffoderten, anzuhalten, damit sie die Fremden genau betrachten könnten. Da diese aber eine zu grofse Belohnung dafür verlangten, so standen jene von ihrer Foderung ab. Das Land,

durch welches die Reise ging, wimmelte von Bewohnern und war sehr fleifsig angebaut. Indessen sah man nur selten Grundstücke, welche in *Bengalen* für gut würden erklärt worden seyn. Die Haupterzeugnisse waren Reifs, Bataten und Zuckerrohr.

Am 12. Nov. kamen die Reisenden in ein Dorf, *Kueïhu*, wo sie erfuhren, dafs man einen Theil des Weges zu Wasser machen könne. Sie mietheten daher ein Boot, und schifften sich unter dem Zulauf einer ungeheuern Volksmenge, welche sich an beiden Ufern versammelte, um 10 Uhr Morgens ein. Der Flufs, *Ganki* (ruhiger Flufs) genannt, der 600 Fufs Breite haben konnte, war nicht überall gleich tief und hatte stellenweise Sandbänke, welche nur schmale Kanäle zur Durchfahrt liefsen. Das Thal schien gut angebaut; meistens sah man Zuckerrohr-Pflanzungen. Ueberall strömte das Volk in Schaaren herbei, aber Jedermann war freundlich und höflich. Viele wateten sogar ins Wasser, um die Fremden in

der Nähe zu betrachten. Nur ergab sich für die Reisenden ein grofser Nachtheil aus den Geldverhältnissen des Landes. Sie hatten nämlich Gold bei sich und dieses konnten sie nur mit aufserordentlichem Verluste anbringen, so dafs sie für 30 Piaster in Gold höchstens 18 in Silber erhielten. In *Eui*, wo sie wieder ans Land stiegen, wurden sie zum ersten Mal unfreundlich behandelt. Man fragte sie auf das kleinlichste aus und wollte besonders wissen, warum sie bewaffnet wären. Auf die Antwort aber, dafs es wegen der Strafsenräuberei geschehe und um sich überhaupt gegen Gewaltthätigkeiten zu vertheidigen, die man ihnen zufügen möchte, liefs man sie ruhig weiter ziehen.

Taui, der Ort ihrer Bestimmung, wurde glücklich erreicht und die Reisenden fanden bei der Familie ihres letzten Führers eine gastfreundliche Aufnahme. *Gützlaff* sammelte über den Anbau des Thees, seine Behandlung und den Vertrieb desselben alle wünschenswerthen Nachrichten ein. Der beste Thee

gilt an Ort und Stelle 23 Piaster das *Pic* (? Pikul ? = 107$\frac{1}{5}$ Wien. Pfund). Der weifse wird entweder in der Provinz selbst verbraucht oder in Körben nach der Insel *Tay-wan* (Formosa) geschafft. Am häufigsten sind Nordwest-Winde; Ostwinde schaden der Pflanze. Im Winter sind Reife sehr gemein; zuweilen fällt auch Schnee, doch selten mehr als 3-4 Zoll; auch bleibt er nicht lange liegen. Starke Kälte schadet dem Gewächs nicht; dieses dauert 10 bis 20 Jahr aus. Nur eine Insekten-Larve wird ihm zuweilen verderblich, indem sie das Mark des Stängels und der Zweige ausfrifst. Auch eine graue Lichen-Gattung, die sich hauptsächlich am untersten Theile des Strauches ansetzt, ist ihm schädlich. Der Strauch wächst 6 bis 7 Jahr. Er blüht zwei Mal des Jahres, zuerst im achten Monate (oder September) und dann im Winter; auf die letzte Blüthe folgen aber keine Früchte. Indessen bezweifelt *Gordon* das Letztere, indem ihm früher, im *September*, vollständig ausgewachsene Samenkörner ge-

zeigt worden, und die Chinesen sagen, dafs die Samen acht Monate zum Reifen brauchen; folglich müssen jene im Winter eingesammelt worden seyn.

Auf der Rückreise nach der Meeresküste trug sich nichts Bedeutendes zu. In der Nähe der Letztern schlugen die Reisenden einen kürzern Weg ein. Die Landleute strömten vom Felde und aus den Dörfern haufenweise herbei. *Gordon* trug, da der Morgen kalt war, wollne Handschuhe mit Pelz aufgeschlagen. Da Handschuhe in China unbekannt sind, so glaubten einige Leute, er sei ein haariges Thier und über den ganzen Leib so bewachsen. Erst als er den Aermel und das Hemd zurückstreifte und endlich die Handschuhe auszog, sahen sie ihren Irrthum ein und wurden von den Uebrigen tüchtig ausgelacht.

Bei der Ankunft in *Hueï-Téu* erfuhren sie von *Nicholson*, es sei gleich nach ihrer Abreise eine Zahl Mandarine mit vielen Leuten an Bord des Bootes gekommen, welche Alles, was sich hier

befand, weggetragen hätten. Indessen brachte man die Effekten jetzt wieder zurück, ohne sich jedoch über dieses Verfahren zu erklären. Wahrscheinlich waren sie von den Beamten in Verwahrung genommen worden, um sie gegen Diebstahl von Seiten der Einwohner zu schützen. *)

Derselbe Herr *Gordon* hat in Gesellschaft des Missionärs *Gützlaff*, eines Herrn *Stevers*, zweier Bedienten und 8 Lascars, im Frühling 1835 einen Versuch gemacht, die *Bohea*-Berge in der Provinz *Fu-kiang*, wo die berühmtesten Pflanzungen von schwarzem Thee sind, zu bereisen. Dieser Versuch ist indefs nicht glücklich ausgefallen. Sie waren auf einem Boote in die Mündung des Flusses *Min* eingefahren und hatten um die Hauptstadt *Fu-tscheu-fu*, die an demselben Flusse liegt, zu vermeiden, einen Umweg durch einen Kanal zwischen Inseln hindurch gemacht. Hier verirrten sie sich aber und mufs-

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1835, Sept., S. 339 u. ff.

ten nach dem Hauptarme zurück kehren, wo sie genöthigt waren, an der Stadt vorüber zu fahren. Man gestattete den Reisenden zwar die Fortsetzung ihrer Fahrt, doch folgten ihnen in gehöriger Entfernung einige Boote der Regierung nach. Etwa 70 engl. Meilen aufwärts wurden sie ganz unerwartet von beiden Ufern mit einem Feuer aus Luntenflinten und Drehbassen begrüſst, wodurch ihr Boot beschädigt und zwei Leute verwundet wurden. Dieses feindselige Benehmen zwang sie umzukehren. Beide Ufer des Flusses, welche sich zu hohen Bergen erheben, waren trefflich angebaut und die ganze Landschaft bot den reizendsten Anblick dar. Auf ebenen Stellen sah man Orangen- und Maulbeerbäume; auf den Feldern mehr Waizen und Gerste als Reiſs. *)

Der Theestrauch ist in den letzten Jahren bekanntlich auch in *Assam*, welches an das brittische Ostindien gränzt,

---

*) *Berghaus Annalen* etc., Nr. 130 (Jänner, 1836), S. 368.

gefunden worden, wo er wie in China von den Einwohnern um der Blätter willen gepflegt wird. *Wallich*, der berühmte Botaniker und Vorsteher des Pflanzengartens in *Calcutta*, hat die ihm vorgelegten Proben für die echte chinesische Theepflanze erklärt. Um darüber genauere Forschungen und überhaupt naturhistorische Untersuchungen in dem noch wenig bekannten Lande Assam vorzunehmen, sollte im Oktober 1835 eine wissenschaftliche Expedition, unter der Leitung des Direktors *Wallich*, von Calcutta aus dahin abgehen. Bis jetzt ist nichts Näheres darüber bekannt geworden. *)

Honigbergers Reisen in Asien (s. d. vorigen Jahrgang, S. CXXIV. u. ff.) sind noch nicht im Druck erschienen. Er hat dem in öffentlichen Blättern von England aus verbreiteten Gerüchte, als werde er in der Eigenschaft eines Agenten der *Ostindischen Compagnie* wieder nach *Lahore*, an den Hof des *Rundschit*

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1835, Sept., S. 363.

Sing, zurückkehren, öffentlich widersprochen.

In *Neu-Holland* sind neuerdings fruchtlose Versuche gemacht worden, in das unbekannte Innere dieses Erdtheils einzudringen. Der brittische Major *Mitchell* hat im April 1835 an der Spitze einer Gesellschaft von 24 Mann von Neu-Süd-Wales aus eine Reise nach dem Innern unternommen. Sie trafen unter 30° 40′ südl. Breite auf den schon 1829 von Capitän *Sturt* entdeckten Flufs *Darling* und fanden dessen Wasser noch gesalzen. Sie fuhren ihn gegen 300 engl. Meilen weit aufwärts, bis 32° 40′ Br. und 142° 24′ Länge, wo das Wasser süfs und klar war. Ein unglücklicher Zwist mit den Eingebornen, von welchen drei getödtet wurden, hinderte sie an der Fortsetzung der Reise. Capitän Sturt's Vermuthung, dafs der *Darling* mit dem *Murray* sich vereinigen dürfte, ist also noch nicht bestätigt, indessen durch diese neuere Reise sehr wahrscheinlich gemacht worden. Unter den bei dieser Expedition verunglückten und

später vermifsten Reisenden bedauert man den Botaniker *Cunningham*. Es war indessen noch ungewifs, ob er ums Leben gekommen, und der Gouverneur hat im November 1835 eine zweite Gesellschaft an den Flufs *Bogan* abgeschickt, um ihn aufzusuchen. *)

Die französische Regierung hat den grofsen Verdiensten, welche sie sich bereits früher durch die Ausrüstung mehrer wichtigen Expeditionen zur Umschiffung des Erdbodens erworben, ein neues hinzugefügt. Es ist nämlich am 1. Dez. 1835 die vom Seeminister dazu beauftragte und ausgerüstete Corvette *Bonite*, unter dem Befehle des Marine-Capitäns *Levaillant*, aus dem Hafen von *Toulon* abgesegelt, um sich nach *Brasilien*, den *Sandwichs-Inseln*, dem *Indischen Meere* und nach *China* zu begeben. Obschon der Hauptzweck dieser Expedition kein rein wissenschaftlicher ist, so hat der Minister doch der Akademie eröffnet, dafs, wenn diese es

*) *Lit. Gaz.*, 1836, Febr., Nr. 997, S. 141, und April, Nr. 1002, S. 219.

für nützlich erachtete, dem Befehlshaber und den Offizieren der Bonite einige Aufträge dieser Art zu ertheilen, diese mit Vergnügen und Sorgfalt ihren Wünschen willfahren würden. Die Akademie ernannte zu dem Ende eine Commission, welche in Beziehung auf allgemeine Physik, Botanik, Mineralogie und Zoologie eine Instruction für die Offiziere der Bonite entwarf. Als Naturforscher begleitet die Expedition der Marine - Pharmazeut *Gaudichaud* und als Botaniker insbesondere der bekannte *Mirbel*, der schon früher zwei grofse Seereisen mit gemacht hat. *) Im August 1836 waren zu *Paris* Nachrichten von der glücklichen Ankunft der Bonite in *Montevidéo* eingetroffen.

Geschlossen am 17. Okt. 1836.

---

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1835, Nov., S. 264; Dezbr., S. 387.

Der Herausgeber.

Nachträge zur Allgemeinen Uebersicht der neuesten Reisen.

Waldeck ist im Frühling 1836 aus Central-Amerika nach London zurükgekommen.

Moritz Rugendas aus Augsburg war, nach den neuesten Berichten aus Mexico, über Acapulco und das stille Meer nach *Chili* gegangen und ist jetzt wahrscheinlich auf einer Reise durch *Bolivia* nach dem *Orenoko* und der Nordküste von Südamerika begriffen. Von dort will er nach *Jamaika*, *Cuba*, *Haiti* und den *Vereinigten Staaten* gehen, sich dann nach der *Westküste* begeben und sich nach den *Philippinen* einschiffen, um von dort seinen Rückweg über *Ostindien*, *Persien* und *Klein-Asien* zu nehmen.

Die neue Expedition zur Aufsuchung der *Lilloise* war im Sommer 1836 in *Island* angekommen. *Marmier* hat am 15. Juni von *Reikiavik* aus bereits Nachricht von seinen wissenschaftlichen Arbeiten daselbst gegeben.

Dr. *Smith* ist am 24. Okt. 1835 von seiner Reise im Innern Afrika's nach der Capstadt zurückgekehrt. Er war bis zum südlichen Wendekreis gekommen.

Sir *Grenville Temple* hat im Sept. 1836 England abermals verlassen und wird eine neue Reise nach *Asien* unternehmen.

I.

STREIFZÜGE DURCH EINIGE LÄNDER AM INDISCHEN OZEAN.

(NACH CAUNTER.*)

Der Verfasser des Reiseberichts, welcher den prachtvollen Stahlstichen des *Oriental Annual* zur Erläuterung dient, ist ein brittischer Geistlicher. Er begab sich auf einem einheimischen Fahrzeuge, in Begleitung einer Dame, die ihren Gemahl, einen an der Küste von Coromandel stationirten Offizier, besuchen wollte, von *Calcutta* nach *Madras*, wo er nach einer sehr stürmischen Reise glücklich anlangte, sich einige Wochen aufhielt und dann, in Gesellschaft einiger andern Engländer, seinen Weg längs der Küste nach *Tanjore* (Tanschur), an der Spitze des Cavery-Delta, fortsetzte. Der Verfasser hat zwar nicht die Absicht, vollständige geographisch - statistische Notizen

*) *The Oriental Annual* (for 1836) or *Scene, in India etc.* London. (Mit 22 Stahlstichen.)

über die von ihm besuchten Orte mitzutheilen, sondern er berichtet, mehr in Form eines Tagebuchs, allerlei Vermischtes über Land und Stadt, Einwohner und Lebensweise, Gegenwart und Vergangenheit, wie sich ihm der jedesmalige Stoff darbietet. Indessen sind diese Bemerkungen zur Kenntnifs des heutigen Zustandes von Ostindien nicht ohne wissenschaftlichen Werth. Wir werden, so viel davon für den Plan unsers Taschenbuches geeignet ist, in gedrängter Kürze ausheben.

Der Verf. und seine Begleiter trafen in *Tanjore* mit einem reichen Mohammedaner zusammen, welcher den Reisenden während ihres Aufenthalts viele Beweise von Gastfreundschaft gab. Es war ein Nachmittag, wo er nach beendigter Sieste unter der Vorhalle seines Hauses die Huka (eine lange Tabakspfeife mit einem Wassergefäfs zur Abkühlung des Rauches) in behaglicher Ruhe schmauchte, als die Engländer ihm den ersten Besuch machten. Der Mohammedaner safs unter einem prachtvollen Zelthimmel, auf einem kostbaren Teppich. Hinter ihm standen zwei Diener. Der eine schützte ihn mit einem aus Palmblättern geflochtnen Schirme (Tschatta) vor den Sonnenstrahlen, der andere wehrte mit einem Yak-Schweife die Fliegen und Muskiten ab. Er ersuchte die Fremden, in das Innere seiner Wohnung einzutreten, welche, ein prächtiges grofses Gebäude, sehr anmuthig am Ufer des Cavery gelegen war. Alle Gemächer waren aufs kostbarste

eingerichtet; besonders fielen die ungeheuern englischen Spiegel ins Auge, welche fast alle Wände der Säle bedeckten und vom Boden bis zur Decke reichten. Im Ganzen aber vermifsten unsere Reisenden, wie es überhaupt bei den reichen Mohammedanern der Fall ist, jene Bequemlichkeit (*comfort*), die bekanntlich dem Engländer zu Hause und in der Fremde über Alles geht. Gegen Abend fanden sich noch mehre Gäste ein. Jeder wurde beim Eintritt mit Rosenwasser besprengt und liefs sich, nachdem er von einem kredenzten angenehm säuerlichen Getränk, das unserer Limonade gleicht, genippt hatte, auf einem kleinen persischen Teppich nieder. Als Alle Platz genommen, trat ein Musiker vor, machte seinen Salaam (Verbeugung und Grufs) und spielte ein Stückchen auf der *Sarinda*, einer Art von Geige, die er indessen mit mehr Geschick als Geschmack behandelte. Bald darauf kamen noch andere eingeborne Tonkünstler, deren Leistungen aber ebenfalls keinen Ohrenschmaus hervorzubringen im Stande waren. Dagegen gewährte der Tanz, welcher bald darauf von einigen Mädchen aufgeführt wurde, auch unsern Europäern ein herrliches Schauspiel. Obgleich das tägliche Leben dieser indischen Bajaderen, wie bekannt, nicht sehr rühmlich ist, so gesteht doch unser Verfasser, dafs er ihre Tänze durchaus nicht anstöfsig gefunden habe, und dafs sie in dieser Beziehung viele Ballet-Tänzerinnen in Europa beschämt hätten. „Der grofse Reiz dieser indischen Tänze“

— sagt er — „besteht fast nur in jenen zierlichen Stellungen, welche sie der Tänzerinn zu entwickeln gestatten. Man sieht keine ungeheuern Sprünge, keine heftigen Pirouetten, keine mühsame Ausdehnung der Muskeln oder übertriebne Verrenkung der Glieder, überhaupt nichts von der aufserordentlichen Fufsgeschicklichkeit, welche man an den europäischen Tänzern als das Höchste der Kunst anzustaunen pflegt. . . Der Schmuck, den diese indischen Mädchen tragen, ist oft von grofsem Werth. Den Hals zieren entweder goldene Bänder oder Perlenschnuren. Durch das rechte Nasenloch geht ein goldner Ring, an welchem ein Edelstein hangt. Auch an der Stirn, gerade zwischen den Augenbrauen, erblickt man irgend eine Zierrath von Gold, Perlen oder Edelsteinen. Die Knöchel der Füfse umschliefst ebenfalls eine goldne Spange, an welcher silberne Glöckchen hangen, deren liebliche Töne einen anmuthigen Ersatz für die abscheuliche Musik gewähren, mit welcher der Tanz dieser reizenden Geschöpfe begleitet wird."

Am folgenden Tage wurden Caunter und seine Gefährten von demselben reichen Muselmann eingeladen, ihn auf eine Schweinsjagd zu begleiten, deren Ausbeute, dem Gesetze des Propheten zum Trotz, als die Gesellschaft nach Hause kam, den Hauptbestandtheil einer reich besetzten Tafel ausmachte, bei der sich unsere Engländer abermals als Gäste einfinden mufsten. „Die reichen Mohammedaner in Indien" — bemerkt der Verf. —

„haben aufserordentlich gern Europäer in ihrer Gesellschaft, und tragen bei solchen Gelegenheiten kein Bedenken, die Tafelgesetze des Korans zu übertreten. . . . Sie verstehen ihr Gewissen auf mancherlei Weise zu beschwichtigen. Sie sagen z. B., wenn in eine Flasche Wein auch nur ein einziger Tropfen Essig gegossen wird, so ist es schon kein echter Wein mehr und hört auf, ein verbotnes Getränk zu seyn.“

Caunter begab sich von Tanjore nach *Madura* (südlich davon, in der Provinz Coimbatoor), wo er am vierten Tage ankam. Diese jetzt elende und verfallne Stadt war im Alterthume die Hauptstadt des von Ptolemäus unter dem Namen *Regio Pandionis* beschriebnen Landes. Schon im dritten Jahrhunderte nach Christus befand sich hier ein Hauptsitz hinduscher Gelehrsamkeit, eine Anstalt, aus welcher einige der gröfsten Gelehrten Hindustans hervorgegangen sind. Selbst im XIII. Jahrhunderte, wo die Literatur der Hindus in ihrer gröfsten Blüthe stand, behauptete diese Anstalt noch ihr altes Ansehen. Niemand wurde unter die Lehrer derselben aufgenommen, der sich nicht den strengsten Prüfungen unterworfen hatte, und so grofs war der Ruf dieses Collegiums, dafs die Gelehrten von Madura in allen Staaten des Orients bekannt und geachtet waren. Ueberhaupt hatten sich damals nützliche Kenntnisse und wissenschaftliche Bildung unter den Hindus so allgemein verbreitet, dafs man sogar in den Dörfern eben so selten Jemanden antraf, der nicht lesen

und schreiben konnte, als heut zu Tage das Gegentheil Statt findet. Das verderbliche Kasten-System hat sich erst seit dem Verfall der hinduschen Literatur so umfassend ausgebildet, wie wir es jetzt erblicken; denn vor jenem Zeitraume waren die demselben zum Grunde liegenden Vorurtheile nur von geringem Einflusse. Sie haben in neuerer Zeit der Einführung des Christenthums unter den Eingebornen von Hindustan ein mächtiges Hindernifs entgegengesetzt. Wäre das Licht, das aus dem Collegium von *Madura* hervorbrach, nicht durch die fremden (mohammedanischen) Eroberer unterdrückt worden, so würde jetzt an der Stelle mancher Pagode eine christliche Kirche stehen. Zu der Zeit, wo das Collegium von Madura noch blühte, konnte Jedermann ohne Unterschied der Kaste, als Mitglied desselben aufgenommen werden. Selbst ein *Pariah* fand mit seiner Schwester einst nicht blofs Zutritt, sondern gelangte sogar zu der höchsten Würde des Präsidenten, und seine Werke, namentlich das *Korul* betitelte, gehören noch jetzt unter das Vorzüglichste, was die Hindusche Literatur hervorgebracht hat. Es war diefs der berühmte *Tiru Waluwir.* Der Name seiner nicht minder ausgezeichneten Schwester war *Awyar;* sie hat verschiedne Arbeiten in tamulischen Versen hinterlassen.

Die Stadt *Madura* war bis zu ihrer Unterjochung durch die Mohammedaner der berühmteste Wallfahrtsort der Hindus. Hier stand der Tempel

Râmisseram, damals der ausgezeichneteste im ganzen südlichen Indien, zu welchem Gläubige aus allen Theilen der Halbinsel pilgerten. Seine Wichtigkeit geht unter anderm daraus hervor, dafs die hinduschen Geographen den durch die kleine Insel, auf welchem der Tempel stand, gezognen Meridian für den ersten annahmen, von welchem die Länge gerechnet wurde, eben so wie die Engländer diese nach dem Meridian von Greenwich bestimmen. Der heilige Dienst bei diesem Tempel wurde täglich mit Ganges-Wasser verrichtet, welches, wie man sich leicht denken kann, nur mit ungeheuern Kosten herbeigeschafft werden konnte. Der Verfall der hinduschen Cultur überhaupt und die Zerstörung der schönsten Denkmähler hinduscher Kunst begann mit der mohammedanischen Eroberung. Aber erst dann, als die Bekenner des Islam festen Fufs in diesem südlichen Theile der Halbinsel gewonnen hatten, und vornehmlich unter der schrecklichen Herrschaft des *Aurungzeb*, wurde *Madura* eine Beute dieser fanatischen und erbarmungslosen Eroberer.

Aurungzeb, ein wüthender Bilderstürmer, hielt es für eine Gewissenssache, jeden Tempel zu zerstören, worin ein heidnisches Götzenbild aufgestellt war. Auf diese Weise wurden viele der schönsten Denkmähler des hinduschen Alterthums theils verstümmelt, theils gänzlich vernichtet. Indessen bietet *Madura*, trotz seines jetzigen Verfalls, noch immer zahlreiche Erinnerungen an seine frühere Gröfse dar, obschon ihre Ruinen in Hin-

sicht des Alterthums und des künstlerischen Werths nicht mit jenen wetteifern können, die in mehren andern Theilen Indiens gefunden werden. In den letzten Jahren hat diese alte Stadt beträchtlich durch die kleinen Häuptlinge in seiner Nachbarschaft gelitten, bei deren unablässigen Fehden es häufig den Plünderungen der streitenden Partheien ausgesetzt war. Während der Carnatischen Kriege, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, ward es von einer Anzahl unruhiger *Polygars* besetzt, welche in dem dichten Sumpf- und Rohrgebüschlande *(Dschongle)* der nächsten Umgebungen ihre befestigten Schlupfwinkel hatten. Erst im J. 1801, als es unmittelbar brittisches Eigenthum wurde, hörten diese Plünderungen auf.

Der gegenwärtige Anblick von *Madura* ist für den Wanderer keineswegs anziehend. Die Stadt liegt in einer weiten Hochebene und etwa 100 engl. Meilen Nord gen Ost vom Cap Comorin. Das Fort hat beinahe 4 Meilen im Umkreise und ist von einer starken Mauer und einem tiefen Graben eingeschlossen, der sein Wasser aus dem kleinen Flusse Vaylour erhält. Da dieser aber, bevor die Regenzeit eintritt, sehr seicht wird, so pflegt auch der Wallgraben, so wie die Teiche und Brunnen, fast ganz auszutrocknen. Wenn daher während des Monsuns wenig Regen fällt, so gerathen die Einwohner in grofses Ungemach, und fast immer entsteht eine theilweise Hungersnoth.

Die Bevölkerung von Madura hat, seitdem es

1801 an die brittische Regierung abgetreten worden, sehr abgenommen. Im J. 1812 betrug sie nur noch 20,000 Seelen. Die Eingebornen sind, mit wenig Ausnahmen, blutarm und bewohnen kleine schmutzige Hütten, in welchen das gröfste Elend herrscht. Die Strafsen sind schmal und im höchsten Grade unreinlich, die Abzugsgräben verstopft. Während der Regenzeit entstehen daher überall grofse Pfützen, welche eben so sehr das Gesicht und den Geruch beleidigen, als sie der Gesundheit schädlich sind. Hiezu kommt eine ungeheure Menge Hornvieh, welches innerhalb der Festungsmauern im Freien eingepfercht wird, so wie eine Anhäufung von Bäumen, welche den Zutritt der Luft versperren und deren verwesende Blätter die schädlichen Ausdünstungen noch vermehren. Auch das Wasser in den Teichen und Cisternen wird nur selten durch frisches ersetzt.

Diefs ist der gegenwärtige Zustand einer Stadt, die einst durch ganz Indien berühmt war. Die einzigen Spuren ihrer ehemaligen Gröfse sind die grofsartigen Trümmer jener Gebäude, welche *Trimal Naig* gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts aufführte. Als *Sir Alexander Johnstons* Vater, der einen hohen Posten in Madura bekleidete, hier seinen Wohnsitz hatte, wurde ihm von dem Nabob von *Arcot* eine ansehnliche Ruine eingeräumt, welche in dem Rohrgebüsch (Dschongle), etwa 1½ Meilen vom Fort lag und ursprünglich während der Dynastie *Nayaca* als ein Palast errichtet worden war, von welchem

aus der Hof den zur Zeit der grofsen hinduschen Feste gebräuchlichen gymnastischen Uebungen und Kämpfen mit wilden Thieren zusah. Es war ein grofses, auf zwei Doppelreihen von Säulen ruhendes Gebäude und beherrschte eine geräumige weite Fläche. *Sir Johnston* liefs mit grofsem Aufwande und unter der Leitung seines Freundes, des verstorbnen Obersten *Mackenzie*, diese Ruine in ein Wohnhaus für sich und seine Familie umgestalten, und hatte zugleich den Vorsatz, wenn die Umstände es begünstigen sollten, ein Collegium daraus zu machen. Zu dem Ende suchte er die gelehrtesten Brahminen aus *Benares* und andern durch Gelehrsamkeit berühmten Städten bei sich zu versammeln und hoffte, der Stadt ihren alten Ruhm wieder zu verschaffen. Er hatte einen eifrigen und thätigen Gehilfen an dem Obersten *Mackenzie*, den an ausgebreiteter Kenntnifs der hinduschen Geschichte und andern Wissenschaften vielleicht noch kein Europäer übertroffen hat. Einstweilen gelang es ihm, die gelehrtesten Brahminen aus der Nachbarschaft an sich zu ziehen, welche er zu mathematischen, physikalischen und metaphysischen Verhandlungen auffoderte. An den hohen Pfeilern des Gebäudes liefs er astronomische Darstellungen anbringen, namentlich das Copernicanische und das Ptolemäische System betreffend, und es gelang dem Obersten Mackenzie, die Brahminen, von welchen die meisten noch dem Letztern zugethan waren, von der Unrichtigkeit desselben zu überzeugen. Leider entrifs ihn ein

baldiger Tod diesen wissenschaftlichen Bestrebungen, und der Plan, ein förmliches Collegium in dem neuen Gebäude zu errichten, mufste vor der Hand aufgegeben werden. Indessen hat *Sir Alexander Johnston* sich erklärt, sein Eigenthumsrecht an das Gebäude abzutreten, wenn irgend ein Gelehrtenverein die Idee seines Vaters ins Werk richten will.

Caunter und seine Begleiter verliefsen Madura, um sich nach *Mysore* (Meisur) zu begeben. Auf dem Wege dahin besuchten sie die Tempel von *Tritschengur*. Der berühmteste derselben, eines der schönsten Werke hinduscher Baukunst in diesem Theile der Halbinsel, steht auf dem Gipfel eines steilen Berges, ist aber durch Stufen, in den Felsen eingehauen, leicht zugänglich gemacht. Die Aussicht von diesem Gipfel ist nach verschiednen Seiten hin äufserst interessant, und man mufs nur bedauern, dafs von zahllosen Pilgern, die zu diesem Tempel wallfahrten, die wenigsten Sinn für die Schönheiten der Natur haben. Vor dem Eingange des Tempels ist ein prachtvoller Porticus, dessen Dach auf viereckigen starken Pfeilern ruht, welche vom Fufsgestell bis zum Capital mannichfaltig verziert sind. Das Hauptthor ist von ansehnlicher Höhe und führt in einen schönen Vorhof. Ueber demselben erhebt sich ein hoher pyramidenförmiger vierseitiger Thurm, aus mehren Stockwerken bestehend und an seiner obersten Fläche ringsum mit zahlreichen Verzierungen eingefafst. Zu bei-

den Seiten des Haupteinganges sind hohe und starke Mauern, aus ungeheuern Granitmassen errichtet, deren jede so sorgfältig geviert und behauen ist, dafs man das Ganze mehr für Sculptur- als Steinmetz-Arbeit halten könnte. Das Innere des Tempels ist jedoch sehr einfach, und bietet nichts Besonderes dar, was der Aufmerksamkeit des Wanderers würdig wäre.

Der Vorhof war, als Caunter diesen Tempel besuchte, mit zahlreichen Pilgern angefüllt. Der Verf. liefs sich mit einem in tiefe Betrachtungen versunkenen Brahminen in ein Gespräch ein. „Es ist ein Irrthum" — sagt er — „wenn man, wie gewöhnlich, glaubt, dafs die Philosophie eine für diese heidnischen Priester zu erhabene Wissenschaft sei. Einige hindusche Gelehrte haben gewifs eben so reichlich aus den Quellen speculativer Philosophie geschöpft, als die berühmtesten Weisen des alten Griechenlands. . . . . . Die Lehre von der Entstehung der Welt aus Nichts und der Glaube an einen einzigen Gott ist uralt und findet sich in den Schriften der ältesten hinduschen Philosophen. . . . . Allerdings ist die Religion der Brahminen entschieden pantheistisch, und die Vergötterung der Natur mufste zu der Vielgötterei führen, welche jetzt die Hauptreligion des hinduschen Volks ist. . . . . . Die neuern Brahminen scheinen mehr dem Deismus zu huldigen, wie man aus den Schriften des in neuerer Zeit auch in Europa berühmt gewordenen, nunmehr verstorbenen, Brahminen *Rammahun Roy*

sehen kann, welcher von seinen theologischen Landsleuten mehr in Bezug auf die äufsern Formen des Cultus, als in Hinsicht der Glaubenslehren abwich.“

Nach der Betrachtung des Tempels erwartete unsere Reisenden ein Schauspiel anderer Art, der Anblick des gröfsten menschlichen Elends unter den armen Einwohnern dieser Gegend. Der gewöhnliche Regen war ausgeblieben und das ganze Land war der fürchterlichsten Hungersnoth preisgegeben. Was die Reisenden durch freigebig gespendete Almosen zur Linderung dieses Elends beizutragen versuchten, war ein Tropfen in den Ocean. Ganze Dörfer waren im buchstäblichen Sinne ausgestorben. Das Empörendste war die Gefühllosigkeit der reichen Einwohner, welche nur selten zu einigen Anstrengungen, die Noth ihrer ärmern Mitbrüder zu lindern, ermuntert werden konnten. Nicht minder empörend war der Anblick einiger von den Brahminen mit religiöser Achtung verehrten und gepflegten Rinder, welche, reichlich gemästet, den schrecklichsten Contrast mit den ausgehungerten menschlichen Gerippen rings um sie her darboten. Wenn irgendwo, so zeigte sich hier am deutlichsten der verderbliche Einflufs eines, dem gräfslichsten Aberglauben huldigenden Heidenthums, und liefs auf die Segnungen hinblicken, welche die Verbreitung des Christenthums dem unglücklichen Hindu gewähren müfste.

Die Rasse der von den Brahminen verehrten

Ochsen ist im Allgemeinen nicht gröfser als unsere zweijährigen Kälber; nur in einigen Provinzen, z. B. in Guzerat, erreichen sie einen höhern und stärkern Wuchs. Auf ihren Schenkeln ist ein Sinnbild des Gottes *Schiwa* angebracht, dem sie geweiht sind. Niemand darf sich unterstehen, sie zu schlagen oder sie an ihrer Weide zu verhindern, die ihnen überall frei steht. Man sieht sie nicht blofs im Freien, sondern auch in den Dörfern und Städten, besonders in den Bazars (Marktplätzen), wo sie ohne Umstände sich über das zum Verkauf ausgestellte Grünzeug hermachen.

Auf der Fortsetzung ihrer Reise nach *Seringapatam* trafen unsere Engländer in der Nachbarschaft von *Srawana Belgula* mit einem Volksstamme zusammen, unter welchem ein eben so seltsamer als unsinniger Gebrauch herrscht. Wenn eine Mutter ihre älteste Tochter verheirathet, so durchsticht sie ihr das Ohrläppchen, und das Mädchen ist nunmehr dem künftigen Gatten aufs innigste angetraut. Ehe jedoch die Mutter diese geheimnifsvolle Verrichtung vornimmt, mufs sie sich selbst der Amputation des ersten Glieds am dritten und vierten Finger der rechten Hand unterwerfen, und nun erst kann sie, so verstümmelt, die Ceremonie vornehmen. Die Ablösung der Fingergelenke geschieht auf eine sehr einfache Weise. Der Operateur ist gewöhnlich der Hufschmiedt des Dorfes. Er legt den Finger der Mutter auf seinen Ambos, stemmt einen Meisel

auf das Gelenk und schlägt mit einem Hammer auf denselben, worauf das Glied sogleich wegfliegt. Die Wunde heilt erstaunlich schnell. Es wird ein Pflaster von Gelbwurz (*Turmeric*) darauf gelegt, und in einigen Tagen schon kann der Verband wieder abgenommen werden. Der Stamm, bei welchem diese Sitte herrscht, beschränkt sich auf zwei oder drei Distrikte von Mysore, und zählt vielleicht noch keine 20,000 Seelen. Er scheint zu einer niedrigen Kaste zu gehören und mit keinem andern Stamme Verbindung zu haben. Wenn das zu verlobende Mädchen eine Waise ist, so mufs die Mutter des Bräutigams die Ceremonie verrichten. Sollte schon früher einmal eine solche Verstümmelung statt gefunden haben, so ist sie weiter nicht mehr nothwendig. Indessen ist die Freude der Aeltern bei der Verheirathung ihrer Kinder so grofs, dafs keine Mutter, auch wenn man funfzig Finger von ihr verlangte, sich weigern würde, diesen unsinnigen und barbarischen Gebrauch zu verrichten.

Caunter war hier auch Zeuge von groben Mifshandlungen, welche eine hindusche Frau von Seiten ihres Mannes erdulden mufste. „Das hindusche Eheweib“ — sagt er — „schätzt ihren Gatten nur in dem Mafse, als er sie die Strenge seiner Herrschaft empfinden läfst. . . . Sie würde ihn — so tief ist ihr von Kindheit an das niedrige Loos des Weibes eingeprägt — gering schätzen, wenn er ihr erlaubte, in seiner Gegenwart oder gar an demselben Tische mit ihm ihre Mahlzeit

zu halten. Die gänzliche Unwissenheit dieser armen Geschöpfe, worin sie von Jugend auf erhalten werden, erklärt diese sonst unbegreifliche Demuth. Sie erhalten nicht die geringste Erziehung. Ein hinduscher Schriftsteller sagt: „Das Weib darf niemals unabhängig seyn. Als Kind ist sie dem Vater, als Gattinn dem Mann und als Matrone ihren Söhnen unterthänig.“ Diefs ist buchstäblich wahr. „Daraus erklärt sich auch, wie schwer es der brittischen Regierung wird, den barbarischen Gebrauch des Selbstverbrennens der Wittwe bei dem Tode ihres Gatten gänzlich abzuschaffen. Eine hindusche Wittwe, besonders im höhern Alter, gehört unter die elendesten Geschöpfe des Erdbodens.

Wir folgen dem Reisenden nach *Seringapatam.* Der Flufs Cavery theilt sich oberhalb dieser Hauptstadt von Mysore in zwei Arme, welche sich nach einem Laufe von 4 (engl.) Meilen wieder vereinigen und eine kegelförmige Insel bilden. Auf dieser Insel ist die Stadt erbaut. Der Flufs ist hier von ansehnlicher Breite und seine besonders zur Regenzeit sehr reichliche Wassermasse strömt über ein mit grofsen Felsstücken angefülltes Bett, mit grofsem Geräusch und in schäumenden Wellen dahin. Die Insel selbst ist flach und äufserst ungesund. Das Dschonglefieber (durch die verpesteten Ausdünstungen des Sumpfgebüsches entstehend) sucht die Einwohner oft heim, und selten erfreut sich der davon Befallne einer solchen Genesung, dafs er ganz wieder zum Besitz

seiner vorigen Gesundheit gelangte. Das Land in der nächsten Umgebung der Stadt wird durch Kanäle bewässert, die aus dem Flusse gespeist werden. Das Fort steht am westlichen Ende der Insel und ist ein grofses Gebäude, dessen Erbauer aber kein sonderlicher Ingenieur gewesen zu seyn scheint. Während der denkwürdigen Belagerung von Seringapatam fand man das Glacis an manchen Stellen so hoch und steil, dafs die Stürmenden vollkommen vor dem Feuer der Belagerten geschützt waren. Die öffentlichen Gebäude in der Stadt haben ein plumpes und gemeines Ansehen. Meistens umgiebt sie eine hohe Mauer aus Lehm und Steinen. Nur *Hyder Ali's* Palast, den er selbst *Laul Baugh* nannte, am östlichen Ende der Insel, macht eine Ausnahme. Obschon ganz von Lehm aufgeführt, besitzt er doch das leichte und zierliche Ansehen, welches alle mohammedanischen Bauwerke der bessern Gattung auszeichnet, und ist so bequem und schön wie die neuern Paläste. Nahe dabei ist das Grab des berühmten *Hyder*, welches auch die Leichname seiner Gattinn und seines nicht minder berühmten Sohnes *Tippu Saib* umschliefst; sie liegen unter Tafeln von schwarzem Marmor, welche einige Zoll über dem Boden emporragen. Es werden noch immer auf Kosten der englischen Regierung einige mohammedanische Geistliche unterhalten, welche täglich die gewöhnlichen Gebete an diesen Gräbern verrichten.

Die Vorstädte nehmen den höchsten Theil der

Insel, ungefähr in der Mitte derselben, ein und bedecken etwas mehr als $\frac{1}{2}$ engl. Geviertmeile. Es sind gröfstentheils kleine und unansehnliche Gebäude. Hier ist auch ein Palast, *Daulut Bang*, oder der Garten der Reichen genannt, welcher von Hyder Ali erbaut und von Tippu verschönert worden, gegenwärtig aber ziemlich verfallen ist. Als Capitain *Basil Hall* Seringapatam besuchte, schlief er in diesem Palaste; „aber" — sagt er — „ich mufste meine Verwegenheit theuer bezahlen; ich glaube, dafs diese Insel in der That der ungesundeste Platz in ganz Ostindien ist. Das Merkwürdigste aber war, dafs ich, so lange mein Aufenthalt in Mysore selbst währte, keine schädlichen Wirkungen von der verpesteten Luft empfand. Erst einige Tage nach meiner Ankunft an der Küste von Malabar überfiel mich das Dschongle-Fieber, an dessen Nachwehen ich noch zur Stunde zu leiden habe." Der Herzog von *Wellington* (damals, als er bei der Erstürmung Seringapatams mitwirkte, noch Oberst *Wellesley*) wohnte, so lange er Gouverneur des Platzes war, in demselben Palaste und richtete ihn bequemer ein, als er jemals unter den vorigen Beherrschern war. Er stattete ihn mit europäischen Möbeln aus und liefs Glasfenster anbringen, wodurch die schädliche Nachtluft gröfstentheils abgehalten wurde.

Die öffentlichen Gebäude dieser ehemals so mächtigen Hauptstadt eines der gröfsten Fürsten, dessen die Jahrbücher der neuern Geschichte Asiens gedenken, sind jetzt in militärische Bureaux und

Wohnungen für die verschiednen Beamten der ostindischen Compagnie umgestaltet. In Hyders Palast wohnt der erste Arzt; sein Harem ist ein Hospital für europäische Truppen. Die Gemächer des Harems von Tippu sind die Wohnung des brittischen Residenten und die übrigen Gebäude dienen zu Artillerie-Casernen. Obschon einige dieser Gebäude in den goldnen Tagen der mohammedanischen Herrlichkeit, unter Hyder Ali, als Beherrscher von Mysore, von den höchsten Staatsbeamten bewohnt wurden, haben sie doch für die Engländer manches Unangenehme, besonders was Licht und frische Luft betrifft, für deren Zutritt meistens nur schlecht gesorgt ist.

Zu Tippu's Zeiten war die Bevölkerung von *Seringapatam* an 140,000 Seelen stark, eine sehr ansehnliche Volksmenge für einen so beschränkten Raum. (Gegenwärtig beträgt sie etwa 32,000.) Der Sultan hatte ein zahlreiches und wohlbezahltes Kriegsheer, und so grofs war sein Hafs gegen die Engländer, dafs er unablässig darnach strebte, sie wo möglich ganz und gar zu vertilgen. Gleich dem Vater des grofsen Feldherrn der Karthager hinterliefs er diesen Hafs als Vermächtnifs seinem Sohne Tippu. Der Krieg desselben mit den Engländern und das unglückliche Ende dieses tapfern Fürsten, bei der Erstürmung von Seringapatam, am 4. Mai 1799, sind bekannt. *)

---

*) Eine umständliche Erzählung dieser Erstürmung, aus den zu London erschienenen „Militärischen

Unsere Reisenden nahmen von hier aus ihre Richtung nach der Küste von *Malabar*, wo sie ein segelfertiges Schiff zu finden hofften, auf welchem sie nach *Mascat* (an der arabischen Küste) fahren wollten. Auf dem Wege über die Gebirgskette der *Ghauts* begegnete ihnen ein unangenehmes Ereignifs, welches sie für den Augenblick an der Fortsetzung der Reise hinderte. Einer von den Eingebornen, welche zum Tragen des Gepäcks gemiethet waren, hatte sich, um auszuruhen, unter den Schatten eines Baumes gelegt und wurde von einer giftigen Schlange gebissen. Er schwoll in kurzer Zeit auf und schien bereits dem Tode nahe. Zum Unglück hatte Niemand etwas bei sich, um ihm einige Hilfe zu leisten. Da fiel es einem von seinen Gefährten ein, in das nächste Dorf zu laufen und eine Art von Wundarzt zu holen, welcher angeblich jeden Gebifsnen blofs durch einfaches Besprechen heilen konnte. Der Mann kam richtig und versicherte, den Kranken binnen wenig Minuten herzustellen. Er begann sogleich seine Zauberformeln herzusagen und allerlei geheimnifsvolle Gebärden zu machen, aber dennoch starb der Kranke vor seinen Augen. Der Charlatan war darüber nicht im mindesten verlegen, sondern behauptete keck, der Verwundete müsse irgend ein schweres Verbrechen begangen haben, und seine Seele sei daher bestimmt gewe-

---

Denkwürdigkeiten des *Herzogs* von *Wellington*, von Cap. *Sherer;* enthält die Zeitschrift *Ausland*, Jahrg. 1836, Nr. 3 bis 7.

sen, zur Abbüfsung seiner Sünden in den Leib einer Schlange zu fahren. Wäre er ein rechtschaffner Mann gewesen, so würde es ihm ein Leichtes gewesen seyn, das Schlangengift so unschädlich wie Milch zu machen.

Am westlichen Abhange der Ghauts schlugen die Reisenden ihre Zelte in dem Gebiete des *Coorg* (Kurg) *Radschah* auf. Da dieser ein Verbündeter der brittischen Regierung war, so hofften sie einen guten Empfang von seiner Seite und sahen sich auch später nicht getäuscht. An den Ufern des Flusses *Balliapatam* lag auf einer Anhöhe der Palast eines eingebornen Häuptlings, von dem man erzählte, dafs er mehre Räuberhorden beschütze, die ihm dafür einen ansehnlichen Tribut entrichteten. Diefs ist ein gar nicht seltener Gebrauch unter den kleinen Häuptlingen in verschiednen Theilen Ostindiens, und sie erhalten dadurch eine ansehnliche Vermehrung ihres Einkommens. Die einsame Gegend um diesen Palast herum war damals vorzüglich der Schauplatz häufiger Räubereien und Mordthaten. Mit welcher Schlauheit dabei zu Werke gegangen wurde, davon erzählte man den Reisenden folgendes Beispiel. Einer von den Reitern des Coorg Radschah nahm seinen Weg durch diese Gegend, als ein Mädchen auf ihn zukam, welche ihm eine klägliche Geschichte erzählte, wie sie beraubt und geschlagen worden sei und ihn bat, ihr beizustehen. Der Reiter, gerührt von dem Schicksale des Mädchens, sagte ihr, sie möchte sich hinter ihm aufs Pferd setzen,

und er wollte sie einige Meilen mit sich nehmen. Sie nahm dieses Erbieten unter vielfältigen Danksagungen an. Aber während eines Gesprächs, das sie auf dem Wege mit ihm anknüpfte, warf sie ihm plötzlich eine Schlinge über den Kopf und suchte ihn aus dem Sattel zu werfen. Zu gleicher Zeit stürzten aus dem benachbarten Gebüsch mehre Männer hervor und umringten den Reiter. Dieser aber hatte sich zum Glück in dem Augenblicke, wo das Mädchen die Schlinge über ihn warf, gebückt und diese kam, anstatt um den Hals zu gehen, in den Mund, so dafs er sie mit den Zähnen fest halten konnte. Die Mörderinn sprang sogleich herab, aber der Reiter spornte das Pferd so heftig, dafs es ausschlug und das Mädchen zu Boden warf, worauf diese den Strick fahren lassen mufste. Nun war es dem Reiter ein Leichtes, sich mit gezognem Säbel einen Weg durch die Räuberhorde zu bahnen.

Der Verfasser kam bei der Fortsetzung seines Weges an eine Stelle, wo es längs dem sumpfigen Ufer des Flusses besonders viel *Mangle-Bäume (Rhizophora mangle)* gab. Dieser (bekanntlich nicht blofs in Ost-, sondern auch in Westindien vorkommende) Baum gehört unter die wunderbarsten Erscheinungen des Pflanzenreichs. Er erreicht eine Höhe von 20 bis 30 Fufs und wird vornehmlich an den sumpfigen Ufern der Flüsse, in der Nachbarschaft des Meeres, gefunden, wo seine Wurzeln mit Salzwasser in Berührung kommen können. Aus demselben Grunde fin-

det man ihn auch an flachen, leicht zu überschwemmenden Meeresküsten. Aus dem Stamme gehen nach allen Seiten lange Aeste, mit hellglänzenden eirunden Blättern bedeckt, welche fast einen halben Fufs lang werden. Es kann nichts Seltsameres geben, als den Anblick eines solchen Mangle-Baumes. Die Wurzeln bilden auf der Oberfläche des Wassers ein grobes Flechtwerk, über welches sich der Stamm emporhebt. Von den Aesten senken sich dünne und biegsame Schöfslinge in das Wasser hinab, welche auf dem Grunde festwurzeln. Sie sind über dem Wasser so dicht unter einander verschlungen, dafs sie gleichsam netzförmige kleine Lauben und Irrgänge bilden, durch welche nur eine Schlange oder eine Eidechse hindurchschlüpfen kann. Das Wurzelgeflecht ist so dicht und fest, dafs man ohne Gefahr darüber weggehen kann. An diesen Wurzeln setzen sich eine Menge Austern an, welche bei niedrigem Wasserstande von den vorbeifahrenden Schiffern mit leichter Mühe abgenommen werden können. Der Same des Mangle-Baumes beginnt schon zu keimen, während die Frucht, die ihn einschliefst, noch an den Aesten hangt. An der untern Spitze der Frucht bricht allmählich eine zarte Faser hervor, die 10 bis 12 Zoll lang wird und endlich mit der Frucht abbricht, um senkrecht in den Schlamm am Fufse des Baumes zu fallen, wo sie, wenn auch das Wasser gegen 6 Zoll darüber steht, sogleich Wurzel fafst.

Diese Mangle-Bäume stehen oft so dicht bei-

sammen, dafs sie ein undurchdringliches Gebüsch bilden. Auf und neben denselben findet man häufig die in Ostindien unter dem Namen des *Adjutanten* bekannte Reiher-Gattung (wahrscheinlich *Ardea dubia* oder *Argala)*. Dieser Vogel wird volle 5 Fufs hoch (nach andern Schriftstellern *) bis 7 Fufs) und hat mit ausgebreiteten Flügeln eine Breite von 15 Fufs. Der ungeheuere, an 3 Fufs lange Schnabel, welcher an der Wurzel einen Fufs Umfang hat, ist im Stande, eine ausgewachsene Gans zu verschlingen. Kopf und Hals sind nackt und haben kleine schwammige Auswüchse wie Warzen; nur einzelne Fleckchen sind mit dünnen krausen Haaren bedeckt. Am untern Ende des Halses hangt ein langer Beutel über die Brust herab, mit kurzen und feinen Federn bewachsen, die sich in einen Büschel von langen Haaren, einem verbutteten Schweife ähnlich, endigen. Die Schultern scheinen, wenn die Flügel ruhen, beträchtlich weit von dem Halsgelenke abzustehen und sind mit feinen weifsen Federn eingefafst. Die Flügel und der Rücken sind blau.

In einiger Entfernung sehen diese Vögel wie Menschen aus, die am Ufer der Gewässer hin und hergehen. Hier lauern sie ununterbrochen auf Alles, was die Ebbe des Meeres für ihre Gefräfsigkeit etwa zurücklassen dürfte. Sie verschlingen grofse Knochen und selbst ganze Schild-

*) S. *Okens* Lehrbuch der Naturgeschichte, III. Theil, S. 580.

kröten hat man in ihrem Magen gefunden. Aufserdem verzehren sie Hasen, Ratten, Schlangen, Eidechsen, Frösche etc., welche Thiere sämmtlich so leicht in ihren Magen hinabgleiten, dafs man bei geschossenen Vögeln noch Schlangen lebendig gefunden hat, die sie schon vor mehren Stunden verschlungen hatten. Dieser Reiher ist von Natur furchtsam; wenn er aber gereizt wird, so öffnet er mit gräfslicher Gebärde seinen furchtbaren Schnabel und läfst ein lautes und tiefes Brummen hören, welches dem eines Bären oder Ochsen ähnlich ist. Den Namen „Adjutant" hat er wahrscheinlich davon erhalten, dafs er in der Entfernung einem Menschen in militärischer Kleidung ähnlich sieht, welche in Ostindien aus einer weifsen Jacke und eben solchen Beinkleidern besteht. Auch giebt ihm ein stattlicher aufrechter Gang ein militärisches Ansehen. Er ist für die Gesundheit der Gegenden, wo er sich in Menge aufhält, von grofser Wichtigkeit, indem diese Vögel eine ungeheure Menge thierischer Stoffe verzehren, die aufserdem, wenn sie in Fäulnifs übergingen, die Luft verpesten würden. Die Hindus glauben, nach ihrer Lehre von der Seelenwanderung, dafs die Seelen der Brahminen nach dem Tode in den Leib dieser Vögel fahren, und halten es demnach für ein grofses Verbrechen, sie zu tödten. Auch behaupten Viele, dafs sie in der That, wie durch einen Zauber, schufsfest seien. Die Europäer hüten sich daher, um dieses Vorurtheil zu schonen, so viel als möglich, den von

ihnen mit so viel Ehrfurcht betrachteten Thieren Schaden zuzufügen.

Als die Reisenden bei der Hauptstadt des *Coorg* (Kurg) *Radschah* angelangt waren, wählten sie eine Stelle, etwa $1\frac{1}{2}$ engl. M. von der Stadt, um ihre Zelte daselbst aufzuschlagen. Am nächsten Morgen stellte sich ein Beamter des Fürsten bei ihnen ein, mit der Einladung von seinem Herrn, dafs sie ihn am folgenden Tage in seinem Palaste besuchen möchten. Dieser Einladung wurde Folge geleistet. Der Fürst empfing die Engländer in einem grofsen Saale, worin auch in seiner Gegenwart die Staatsgeschäfte verhandelt zu werden pflegten. Rings an den Wänden hingen verschiedene Bildnisse von Engländern, die sich in Indien ausgezeichnet hatten, namentlich des *Lord Clive* und des Obersten *Wellesley* (jetzigen Herzogs von *Wellington*). Der Saal war verschwenderisch mit europäischen Möbeln und Verzierungen ausgestattet. An mehren Stellen sah man Flinten und Pistolen, sämmtlich aus brittischen Fabriken, in Futteralen aufgehängt, deren Deckel offen standen, damit sich jedermann von der Echtheit des Inhaltes überzeugen könne. Der Radschah war ein Mann von mittlerm Alter. Er hatte lebhafte durchdringende Augen und sah die Fremden zuweilen mit so scharfen Blicken an, dafs diese in Verlegenheit gesetzt wurden. Er stand jedoch von Seiten seiner Herzensgüte im besten Ruf und schien unserm Verfasser das hindusche Sprichwort zu bestätigen: „Das Herz eines trefflichen

Mannes gleicht der Kokosnufs, welche zwar eine harte Schale hat, aber inwendig erfrischendes Wasser und köstliche Speise enthält.“ Er war ungemein beflissen, den Fremden seine Vorliebe für brittische Manufactur-Arbeiten zu zeigen und schien mit ihrem Beifall aufserordentlich zufrieden. Auch kannte er mit bewundernswürdiger Genauigkeit die Namen der berühmtesten englischen Fabrikanten und Künstler. Von *Clementi* sprach er, als ob ihm dieser Componist in eigner Person Unterricht im Pianoforte-Spiel gegeben hätte. Vorzüglich stolz war er auf seine Gewehre und machte unter andern auf drei reich verzierte Schlösser aufmerksam, von eingebornen Arbeitern verfertigt, welche in der That grofses Lob verdienten, obschon sie sich mit europäischen nicht messen konnten.

Beim Abschied foderte der Radschah die Engländer auf, ihre Besuche zu wiederholen, so oft es ihnen gefällig seyn würde. Am folgenden Morgen besahen sie eine Art von Park, worin verschiedene merkwürdige Thiere unterhalten wurden. Unter andern befanden sich hier zwei Zwerghirsche von der Insel Ceylon; sie waren etwa so grofs wie ein Fuchs, von dunkelröthlich-brauner Farbe, an den Seiten und auf dem Rücken mit langen Reihen lichter Flecken besetzt. Man findet diese niedlichen Thiere häufig auf der Insel Ceylon, wo sie in Fallen gefangen und an der Küste für eine Kleinigkeit verkauft werden. Das Fleisch wird für sehr wohlschmeckend und gesund

gehalten. Auf der Halbinsel sind sie selten und werden hier mehr um des Vergnügens willen als Hausthiere gezogen.

Aufser diesen zahmen Geschöpfen hatte der Radschah auch eine Menagerie von reifsenden Thieren, namentlich Löwen und Tiegern, wilden Ebern und Bären, mit welchen bei feierlichen Gelegenheiten öffentliche Gefechte veranstaltet wurden. Dergleichen Gefechte werden in Mysore vorzüglich während des *Dusserah-Festes* gehalten. Auch unsern Reisenden zu Ehren liefs Radschah Coorg einen solchen Kampf zwischen einer Ziege und einem Eber veranstalten. Die Ziege hatte an der Stirn einen scharfen stählernen Sporn von vier Zoll Länge und am untern Ende so stark wie ein mittler Mannsfinger. Dieser Sporn diente zum Ersatz der Hörner, deren man das Thier, um ihm mehr Freiheit in seinen Bewegungen zu verschaffen, beraubt hatte. Auf dieses Vorspiel, bei welchem der Eber anfangs Sieger blieb und erst, nachdem zwei andere Ziegen mit ihm gekämpft hatten, überwunden wurde, folgte ein schwereres Gefecht, nämlich zwischen einem Mann und einem Tieger. Es giebt in Indien eine eigene Klasse von Athleten, welche zu einer der niedrigern Kasten der Hindus gehören und *Dschitties (Jetties)* genannt werden. Sie widmen sich schon von Jugend auf diesem barbarischen Geschäft und erlangen eine erstaunenswürdige Gewandtheit und Stärke des Körpers. Der Mann, von welchem hier die Rede ist, war blofs mit einem grofsen

s. g. Coorg-Messer bewaffnet, etwa zwei Fuſs lang und drei Zoll breit, einem Pflugmesser nicht unähnlich. Er war ganz unbekleidet und trug nur um die Hüften und die obern Lenden eine Art von Schurz. Ueber den ganzen Körper war er mit Oel eingerieben, um den Muskeln mehr Geschmeidigkeit zu geben. Es bewährte sich hier, was schon von vielen Reisenden in Asien und Afrika, auch in Bezug auf den Löwen, erzählt worden, daſs diese reiſsenden Thiere eine Art Scheu vor dem *scharfen Blicke* des Menschen haben. Der Tieger zog sich, als der Athlet auf ihn zuging, langsam nach seinem Käfich zurück und erst, als jener sich so weit entfernte, daſs sein Auge nicht mehr völlig sichtbar war, unternahm das Thier einen Sprung, dem jedoch der Mann geschickt auswich, worauf er es, als es den Boden berührte, schnell und kräftig am Hinterschenkel verwundete, so daſs es keinen zweiten Sprung mehr ausführen konnte und zuletzt völlig getödtet wurde. Der Mann machte seinen Salaam gegen den Radschah und entfernte sich unter lauten Beifallsbezeigungen der Zuschauer. Derselbe Athlet hatte schon mehre Tieger auf diese Weise bezwungen und war nur etwa zwei Mal einigermaſsen gefährlich verletzt worden. — Noch einige andere Kampfspiele, welche mehre Dschitties unter sich selbst aufführten, wurden nebst einer Menge Kunststücke indischer Gaukler, den zahlreichen Zuschauern zum Besten gegeben.

Der damalige Radschah von Coorg war stets

bemüht, den Engländern Beweise seiner Zuneigung und Freundschaft zu geben, so wie überhaupt seine Verbindung mit der brittisch-ostindischen Regierung stets aufrichtig und redlich war. Sein Nachfolger ist bekanntlich nicht in seine Fufsstapfen getreten und hat durch sein treuloses Benehmen die Ostindische Compagnie dahin gebracht, ihn seiner Würde zu entsetzen. Da im J. 1834 alle seine Verwandten ermordet wurden, so fiel starker Verdacht auf ihn und diese Gräuelthat wurde ein Gegenstand gerichtlicher Untersuchungen, in deren Folge sein Land den Besitzungen der Compagnie förmlich einverleibt worden ist. *)

Die Reise unserer Engländer längs der Küste nach *Cochin*, wo sie ein Schiff nach dem Persischen Meerbusen anzutreffen erwarteten, bot nichts Bemerkenswerthes dar. Sie fanden daselbst ein niederländisches Schiff, eine Schaluppe von 80 Tonnen Ladungsfähigkeit, welche sie für 8000 Rupien (ungefähr eben so viel Gulden C. M.) ankauften und den Namen derselben *Jungfrau Jacomina* in *Cornwallis* umänderten. Auf ihrer Fahrt längs der Küste hatten sie einen schönen Anblick der Gebirge von *Travancore*. An dieser Küste wachsen sehr viele Kokos-Palmen, welche für die armen Eingebornen von grofsem Nutzen sind, indem sie ihnen eine Menge Lebensbedürfnisse liefern. Mittelst Einschnitte in den Stamm

*) S. *Allgem. Zeitung*, 1835, Aufserordentl. Beilage, Nr. 259 und 292.

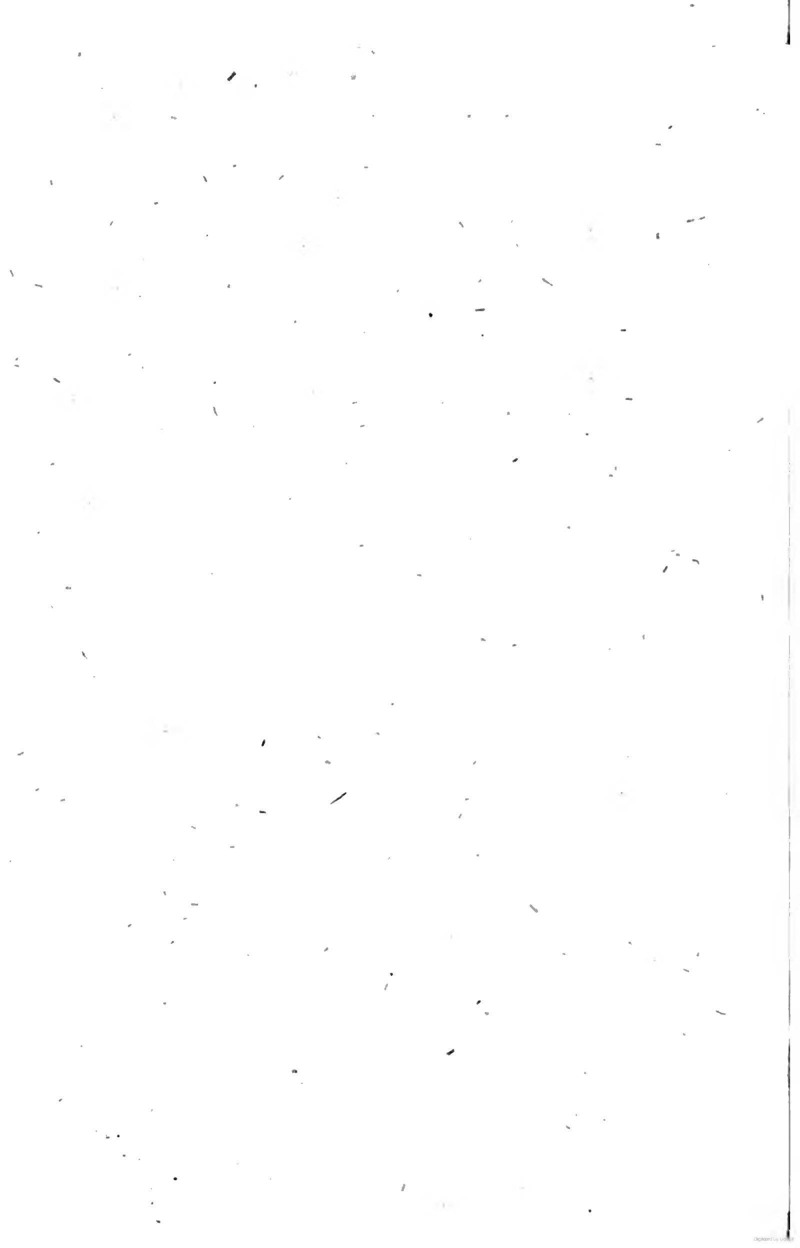
gewinnt man einen süfsen Saft, von welchem oft in einer einzigen Nacht mehre Pinken ausfliefsen. Er geräth nach einiger Zeit in Gährung und giebt dann ein berauschendes Getränk, *Toddy* genannt, welches in diesen Gegenden allgemein beliebt ist. Das aus den Kokosnüssen gewonnene Oel dient den Hindus zur Speise, zum Tempeldienst und zur Einsalbung ihres Körpers. (Es wird auch gegenwärtig in England zur Bereitung von Seife und Lichtern verwendet.) Aus den Fasern der Schale macht man, wie bekannt, kleineres Takelwerk für die Schiffe, welches die besonders gute Eigenschaft hat, vom salzigen Meerwasser nicht angegriffen zu werden.

Die Kokos-Palme hat vorzüglich zwei Feinde, den Elephanten und eine grofse Gattung von Seekrebsen. Der Elephant sieht sich, wenn er aus den Sumpfgebüschen hervorkommend in einen Hain von Kokospalmen tritt, zuerst sorgfältig nach einem Stamme um, der seine Kräfte nicht zu übersteigen scheint. Glaubt er diesen gefunden zu haben, so packt er den Stamm so hoch, als er hinauf reichen kann, mit dem Rüssel und schwenkt ihn hin und her, um zu versuchen, ob er sich leicht ausreifsen lasse. Giebt der Baum nicht gleich nach, so versucht es der Elephant mit einem zweiten und dritten, bis er einen findet, dem er gewachsen ist. Hat er diesen so weit locker gemacht, dafs er umzufallen droht, so tritt er, gleichsam, als ob er Mechanik verstände, mit den Füfsen auf die emporstrebenden

Wurzeln und läfst ihn auf diese Weise ganz langsam und nur allmählich zu Boden sinken. — Der andere Feind des Kokosbaumes ist ein grofser Seekrebs, von 24 bis 30 Zoll Länge, welcher sich an diesen Küsten in grofser Menge aufhält und mit seinen ungeheuern Klauen die Bäume sehr leicht ersteigen kann. Er zwickt dann mit seinen scharfen Scheeren die Stiele der Nüsse ab, so dafs sie auf die Erde fallen; dann steigt er wieder herab, zerbricht eben so leicht die Schale der Nufs und verzehrt das innere Mark.

Nachdem der Cornwallis einen heftigen Sturm ausgehalten hatte, erreichte er glücklich den Hafen von *Mascat*, dessen Eingang durch ungeheure Felsenmassen beschützt wird. Die Durchfahrt zwischen derselben braucht einen geschickten Lootsen. Zur Rechten der Strafse steht ein merkwürdiger kegelförmiger Fels, ganz vom Meere umgeben, gleichsam als Schildwache am Eingange des Hafens. An der Grundfläche hat er eine weite horizontale Spalte, wie ein ungeheurer Säbelhieb, die ihn etwas aus der senkrechten Lage gebracht zu haben scheint. So malerisch dieser Fels aussieht, so gefährlich macht er die Einfahrt bei stürmischem Wetter. In dem Augenblicke, wo der Cornwallis sich ihm näherte, steuerten fünf Boote herbei, welche ihren verdächtigen Bewegungen nach Seeräuber zu seyn schienen. Diese Boote sind zahlreich bemannt. Unsere Engländer zeigten ihnen, dafs sie gut bewaffnet waren, worauf sie sich nach Osten wendeten. Ge-



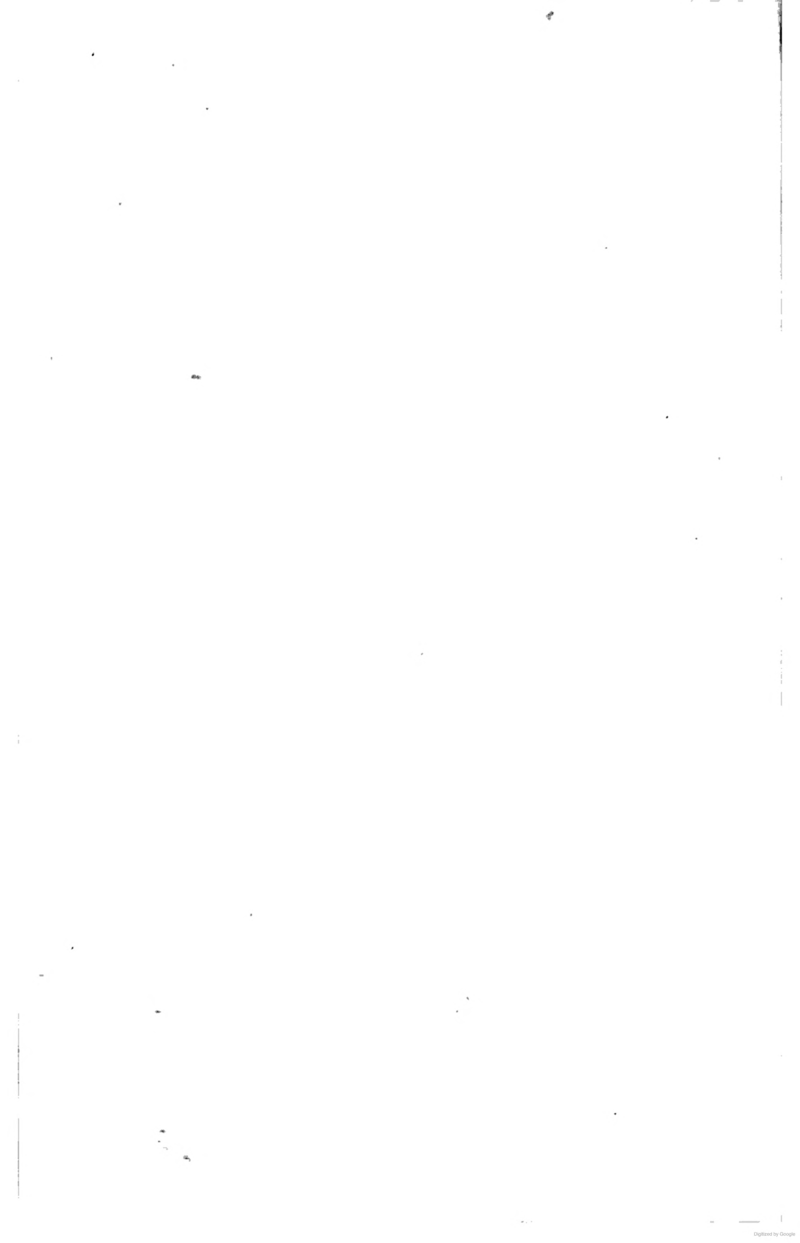




J. Poppel sculps. Nbg.

EINGANG DES HAFENS VON MASKAT.

Verlag von I.G.Calve.in Prag. Druck von C.Mayer in Nürnbg.



wöhnlich führen diese Räuberschiffe, welche lang und schmal sind, 50 bis 60 Mann, gröſstentheils Araber. Sie haben ein ungeheures s. g. lateinisches Segel, wenigstens 50 Fuſs lang, und segeln sehr schnell. Zwei solche Boote hätten leicht mit dem englischen Schiffe fertig werden können; aber wahrscheinlich trug die Nähe von Mascat mehr noch, als die muthige Haltung des Cornwallis, dazu bei, die Räuber von einem Angriffe abzuhalten. Sie sind sehr gefürchtet und machen die Beschiffung des Persischen Meerbusens zu allen Zeiten sehr gefährlich. Die Grausamkeiten, welche sie an dem überwundnen Schiffsvolk und den Reisenden ausüben, sind schrecklich.

Der Hafen von *Mascat* ist groſs und als einer der sichersten bekannt. Er wird im Innern von einer Reihe hoher Felsen beschützt, welche ihn in Gestalt eines Hufeisens umgeben. Nur kleine Fahrzeuge können durch einen schmalen Eingang ins Innere gelangen, während gröſsere Schiffe genöthigt sind, um die Felsenreihe herumzufahren und durch die Hauptöffnung, an der Nordseite, einzulaufen. Die Stadt liegt an der westlichen Seite, am Ufer eines tiefen Beckens, wo die Schiffe bei jedem Winde ruhig vor Anker gehen können. An der nämlichen Seite steht, nahe beim Eingange des Hafens, das *Fort Jellali*, welches die Portugiesen gebaut haben, als sie Mascat im Besitz hatten. Es nimmt die Höhe eines hohen Felsen hinter der Stadt ein und hat, vom Meere aus betrachtet, ein imposantes Ansehen. Die Werke

sind von Stein und sehr stark. Aus der Schönheit des Mauerwerks sieht man deutlich, dafs hindusche Arbeitsleute dazu verwendet worden, wenn auch der Plan der ganzen Anlage europäischen Ursprung verräth. Während der portugiesischen Herrschaft waren die Werke mit furchtbaren Batterien besetzt und das Ganze hatte eine zahlreiche und tapfere Garnison. Gegenwärtig hat das Fort in den Händen der Araber seine Furchtbarkeit verloren und besitzt nur noch einige schlechte Kanonen.

Als der Cornwallis in den Hafen von Mascat einlief, fuhr er an einer Fregatte des Königs von *Omar* vorüber, welche er salutirte und den Grufs zurück erhielt. Am folgenden Tage machten Caunter und seine Begleiter dem Gouverneur ihre Aufwartung, welcher sie mit grofser Höflichkeit empfing. Das Haus, worin er wohnte, lag nahe am Wasser und war ein sehr mittelmäfsiges Gebäude; auch war seine Dienerschaft weder zahlreich noch glänzend. Etwa 8 oder 10 Araber, in abgeschabten militärischen Uniformen, standen am Eingange der Vorhalle und machten, als die Fremden ins Haus traten, die gewöhnlichen Honneurs.

Der Imam von *Mascat* wird von seinen Unterthanen, die er mit Milde und Gerechtigkeit beherrscht, als König titulirt. Seine Hauptstadt ist nicht ohne Wichtigkeit. Unmittelbar hinter derselben ist ein ausgedehnter Rücken nackter Felsen, die zu einer beträchtlichen Höhe emporsteigen. Das ganze umliegende Land ist grofsentheils

unfruchtbar und gewährt einen traurigen Anblick. Nur Dattelpalmen, welche auf jedem Boden gedeihen, findet man in ziemlicher Menge; hie und da sieht man auch einen Mandelbaum oder eine Tamarinde. Aber nichts geht über den öden Anblick des Landes, wenn der gewöhnliche Regen ausbleibt, und diefs war gerade der Fall, als unsere Reisenden hier eintrafen. Die Einwohner litten schrecklichen Mangel an Wasser und die anhaltenden heifsen Winde waren zuweilen fast unerträglich. Der Markt von Mascat wurde indessen von andern Seiten her gut versorgt und war reichlich mit Fleisch, Geflügel und Grünzeug versehen.

Der weit ausgedehnte Hafen ist so tief, dafs die gröfsten Schiffe einlaufen können. Selbst in der Bucht vor der Stadt lagen einige Kriegsfahrzeuge vor Anker. Aufser dem schon erwähnten *Fort Jellali* ist zum Schutze des Hafens noch ein zweites vorhanden, *Merani* genannt und ebenfalls von den Portugiesen erbaut. Die Letztern wurden um die Mitte des XVII. Jahrhunderts durch die Araber von hier vertrieben, welche seit jener Zeit in ununterbrochenem Besitze der Stadt und der Forts geblieben sind. Die Stadt hat schon von Natur eine so günstige Lage, dafs, wenn die beiden Forts in gutem Stande erhalten würden, kein Feind so leicht sich zum Herrn derselben machen könnte. *Arrian* nennt es *Mosca* und beschreibt es als einen schon zu seiner Zeit ansehnlichen Handelsplatz für den Verkehr Arabiens mit

Persien und Indien. Es blieb durch alle Jahrhunderte im Besitz dieser Vortheile und ist noch jetzt der grofse Markt des Persischen Busens Von den beiden Kirchen, welche die Portugiesen errichtet hatten, ist die eine in ein Magazin, die andere in eine Beamtenwohnung umgestaltet worden. Während der portugiesischen Herrschaft befand sich Mascat in einem blühenden Zustande, obschon die Verhältnisse mit den Arabern nichts weniger als freundschaftlich waren. Es gelang diesen, nach langen vergeblichen Versuchen, endlich durch die Verrätherei eines hinduschen Kaufmanns (Banianen), sich der Stadt zu bemächtigen.

Die Banianen sind noch immer zahlreich in Mascat und geniefsen den Schutz der Araber, mit welchen sie im besten Einverständnifs leben. Sie haben freie Ausübung ihrer Religion und werden nach ihren eignen Gesetzen regiert. Für die öffentliche Sicherheit ist überall in der Stadt aufs beste gesorgt, so dafs man zu allen Stunden in der Nacht ruhig durch die Strafsen wandeln kann. Die Gesetze sind streng und werden kräftig aufrecht erhalten. Ansehnlicher Diebstahl wird mit dem Tode bestraft, geringere Diebereien mit Verstümmelung, gewöhnlich durch den Verlust einer Hand.

Einige Tage später machten die Reisenden einen Ausflug nach *Muttra*, einer kleinen etwa 2 engl. Meilen entfernten Stadt, um einen englischen Offizier zu besuchen, der ein arabisches Kriegsschiff befehligte. Die Mannschaft schien gut

disciplinirt und mit der europäischen Schiffstaktik wohl bekannt zu seyn; nur gingen die Bewegungen etwas langsam von Statten. Auf dem Wege nach Muttra war der Anblick der Landschaft ganz neu und nicht ohne Interesse. Die schroffen Felsgipfel, auf welchen keine Spur von Pflanzenwuchs wahrzunehmen war, und das öde Aussehen der Küste, gaben der ganzen Scene einen ganz eignen Charakter düsterer Gröfse. Das Einzige, was die Einförmigkeit des traurigen Anblicks unterbrach, waren theils einige malérische Kastelle, welche zerstreut auf den Gipfeln der Felsen standen und über die Abgründe zu ihren Füfsen eben so feierlich als traurig hinwegblickten, theils die mannichfach gestalteten grofsen und kleinen Fahrzeuge, mit denen der klare Wasserspiegel längs der Küste bedeckt war. Einige von diesen Schiffen führen den Namen *Buggolas* und sind von sonderbarer Bauart. Es sind die gewöhnlichen Kauffahrteischiffe der Araber zwischen Mascat und der Malabarischen Küste, wo sie, und zwar in *Cochin*, gebaut zu werden pflegen. Sie enthalten zuweilen gegen 200 Tonnen. Die Ausrüstung ist wie bei einem Lugger. Die gröfsern Schiffe haben zwei lateinische Segel, und wenn es die Witterung nöthig macht, ein Bogspriet. Gewöhnlich werden sie von einem schläfrigen und trägen Araber befehligt, der sein Amt einem Untergeordneten überträgt, unter der stillschweigenden Bedingung, dafs dieser ihn ruhig essen, trinken, schmauchen und schlafen läfst. Er geniefst aber

doch das volle Vertrauen der Mannschaft, welche ihm fast mit brüderlicher Anhänglichkeit zugethan ist und sich auf eine Weise gegen ihn benimmt, die sich mit europäischen Begriffen von Untergebenheit gar nicht verträgt. Dessen ungeachtet findet er, wenn es nöthig ist, sich in Ansehen zu setzen, unbedingten und willigen Gehorsam. Das Verhältnifs zwischen diesen Befehlshabern und ihren Leuten ist fast dasselbe, welches in Schottland zwischen dem Haupte eines Clan und den Gliedern des letztern Statt findet; auch kann es nur durch entschiedne Tyrannei von Seiten des Capitains gestört oder aufgehoben werden.

Bald nachdem die Reisenden von ihrem Ausfluge wieder in Mascat eingetroffen waren, langten Depeschen aus England an, welche sogleich an die Regierung in *Bombay* weiter befördert werden sollten. Da bei dem drohenden Zustande des Wetters keine Buggola die Fahrt unternehmen wollte, so mufsten sich unsere Engländer dazu bequemen, was diese um so williger thaten, da es ohnehin ihre Absicht gewesen war, späterhin nach *Bombay* zu gehen.

Die *Jungfrau Jacomina* oder wie das Schiff jetzt hiefs, der *Cornwallis*, wurde demnach ohne Verzug segelfertig gemacht. Die Hitze in der Bucht war damals so grofs, dafs der Aufenthalt auf dem Schiffe mit den gröfsten Beschwerlichkeiten verbunden war. Das (Fahrenheitsche) Thermometer stand in der Cajüte auf 110° ($= 34\frac{2}{9}$° R.) Eine Hauptursache der ungeheuern Hitze sind

die kahlen Felswände, von welchen der Hafen und die Stadt umgeben ist und von welchen, gleichsam wie von einem parabolischen Brennspiegel, die Sonnenstrahlen zurückgeworfen werden. Ehe die Engländer absegelten, wurden sie vom Capitän eines eben angekommenen amerikanischen Schiffes zu einem Besuche eingeladen und gastfreundlich empfangen. Er sagte, daſs, bevor er Mascat erreicht habe, sein Schiff in furchtbarer Weise von Wanzen angesteckt gewesen sei. Sobald er aber vor Anker gegangen, hätten sich ganze Schaaren von Schaben (*Blatta orientalis*) eingefunden und sämmtliche Wanzen rein aufgezehrt. Diese Schaben waren indessen eine bei weitem gröſsere Plage als die Wanzen.

Nach einer langweiligen Fahrt gingen unsere Engländer im Hafen von *Bombay* vor Anker, wo sie ihre Depeschen an die Regierung abgaben.

Bombay bestand ursprünglich aus einer Gruppe kleiner Inseln, welche, bald von der Fluth bedeckt, bald von der Ebbe wieder trocken gelegt, einen üppigen Pflanzenwuchs hervorbrachten. Diese Lage wurde für so ungesund gehalten, daſs man jedem, der sich hier niederlieſs, nur eine wahrscheinliche Lebensdauer von höchstens drei Jahren zugestand. Gegenwärtig ist dieſs nicht mehr der Fall, obschon innerhalb des Forts und besonders zur Regenzeit, die Luft nicht die gesündeste ist.

Die Insel *Bombay* ist jetzt die vornehmste brittische Niederlassung an der Westküste von Indien. Sie ist sieben (engl.) Meilen lang und

drei breit, und bildet mit den benachbarten Inseln *Colabah*, *Salsette*, *Butchers Island* (Fleischerinsel), *Caranjah* (Karandschah) und *Elephanta* einen der schönsten Häfen am Indischen Meere. Auf der ersten von diesen Inseln steht ein Leuchtthurm von 150 F. Höhe über dem Wasserspiegel, dessen Licht man auf sieben Seemeilen weit wahrnehmen kann. Die Hauptstadt ist etwa eine Meile lang und eine Viertelmeile breit, und mit starken Festungswerken umgeben. Die sogenannte neue Stadt ist an einer niedrigen ungesunden Stelle angelegt, wo der Boden so flach ist, dafs viele Häuser zur Fluthzeit mehr oder weniger unter Wasser gesetzt werden. Während der Monsuns kann man nur in Booten von einem Hause zum andern gelangen, und die der Gesundheit nachtheiligen Folgen dieser Ueberschwemmungen werden noch lange Zeit nachher von den Einwohnern empfunden. Ehemals war jener ganze Theil von Bombay, der heut zu Tage die Esplanade bildet, mit Kokospalmen bedeckt; gegenwärtig aber ist dieser Raum vom obern Ende der Insel bis *Dungari*, einer nur von Eingebornen bewohnten grofsen Stadt, gelichtet worden.

Das Kastell ist ein regelmäfsiges Viereck, mit zahlreichen Werken, vornehmlich nach der Hafenseite, wo überhaupt die Befestigung am stärksten ist, während die Landseite einem Feinde, der eine regelmäfsige Belagerung unternähme, nur schwachen Widerstand leisten würde. Die Stadt innerhalb des Forts wurde von den Portugiesen

gegründet, aber erst von den Engländern ausgebaut. Doch sind auch die Häuser der Letztern meistens noch in dem Style errichtet, den die Portugiesen eingeführt hatten, so dafs *Bombay*, was schöne Bauart betrifft, sich keineswegs mit *Calcutta* und *Madras* messen kann. An drei Seiten werden die Festungswerke vom Meere bespühlt, an der vierten ist die Esplanade.

Die Stadt an der Nordseite wird hauptsächlich von *Parsen* bewohnt, welche zwar unter die gebildetsten Klassen der Eingebornen gehören, aber in ihren Häusern so unreinlich sind, dafs man die von ihnen bewohnten Strafsen nur mit Widerwillen betreten kann. Die Insel Bombay ist ein dürrer Felsen, der dem Ackerbauer keine Vortheile darbietet. Desto wichtiger ist sie für den Handel. Sie hat unter allen ostindischen Niederlassungen die schönsten Schiffswerften, aus welchen viele Kriegsschiffe der ersten Klasse und nicht minder zahlreiche Handelsfahrzeuge hervorgegangen sind. Alle diese Schiffe sind einzig und allein von Parsen gebaut worden, welche die Werften von der Ostindischen Compagnie in Pacht nehmen und für diesen Gewerbszweig ein ausschliefsendes Privilegium besitzen. Die geschicktesten Schiffbauer gehören zur Familie *Dschomsetschi (Jumsetjee)*, welche sich bereits grofse Reichthümer erworben hat. In den Jahren 1810 bis 1820 wurden 12 Kriegsschiffe gebaut, von welchen 4 auf 74 Kanonen gebohrt waren, ausserdem eine grofse Zahl Kauffahrer, von 600 bis

1000 Tonnen Ladungsfähigkeit. Die Waldungen, welche das Tek-Holz zum Schiffbau liefern, bedecken den westlichen Abhang der Ghaut-Gebirge in der Provinz *Aurungabad*, auf deren zahlreichen Flüssen das Holz an die Küste hinab geflöfst wird. Die aus Tek-Holz gezimmerten Schiffe sind weit dauerhafter, als die aus jeder andern Holzgattung gebauten, segeln aber auch schwerfälliger.

Die Hauptwaare, welche von Bombay ausgeführt wird, ist Baumwolle. Sie geht in grofser Menge jährlich nach *China*. Zum Packen der Ballen wird eine Schraubenmaschine angewendet, vermittelst welcher 1500 Pfund in den Raum einer Tonne zusammengeprefst werden können.

Im J. 1816 betrug die gesammte Bevölkerung von Bombay, mit Inbegriff der Eingebornen und zu fremden Nationen gehörigen, 162,000 Seelen, worunter sich 13,000 Parsen befanden. Aufserdem nimmt man an, dafs jährlich an 60- bis 70,000 Personen um des Handels willen sich längere oder kürzere Zeit hier aufhalten. Einige von den reichen Eingebornen machen grofsen Aufwand, haben weitläuftige Handelsgebäude und so geräumige Häuser, dafs selbst die verheiratheten Kinder mit ihren zahlreichen Familien zugleich mit den Aeltern darin wohnen können.

Die Engländer haben nur Eine Kirche in Bombay und zwar innerhalb der Festung; zahlreicher sind die portugiesischen und armenischen Kir-

chen, sowohl inner- als aufserhalb der Mauern; aufserdem sind auch 3 oder 4 kleine Synagogen für die Juden hier, deren Zahl gegen 1000 betragen mag. Die gröfste (hindusche) Pagode, ein Gebäude von mittelmäfsiger Schönheit, befindet sich in der Schwarzen Stadt und ist dem *Momba Dewi* geweiht. Die *Armenier* bilden eine zwar kleine, aber sehr achtungswerthe christliche Gemeinde. Ungeachtet des Druckes, welchem sie von jeher unter den verschiednen asiatischen Regierungen ausgesetzt waren, haben sie den Glauben ihrer Väter, so wie ihre alten Sitten und Gebräuche, treu zu bewahren gewufst.

Die *Parsen* besitzen einen ansehnlichen Theil der Insel, und man findet unter ihnen Leute von grofsem Reichthum und ausgebreiteten Handelsverbindungen. Selbst beinahe jedes europäische Haus hat einen Parsen zum Handlungsgesellschafter, welchem nicht selten der gröfste Theil des Capitals gehört. Die Parsen sind ein schöner Menschenschlag, mit hübschen Zügen, schwarzen, lebhaften Augen, lichtbrauner Farbe und buschigen Bärten, welche sie aber nur an der Oberlippe wachsen lassen. Die Weiber sind nur in der Jugend hübsch und werden bei reiferm Alter sehr häfslich. Alle sind in hohem Grade unreinlich, obwohl es einzelne Ausnahmen giebt. Die Parsen sind, wie bekannt, Feueranbeter. Jeden Morgen kann man sie bei Sonnenaufgang auf der Esplanade sehen, wie sie sich vor dem, aus dem Ozean emporsteigenden Sinnbilde ihrer Gottheit zu

Boden werfen. Nur die Weiber dürfen nicht an dieser Feierlichkeit Theil nehmen.

Die Insel verdankte ihre ursprüngliche Wichtigkeit den *Portugiesen*, welchen sie 1530 abgetreten wurde. Diese hielten sie wohl ein Jahrhundert lang im Besitz, als König *Karl II.* von England Ansprüche darauf machte. Während der portugiesischen Herrschaft befand sich indessen die Insel noch in einem ziemlich unangebauten Zustande; sobald sie aber den Engländern in die Hände fiel, begann sie eine blühende Niederlassung zu werden. Am 27. März 1668 wurde sie von der brittischen Krone an die Ostindische Compagnie abgetreten, und zwar gegen eine jährliche Rente von 10 Pfund in Gold, welche jeden dreifsigsten September bezahlt werden sollte. Im J. 1691 wurde die Insel von der Pest heimgesucht, welche so fürchterlich wüthete, dafs nur drei Civil-Beamte am Leben blieben. Im J. 1702 stellte sich die schreckliche Seuche abermals ein und verminderte die Besatzung auf 76 Mann.

Bombay ist in Folge seiner Lage der Mittelpunkt eines ausgebreiteten Handels, welcher die Länder am Persischen und Arabischen Meerbusen eben sowohl mit den östlichen und westlichen Küsten der ostindischen Halbinsel, als mit China verbindet, wohin es grofse Quantitäten Baumwolle ausführt. Die übrigen vornehmsten Ausfuhr-Artikel sind Sandelholz, Perlen, Gummi und allerlei Specereien aus Arabien, Abyssinien und Persien; Pfeffer von der Malabarischen Küste; Vo-

gelnester und andere Erzeugnisse von den Maldiven, Lakadiven und den östlichen Inseln, nebst Elephantenzähnen von Cambay. Die den Handel mit China betreibenden Schiffe treffen gewöhnlich zu Ende des Juni oder am Anfange des Juli in *Canton* ein und verweilen daselbst, mit Einnahme ihrer Rückladungen beschäftigt, bis zum Dezember oder Jänner. Im Jahre 1808 betrug die nach Bombay zur Ausfuhr gebrachte Baumwolle 85,000 Ballen, jeden zu 735 Pfund, zusammen also 62,475,000 Pfund. Obgleich der meiste Absatz nach China geschieht, so werden doch auch nicht unbedeutende Geschäfte mit Europa und verschiednen Plätzen Amerika's gemacht. Die Einfuhren aus Europa bestehen vornehmlich in feinern Manufaktur-Artikeln, als Baumwolle etc., Metallwaaren, Wein, Bier und andern Consumtions-Gegenständen.

Bombay hat vortreffliche Seilerbahnen, die von keiner in Grofs-Britannien, ausgenommen von der im Kings-Yard zu Portsmouth, übertroffen werden. Die sehr geräumige und vortrefflich angelegte Schiffswerfte ist mit Vorräthen aller Art aufs reichlichste versehen und zu jeder Art von Schiffbau und Ausbesserung geeignet. Für diesen Zweck werden insbesondere grofse Massen von Stammholz stets in Vorrath gehalten. Die neue vom Major *Cooper* erbaute Docke ist ein ausgezeichnetes Werk und kann sich den schönsten Docken Englands an die Seite stellen.

Die Rechtspflege wird in Bombay von einem

einzigen Richter verwaltet, welcher den Titel *Recorder* führt, und dasselbe Ansehen, so wie denselben Geschäftskreis hat, wie der oberste Gerichtshof *(Supreme Court)* in *Calcutta.* Aufserdem sind drei Anwalte und acht Attorneys vorhanden. Wie gering die Zahl der Hauptverbrechen in Bombay sei, geht aus einer öffentlichen Bekanntmachung des (verstorbnen) *Sir James Mackintosh*, ehemaligen Recorders in Bombay, hervor, welcher in einem Zeitraume von sechs Jahren kein einziges Todesurtheil auszusprechen hatte. Kleine Vergehungen und Verbrechen kommen indefs ziemlich häufig vor, und die Zahl derselben war vom 10. Juni 1812 bis 24. Jänner 1814, also in etwas mehr als 19 Monaten, nicht geringer als 807, worunter 68 persönliche Verletzungen durch Schläge, Stiche etc. und 407 Diebstähle. 191 Personen waren wegen Landstreicherei eingefangen worden. Der Polizei-Magistrat schildert, in seinem Berichte darüber, *Bombay* als den Zufluchtsort aller Landstreicher und Abenteurer an der ganzen westlichen Seite der ostindischen Halbinsel, von den Mündungen des Indus bis nach Goa. Sie halten sich blofs um des Diebstahls willen in Bombay auf und begeben sich bald wieder auf das Festland, um das gestohlne Gut so schnell als möglich zu Gelde zu machen. Im Jahre 1813 hatte die Hungersnoth, welche in *Adschmir*, *Guzerat* und *Cutch* wüthete, einen besonders grofsen Zuflufs von armen Leuten oder schlechtem Gesindel aus diesen Provinzen verursacht.

Einer der ersten Ausflüge, welche *Caunter* bald nach seiner Ankunft in Bombay unternahm, war nach *Elephanta*, einer kleinen innerhalb des Hafens gelegnen Insel, welche die Eingebornen *Garapori* nennen. Sie liegt ungefähr $5\frac{1}{2}$ (engl.) Meile von der mahrattischen Küste, und sieht von weitem wie ein langer Hügel aus, der in der Mitte gespalten ist, indem ein schmales Thal zwischen den zwei steilen Anhöhen durchläuft, die es an jeder Seite begränzen. Die Insel hat etwas mehr als sechs Meilen im Umfange und ist ganz unbewohnt; nur zuweilen flüchten sich einzelne Diebe oder sonstige Verbrecher hieher. In einiger Entfernung von der Küste stand ehemals die ungeheure, ziemlich ungeschickt aus einem schwarzen Felsenblock gehauene Figur eines Elephanten, nach welcher die Portugiesen der Insel ihren jetzigen Namen beilegten. Diese Figur ist jetzt grofsentheils zerstört, indem 1814 Kopf und Hals heruntergefallen sind. Als unsere Reisenden die Insel besuchten, war ringsum so viel Gesträuch emporgewachsen, dafs man einige Mühe hatte, sich durchzuarbeiten.

Von dieser Elephanten-Ruine begaben sich die Reisenden in ihren Palankins, auf einem steilen Pfade nach den berühmten Höhlen dieser Insel. Die erste dieser Höhlen ist nur ein kleines, von zwei Pfeilern getragenes, Gewölbe und hat keine besondern Merkwürdigkeiten. Die vorzüglichste Höhle erreicht man erst, wenn man noch etwa ein Drittel des Weges weiter aufwärts steigt.

Der Eingang zu derselben hat beim ersten Anblick ebenfalls nichts Aufserordentliches und der Wanderer glaubt sich für den Augenblick in seinen Erwartungen getäuscht zu sehen. Begiebt man sich aber in das Innere, so hat man einen Anblick der grofsartigsten Schönheit. Man sieht ein grofses, weites Gewölbe ganz im Felsen ausgehauen, das Dach auf Reihen schöner Säulen ruhend, deren Kapitäler wie Kissen oder Polster aussehend, so wundervoll und natürlich gearbeitet, dafs es wirklich den Anschein hat, als ob sie von dem Gewichte der darüber liegenden Felsenmassen zusammengequetscht würden. Der vornehmste Tempel ist mit hübschen Säulengängen eingefafst, deren Pfeiler aufs feinste und zarteste ausgemeifselt sind. Es ist ein viereckiges Gemach; jede Seite ist mit Gruppen von Figuren in hocherhabener Arbeit bedeckt. Im Hintergrunde, der Vorhalle gegenüber, steht eine kolossale Büste mit drei Gesichtern, jedes an 5 Fufs lang; das Ganze hat eine Höhe von 18 Fufs. Man nimmt gewöhnlich an, dafs diese Büste die hindusche Dreieinigkeit, oder *Brahma*, *Wischnu* und *Schiwa* vorstelle; doch ist diefs von einigen neuern Gelehrten bestritten worden.

Der Boden des Tempels ist 130 Fufs lang und 123 breit. Das Dach ruhte ursprünglich auf 26 Säulen und 16 Pfeilern. Von den erstern sind jetzt 8 zerbrochen und mehre andere stark beschädigt. Die Höhe des Tempels wechselt von 15 bis 18 Fufs. Die erwähnten Figuren an den Wän-

den sind ebenfalls in riesenmäfsiger Gröfse dargestellt; viele darunter verrathen eine nicht ungeschickte Hand. Die Gruppen beziehen sich sämmtlich auf die Mythologie der *Brahminen*, während die benachbarten Höhlen von *Kenneri* und *Karli* entschieden *buddhistische* Tempel sind. Alle Gottheiten der Hindus haben besondere sinnbildliche Merkmahle, woran sie eben so leicht erkannt werden können, als die alten Familien Europa's an ihren Wappen. Man kann diesen Tempel auf Elephanta, wie *Moore* sehr richtig bemerkt, ein vollständiges Pantheon nennen. Unter den hundert, ja tausend Figuren, welche die Kunst des Bildhauers hier dargestellt hat, ist jede einzelne Gottheit der Hindus zu finden. Wenn auch in der Zeit, welche seit der Ausgrabung dieser wundervollen Höhle verflossen, manche neuere Helden unter die Zahl der Götter versetzt worden seyn mögen, so fehlt doch gewifs keine von den Gottheiten der *Wedas*.

In einem versteckten Winkel des Tempels zeichnet sich besonders eine Bildsäule durch vorzüglich schöne und geistvolle Arbeit aus; es ist diefs ein riesengrofses Standbild von 14 Fufs Höhe, welches den *Schiwa Vindex* des hinduschen Pantheons darstellt. Die Portugiesen haben es sehr verstümmelt und namentlich die untern Extremitäten ganz abgebrochen. Dennoch ist so viel übrig geblieben, dafs die Schönheit der ursprünglichen Arbeit daraus hervorleuchtet. Der Ausdruck der Gesichtszüge ist bewundernswerth; es

zeigt sich darin die charakteristische Wildheit des Gottes Schiwa, aber in Verbindung mit einer gewissen Majestät, die sie über die gemeine Roheit der menschlichen Leidenschaft erhebt. Ursprünglich hatte die Bildsäule acht Arme, von welchen jetzt einige abgebrochen sind. Man findet hier noch andere kolossale Bildsäulen, aber keine von so ausgezeichnet kunstvoller Arbeit als jene des Schiwa.

Als Bischof *Heber* *), bemerkt unser Verfasser, diese Höhle besuchte, fand er seine Erwartungen, obwohl sie hoch gespannt waren, dennoch sehr übertroffen. „Sowohl die Masse, als die Verhältnisse und die Bildhauer-Arbeiten" — sagt er — „schienen mir von einem weit edlern Charakter und weit zierlicher ausgeführt zu seyn, als ich vorauszusetzen geneigt gewesen war. Selbst die Bildsäulen sind mit hohem Kunstsinn ausgeführt, und einige darunter, in Betracht ihres verfallnen Zustandes und der Roheit des Materials, von nicht gemeiner Schönheit." Bis hieher hat Bischof Heber den aufserordentlichen Kunstwerken volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber nun kommt er, auf eine unerklärliche Art von seiner gewöhnlichen Vorsicht im Urtheilen abweichend, zu der übereilten und unbegründeten Schlufsfolge, dafs die Tempel von *Elephanta* kein besonders

---

*) Wir haben von dessen „Reise durch Vorder-Indien" im VIII. Jahrgange unsers Taschenbuches (für 1830), S. 1 u. ff. eine Uebersicht gegeben.

hohes Alter hätten. Folgendes scheint ihm der wesentlichste Grund für diese Behauptung zu seyn:

„Der Felsen, in welchem der Tempel ausgehauen ist, besitzt keineswegs die Eigenschaft, einen langen Zeitraum hindurch den Einflüssen der Witterung zu widerstehen. Er leidet augenscheinlich sehr viel von den jährlichen Regengüssen. Eine grofse Zahl von Säulen, beinahe ein Drittel des Ganzen, sind durch die Anhäufung des Wassers in der Höhle unterwaschen worden, und die Kapitäler von einigen, so wie ein Theil der Schäfte von andern, hangen, wie ungeheure Tropfsteinmassen frei in der Luft, da ihre Unterlagen zerstört worden sind. Viele Personen in Bombay erinnern sich, dafs diese Beschädigungen, während ihres Lebens, ansehnlich zugenommen haben, obschon die Höhle seit langer Zeit gegen die gewöhnlichen Angriffe der Reisenden, besonders der Engländer, welche gern ein kleines Andenken davon mit nach Hause bringen wollen, hinlänglich geschützt wird.“ Nach Anführung einiger andern minder bedeutenden Gründe, kommt der gelehrte Bischof zu der Schlufsfolge: „Wir können im Allgemeinen, da wir weder eine Inschrift, noch eine Ueberlieferung als Wegweiser besitzen, die Entstehung des Tempels von Elephanta in jedes beliebige Zeitalter versetzen. Er kann so alt seyn wie das Parthenon, oder so neu, wie die Kapelle Heinrichs des Siebenten; aber obgleich die Wahrheit in der Mitte liegen mag, so bin ich dennoch

nicht geneigt, ihm irgend ein *hohes* Alterthum zuzuschreiben."

Es ist der Mühe werth, antwortet Caunter, diese Schlufsfolgen und die Vordersätze, auf welchen sie beruhen, zu untersuchen. Zuvörderst ist die Behauptung, dafs der Felsen, in welchem der Tempel ausgehauen, nicht im Stande sei, auf die Dauer den Unbilden der Witterung zu widerstehen, ganz aus der Luft gegriffen. Der beschädigte Zustand vieler Säulen und Standbilder rührt nicht, wie Bischof *Heber* annimmt, von stufenweifsem Verfall, sondern von äufserlichen Gewaltthätigkeiten her. Es ist eine wohl bekannte Thatsache, dafs die ersten Ansiedler unter den Portugiesen, aus blindem Eifer gegen den heidnischen Götzendienst, viele hindusche Tempel zerstört oder entstellt haben. In den Höhlen auf *Elephanta* und *Salsette* zündete man Feuer am Fufse der Säulen an, und wenn sie in die gröfste Hitze gerathen waren, gofs man plötzlich kaltes Wasser darauf, durch welches Verfahren eine grofse Menge umgestürzt und andere sehr verstümmelt wurden. Anstatt also, dafs die Säulen in Folge der Verwitterung von ihren Kapitälern abgelöst worden seyn sollten, sind sie vielmehr durch äufsere physische Gewalt zerstört worden. Einige von denen, welche noch aufrecht stehen, befinden sich in einem so wohl erhaltnen Zustande, dafs dadurch allein *Hebers* Behauptung ganz entkräftet wird. Denn wenn die schlechte Beschaffenheit des Gesteins die Ursache von dem

Verfall des Tempels wäre, so ist kein Grund vorhanden, warum diese Säulen nicht ebenfalls das Loos der übrigen getheilt haben sollten. Angenommen, dafs die Höhle, wie Bischof *Heber* will, nicht älter als 1500 Jahr sei, so müfste das Ganze, wenn die Spuren des natürlichen Verfalls schon von noch lebenden Menschen wahrgenommen wären, bereits lange vor dem Ablaufe der Hälfte jenes Zeitraums zu Grunde gegangen seyn und würde jetzt nur einen Trümmerhaufen darbieten. Ich für meine Person gestehe, dafs ich unter diejenigen gehöre, welche sich zu Gunsten des *sehr hohen* Alterthums dieser Höhlentempel ausgesprochen haben, und bin geneigt, ihre Entstehung eben so weit zurück zu datiren, als die weltberühmten Denkmähler in *Ober-Aegypten.*“

Der grofse Tempel auf der Insel Elephanta wird von den Hindus schon seit langer Zeit nicht mehr zur öffentlichen Götterverehrung benutzt, und dieser Umstand spricht, nach Caunters Ansicht, ebenfalls nicht für eine verhältnifsmäfsig neuere Entstehungszeit desselben.

Der nächste Ausflug unsers Reisenden wurde nach *Salsette* gemacht, einer Insel von 18 (engl.) Meilen Länge und 13 M. Breite, welche mit Bombay durch eine Dammstrafse vereinigt ist, die der Gouverneur *Duncan* hat bauen lassen. Diese Insel war ehemals ein sehr heiliger Ort, indem sie ebenfalls mehre in den Felsen ausgehauene Tempel enthält, von welchen zwei oder drei unter die trefflichsten Arbeiten dieser Gattung ge-

hören. Etwa in der Mitte der Insel ist eine Artillerie-Station, jenseits welcher das vorher öde und uninteressante Land ein malerisches Ansehen gewinnt. Der gröfste Theil des Landes ist mit dickem Dschongle bedeckt, aus welchen eine Menge gröfstentheils aus Granit bestehender Hügel emporragen, welche durch ihre unregelmäfsige Vertheilung die Einförmigkeit des Bodens angenehm unterbrechen. Die Gebüsche sind der Aufenthalt zahlreicher Tiger und anderer Raubthiere, so dafs eine einsame Wanderung durch diese Insel zu allen Zeiten gefährlich ist. Die schmalen und mit dickem Gebüsch bedeckten Thäler zwischen den Hügeln machen *Salsette* auch zu einem ungesunden Aufenthalte. Der französische Naturforscher *Jacquemont* sog hier den Keim zu der Krankheit in sich, welche bald darauf seinem Leben ein Ende machte und die Wissenschaft eines emsigen Forschers beraubte.

Die kleinen Dörfer bestehen hauptsächlich aus elenden Hütten, welche von der allerärmsten Klasse der Hindus bewohnt werden. *Tanna*, der Hauptort, ist eine ansehnliche und volkreiche Stadt und hat ein so heiteres Ansehen, dafs sie für etwa hundert europäische Soldaten, die sich vom Dienste losgemacht und mit ihren Familien hieher zurückgezogen haben, einen sehr angenehmen Aufenthalt gewährt. Die gesammte Volksmenge der Insel Salsette wird auf 50,000 Seelen geschätzt. Die Einwohner sind, obschon sie gröfstentheils zur ärmsten Klasse gehören, dennoch so ruhiger

Gemüthsart, dafs Zeiträume von vollen zwei Jahren vorgekommen sind, wo vor dem Magistrate kein einziger Rechtsfall zu verhandeln war. Die Sprache des gemeinen Volks ist ein wunderliches Gemisch von verschiednen indischen Mundarten, zu welchem sich nicht selten ein barbarisches Englisch gesellt, wodurch das Ganze dem Fremden noch unverständlicher wird, als es an sich selbst schon ist.

Caunter besuchte mit seinen Gefährten die Berge, in welchen die berühmten Höhlen und Tempel ausgehauen sind. Ihre Zahl ist so grofs, dafs der vornehmste dieser Berge fast wie eine Honigwabe durchlöchert ist. Aufserdem sind diese Höhlen auch um ihrer reichen und kunstvoll gearbeiteten Verzierungen willen höchst merkwürdig. Der vornehmste Tempel war zur Zeit der portugiesischen Herrschaft in eine christliche Kirche verwandelt worden. Man steigt von aufsen einige Stufen zum Eingange hinauf und betritt nun eine hohe, auf Säulen ruhende Vorhalle, welche nach aufsen mit einer reich verzierten Brustwehr eingefafst ist. Auf einer Seite ist ein hoher Pfeiler, auf dem drei roh gearbeitete, aber noch wohl erhaltene Löwen stehen. Die Hauptstützen des Dachs vom Vorhofe sind zwei viereckige dünne Säulen, an deren Schäften aber man nicht die geringste Verzierung wahrnimmt. Dagegen wird man beim Eintritt in den Tempel selbst von dem Anblicke der aufserordentlich zahlreichen Bildhauerarbeiten in das gröfste Erstaunen versetzt.

Dieser Tempel ist gröfser als der auf *Elephanta* und auch viel höher. Eine prachtvolle Reihe von achteckigen Säulen schmückt drei Seiten des innern Raums, welcher ein längliches Viereck darstellt. An einigen von diesen Säulen ist grofse Kunst verschwendet, andere dagegen sind von sehr einfacher Arbeit, doch keine einzige ganz ohne Zierath. Das Dach ist gewölbt. Man sieht kreisförmige, an die Wölbung sich anschliefsende Ribben von Tekholz, welche bis nahe an die Kapitäler der Säulen auf jeder Seite herabreichen. Zu welchem Zwecke sie angebracht worden, ist nicht zu errathen, obgleich Bischof *Heber* darin einen Beweis gegen ein sehr hohes Alterthum dieser Höhle erblicken will. Ohne Zweifel sind diese Ribben erst viel später angebracht worden, nachdem der Tempel schon längst ausgehauen war.

Caunter besuchte auch einige von den kleinern Höhlentempeln. Die Zahl der Letztern ist unglaublich grofs, aber sie stehen in jeder Rücksicht der vorbeschriebnen gröfsern Höhle weit nach. Sie enthalten weniger Bildhauer-Arbeiten und diese sind von geringerem Werthe, obschon viele darunter alle Aufmerksamkeit verdienen, indem sie die Geheimnisse des *Buddhaismus* erläutern, welchem diese Höhlen, nach der einstimmigen Meinung der hinduschen Alterthumsforscher, ursprünglich gewidmet waren.

Die Insel *Bombay* hat, aufser der Stadt innerhalb der Festung und dieser Letztern selbst, nicht viel Merkwürdiges. Die Schwarze Stadt,

obwohl grofs und volkreich, macht mit ihren engen Gassen und den kleinen, schlechten und schmutzigen Häusern nichts weniger als einen angenehmen Eindruck. Nur hie und da sieht man einzelne Gebäude von europäischer Bauart, so wie einige portugiesische Kapellen und zwei armenische Kirchen. Das ansehnlichste Gebäude ist jedoch das öffentliche Gefängnifs.

Die *Spitze von Malabar (Malabar Point)*, ein Vorgebirge der Insel Bombay, hat für die Hindus eine religiöse Wichtigkeit. Ein grofser und breiter Spalt in dem Felsen wird von Wallfahrern und andern Schwärmern als eine heilige Stelle verehrt, zu welcher sie aus allen Theilen Indiens wallfahrten. Sie bilden sich ein, Vergebung ihrer Sünden zu erhalten, wenn sie durch die enge Spalte hindurchkriechen. Zur Zeit der Monsuns ist diese Bufsübung mit ziemlicher Gefahr verbunden, denn da der Felsen beträchtlich hoch über dem Ufer steht und die Wellen bis über den Fufs desselben hinaufschlagen, so hat der fromme Pilger alle mögliche Vorsicht nöthig, um nicht mit fortgerissen zu werden.

Nahe bei dieser Stelle ist ein artiges Dorf, fast ganz von Brahminen bewohnt, mit einem hübschen und grofsen Teiche, ringsum von schönem Mauerwerk umgeben und mit einer breiten steinernen Treppe versehen, auf welcher man zum Wasser hinabsteigt. Hier bringen diese s. g. heiligen Männer ihr Leben in trägen Genüssen zu, welche bei den meisten in unmäfsiger Befriedi-

gang ihrer Eſslust besteht. Einige sollen sogar niemals die unmittelbaren nächsten Gränzen ihres Wohnortes überschreiten. Die Lage desselben ist so gesund, daſs sie im Allgemeinen ein hohes Alter erreichen.

Das Dorf *Mazagong* bei Bombay wird ganz von Portugiesen bewohnt. Hier gewinnt man die schönsten Mango-Pflaumen in Ostindien, welche selbst nach andern südlichen Ortschaften der Halbinsel verschickt werden, wenn diese nicht allzuweit entfernt sind, so daſs die Früchte bei der Versendung leiden. Die Portugiesen sind überhaupt in der Pflege dieser Obstgattung sehr glücklich gewesen, wie auch die Mangos von *Goa* bezeugen, welche nächst denen von Mazagong für die besten gelten. Die Letztern wurden zur Zeit der Regierung *Schachs Dschehan* so hoch geschätzt, daſs sie regelmäſsig für seine Tafel nach Delhi geliefert werden muſsten. Mazagong hat zwei einfache katholische Kirchen und eine Werfte für kleine Schiffe.

Etwa acht engl. Meilen von der Hauptstadt liegt, am äuſsersten Ende der Insel, das kleine Fort *Sion*, auf einer Anhöhe, welche sich steil aus der Ebene emporhebt und einem gedrückten Zuckerhut etwas ähnlich sieht. Dieses Fort beherrscht die Meerenge zwischen Bombay und Salsette.

Noch eine kleine, von Eingebornen bewohnte Stadt, *Mehim*, befindet sich an der nördlichen Seite der Insel. Hier ist ein portugiesisches

Collegium für katholische Geistliche, welches sich aber in einem sehr schlechten Zustande befindet. Diese Stadt und die umliegenden Dörfer mögen zusammen an 16,000 Einwohner zählen.

II.

ALTES UND NEUES IN ANDALUSIEN.

Andalusien umfaſst die ehemaligen drei Königreiche *Cordova*, *Sevilla* und *Jaen.* Zu den Zeiten der Römer, namentlich unter Augustus, bildete dieser Theil von Spanien die römische Provinz *Bätica*, welche indeſs nicht bloſs das heutige Andalusien, sondern auch Theile der jetzigen Provinzen Mancha, Granada und Estremadura, so wie der portugiesischen Provinz Alemtejo, in sich begriff. Der Name *Bätica* kommt von *Bätis*, dem Hauptflusse des Landes, den die spätern maurischen Eroberer *Guadalquivir* nannten, welche Benennung er noch heutiges Tages führt. Der Name *Andalusien* stammt von den *Vandalen*, die unter Gunderichs Aufführung durch Gallien bis in die Pyrenäische Halbinsel vordrangen und sich, um das J. 411 nach Christus Geburt, in Bätica niederlieſsen, von wo sie späterhin, unter Genserich, nach Afrika übersetzten.

Die Provinz *Cordova* wird vom Flusse *Guadalquivir* in zwei Hälften getheilt, eine nördliche, gebirgige und eine südliche, theils ebenes, theils nur mit Hügeln bedecktes Land. Die Hauptstadt *Cordova* (bei den Römern *Corduba*, auch *Colonia Patricia)*, am rechten Ufer des genannten Flusses, hatte schon zu der Zeit, als Spanien sein Haupt unter das Joch der grofsen Welteroberer beugen mufste, eine bedeutende Gröfse und einen hohen Grad von Wohlstand erreicht. *Cäsar* tödtete, als er diese Stadt eroberte, innerhalb ihrer Ringmauern 22,000 Mann. Ihre Lage schien so günstig, dafs die Römer sie zur Hauptstadt der Provinz *Bätica* machten. Bald nahm sie an Ausdehnung und Glanz noch mehr zu. Die beiden *Seneca*, Vater und Sohn, so wie der Dichter *Lucanus*, wurden hier geboren. Von römischen Bauwerken sind indefs keine sichern Spuren mehr vorhanden.

Auf die Vandalen, welche das Römerreich zerstören halfen und dann weiter zogen, folgten die Anhänger des grofsen Propheten von Mekka, aus dem gegenüberliegenden Afrika hereinbrechend. Die fruchtbaren Thäler und Fluren des herrlichen Andalusiens und sein schöner Himmel erschienen den schwärmerischen Söhnen der arabischen Wüste so reizend, dafs sie das köstliche Land zur Heimath erkoren. Bald erhoben sich in allen Theilen desselben Moscheen und Paläste, Harems mit goldnen Dächern, Gärten und Lustwäldchen. Eine neue Religion griff Platz, ein neues Zeitalter be-

gann, eine Civilisation, die einen Charakter an sich trug, der von dem der römischen Welt gänzlich verschieden war, aber kühn vorwärts drang und ihre Schritte auf eine Weise bezeichnete, dafs noch jetzt einzelne Lichtpunkte derselben in der Geschichte glänzen. Cordova wurde der Sitz zweier berühmten *hohen Schulen*, einer mohammedanischen und einer jüdischen.

Das *heutige* Cordova ist eine der verfallensten und elendesten Städte Spaniens. Zur Zeit ihrer gröfsten Blüthe unter dem Chalifen *Abdorrahmen*, im IX. Jahrh., soll sie 200,000 Einwohner gehabt haben. Gegenwärtig zählt sie deren noch nicht 60,000. Sie ist der Sitz eines Bischofs, und hat aufser der Kathedrale noch 15 andere Pfarrkirchen, 16 Hospitäler, 2 Waisenhäuser und 2 Collegien oder Gymnasien. Auch waren hier noch in neuester Zeit 40 Klöster. Die einzigen Reste ehemaligen Kunstfleifses, durch welchen die Stadt zur Zeit der Mauren so berühmt war (das Corduan-Leder erhielt von ihr den Namen), bestehen in den Arbeiten der Gärber und der Silberarbeiter. Der Engländer *Cook*, welcher 1829 Cordova besuchte, fand die Strafsen eng und schlecht gepflastert, und überall ganze Schaaren von Bettlern. Das Wirthshaus war erbärmlich und nirgends ein Kaffehhaus oder sonst ein Vergnügungsplatz anzutreffen.

Die Hauptmerkwürdigkeiten der Stadt sind Ueberreste des Alterthums und bestehen in einer schönen Brücke über den Guadalquivir, welche im

J. 720 von den Mauren erbaut worden, 346 Varas*) lang ist und 16 Bogen hat, in einem altrömischen Thore, durch welches man von der Stadt aus die Brücke betritt, und in der unter Kaiser *Karl V.* zur Kathedrale umgeschaffnen prachtvollen Moschee, welche vom Chalifen *Abdorrahmen* erbaut worden ist. Der Sage nach soll früher ein Tempel des *Janus* an dieser Stelle gestanden haben und dieser aus Bestandtheilen älterer Tempel des von den Römern zerstörten *Karthago* errichtet worden seyn. Das ganze Gebäude hat 512 engl. Fufs Länge und 423 Fufs Breite. Indessen findet es *Cook* sehr wahrscheinlich, dafs die Moschee zur Zeit der Mohammedaner noch bedeutend gröfser gewesen seyn müsse. Obschon jetzt, durch die Einrichtung zu einer christlichen Kirche in ihrem Innern ziemlich verändert, gehört dieses Gebäude dennoch unter die gröfsten architektonischen Merkwürdigkeiten in ganz Europa. Der Eindruck, welchen besonders 29 Reihen von Säulen machen, die von 19 andern Reihen durchschnitten werden, ist über alle Beschreibung grofsartig. Diese Säulen, deren Zahl 850 beträgt, sind von Marmor, Granit, Porphyr und Jaspis, und gehörten, wie die Sage berichtet, zu dem früher hier gestandnen Janustempel, aber wohl nicht zu diesem allein, sondern sie mögen von vielen andern römischen Gebäuden zusammengetragen worden seyn. Die geringe Höhe des Gan-

*) 1 Vara = $2\frac{2}{3}$ Wiener Fufs.

zen, welche nicht über 30 Fufs beträgt, bringt eine gewisse Dunkelheit hervor, wodurch die Wirkung des seltsamen Anblicks noch erhöht wird. Es führen zusammen 17 Eingänge in das Innere des Tempels, doch sind gewöhnlich nur 5 davon geöffnet. Auch der ursprüngliche Haupteingang, durch welchen man zuerst in den s. g. *Orangen-Hof* tritt, ist noch vorhanden, obwohl durch einen darüber gebauten Glockenthurm ziemlich entstellt. Jener Hof ist ein geräumiger viereckiger Platz, mit Orangen, einigen Cypressen und schlanken Dattelpalmen besetzt und mit einem grofsen Bassin geschmückt, worin glänzende Goldfischchen schwimmen. In diesem Vorhofe pflegten ehemals die Mohammedaner die gebotnen Abwaschungen vorzunehmen und ihre Fufsbekleidung stehen zu lassen, bevor sie die Moschee betraten. Die Zwischenräume der Säulen an der äufsern Seite sind, bei der Umgestaltung zu einer christlichen Kirche, ausgefüllt und in Kapellen verwandelt worden. Statt des flachen und einförmigen Daches, welches sich darüber ausbreitete, hat man über den Säulenreihen weifsangestrichne Wölbungen angebracht, welche die früher von der Dunkelheit verborgnen Mängel der Verhältnisse recht deutlich zeigen. Der Hauptfehlgriff lag, nach *Cook*, in der Erbauung eines Chors im Mittelpunkte. Dieses besteht aus einer Kirche im gothischen Styl, welche sich mitten aus dem Walde von Säulen erhebt. Man hätte aber diesen Versammlungsplatz des Domkapitels in dem Vorhofe anbringen können,

und so wäre dieses aufserordentliche und wundervolle Kunstwerk der Araber unberührt geblieben, um als Säulenhalle zu dienen. Rings an den Wänden sieht man noch Mosaikverzierungen und selbst Stellen aus dem Koran als Inschriften angebracht.

Eine vorzügliche Merkwürdigkeit und Schönheit dieser Moschee-Kathedrale ist die erst im J. 1815 durch den Engländer *Inglis* zufällig entdeckte Kapelle *Zancarron* oder das *Heiligthum des Korans*, welche durch altes Ziegelgemäuer den Blicken bis dahin entzogen gewesen war. Sie ist noch vollkommen erhalten, und die Farben der Verzierungen und Inschriften sind so lebhaft und frisch, als ob sie erst gestern aufgetragen wären. Der schönste, bis auf eine Höhe von 15 Fufs mit Laubwerk gezierte Marmor schmückt die Seitenwände dieser Kapelle, und das Gewölbe ist mit herrlicher Mosaik ausgelegt. Nach *Murphy* gehört diese Kapelle unter die schönsten Denkmähler des maurischen Baustyls und fällt in die erste Hälfte der drei Perioden, in welche die maurische Bauart eingetheilt zu werden pflegt. Alle innern Verzierungen sind von Gold, rother, blauer und grüner Mosaik. In den letzten zehn Nächten des Ramadan, wo die Kapelle erleuchtet war, mufs die Pracht des Anblicks unbeschreiblich gewesen seyn. Gegenwärtig ist hier die Familiengruft der Herzoge von *Alba* und die Kapelle ist dem *heiligen Petrus* geweiht. Der ehemalige Schatz dieser Kathedralkirche ist im J. 1809 zur Zeit des französischen Einfalls in Spanien von den feindlichen

Truppen geraubt worden. Nur noch eine Monstranz von grofsem Werthe ist vorhanden; sie ist 1520 von Heinrich von Arse verfertigt und hat bei einer Höhe von $1\frac{1}{2}$ Pufs die Form eines gothischen Thurms.

Der ehemalige Alcazar, der Wohnsitz der maurischen Könige, ist zum bischöflichen Palaste umgestaltet worden; auch enthielt er sonst die Gefängnisse der Inquisition.

Etwa funfzehn Meilen weiter abwärts am Guadalquivir liegt am linken Ufer desselben die Stadt *Sevilla*, welche unter allen Städten Andalusiens am meisten ihr maurisches Ansehen beibehalten hat. Nicht blofs die einzelnen Gebäude, sondern das ganze Ansehen der Stadt und die gesammte Lebensweise der Einwohner sind mit Ausnahme dessen, was die Einführung des Christenthums darin hervorgebracht hat, noch heute das getreue Abbild dessen, was diese Gegenstände zu den Zeiten der Mauren waren.

Das heutige Sevilla hiefs zu der Zeit, als die Römer Spanien in Besitz nahmen, *Hispalis.* Während des Krieges zwischen Pompejus und Cäsar trat die Stadt auf die Seite des Erstern. Cäsar gründete darauf am gegenüber liegenden Ufer des Bätis eine Veteranen-Colonie, welche er ebenfalls *Bätis* nannte. Hispalis erhielt späterhin den Namen *Julia Romulensis*, und scheint jene Ansiedlung, welche auch den Beinamen *Julia Constantia* führte, mit sich verschmolzen zu haben. Sie stand lange Zeit an Wichtigkeit der Stadt

Corduba nach, bis es ihr, durch ihre Lage weiter abwärts am Flusse, der bis Hispalis für die gröfsten damaligen Seeschiffe fahrbar war, gelang, den gröfsten Theil des Handels an sich zu ziehen und jene Hauptstadt selbst zu verdunkeln. Die gothischen Eroberer wählten Sevilla zu ihrer Residenz und verlegten diese erst später von hier nach Toledo, welche zu den Zeiten der Visigothen die Hauptstadt von ganz Spanien wurde.

Während der maurischen Zeit wurde Sevilla von dem berühmten *Musa* (oder *Muza*), als er bei Xeres gesiegt hatte, mit Sturm genommen, und nachdem 1027 auch Cordova gefallen, wurde Sevilla ein unabhängiges Reich, welches bis zum Einfall des afrikanischen Fürsten *Yussuff Almoravides* im J. 1097 bestand. Die Eroberung von *Toledo*, durch *Alphons VI.*, König von Leon und Castilien, im J. 1085, brach die Macht der Mauren in Spanien und öffnete den Weg zur Eroberung ihrer südlichen Königreiche. Indem *Alphons* einstweilen die durch die Tapferkeit des berühmten *Rodrigo de Bivar* (des *Cid*) gewonnenen, aber unsichern Besitzungen fahren liefs, griff er die Mauren unmittelbar in ihrem eigentlichen Herzen, in den *andalusischen* Königreichen, an, welche auf den Trümmern des alten Chalifats entsprungen waren. Cordova hatte damals schon seine Selbstständigkeit verloren und war mit Sevilla vereinigt, so dafs der Beherrscher dieser beiden Reiche, *Mohammed Ben Abad*, unter die mächtigsten maurischen Fürsten der damaligen Zeit gehörte.

Als er den Sturm herannahen sah, mit welchem er von Castilien aus bedroht wurde, rief er den afrikanischen Fürsten *Yussuf* um Beistand an, welcher in demselben Augenblicke an der Küste Spaniens landete, wo *Alphons* mit seinem Heere, das aus der Blüthe der Ritterschaft Castiliens, Italiens, Frankreichs und Navarras bestand, in das Gebiet des Mohammed Ben Abad vorrückte. In der Ebene zwischen Badajoz und Merida trafen die beiden feindlichen Heere auf einander und es kam zur blutigen Schlacht. Die Christen geriethen in die gröfste Verwirrung und verloren an 20,000 Mann. Man schrieb diesen schrecklichen Ausgang des Kampfes den zahlreichen Kameelen zu, welche die maurische Armee begleitete und den spanischen Pferden eben so viel Schrecken einflöfste, als einst die Elephanten des Pyrrhus den römischen Kriegern. Aber der Sieg kam den Mauren nicht minder theuer zu stehen. Dreifsig Tausend der Ihrigen bedeckten das Schlachtfeld.

Beide Theile waren nach diesen grofsen Verlusten nicht abgeneigt, Friede mit einander zu machen. Castiliens König war überdiefs durch den Anblick der reizenden *Zaida*, Lieblingstochter des Beherrschers von Sevilla, bezaubert worden, und die Prinzessinn wies sein Anerbieten, den Thron von Castilien und Leon mit ihm zu theilen, keineswegs zurück, obschon die Bedingung gemacht wurde, dafs sie dem mohammedanischen Glauben entsagen mufste. Die Vermählung wurde mit gröfster Pracht am Hofe von *Se-*

villa gefeiert. Eine kurze Ruhe war die Folge dieser Verbindung. Alphons übergab seine Eroberungen in Algarbien, zugleich mit der Hand seiner Tochter, an *Heinrich* von *Besançon*, wodurch der Grund zum jetzigen Königreich *Portugal* gelegt wurde.

Aber die freundschaftlichen Verhältnisse zwischen den Christen und Mauren wurden bald durch ein unvorhergesehenes Ereignifs gestört. *Mohammed Ben Abad* erliefs, nachdem seine Tochter mit dem Könige Alphons vermählt war, an seine afrikanischen Bundsgenossen eine Einladung, ihn in seiner Hauptstadt zu besuchen. *Yussuf* und seine Gefährten waren entzückt über den Anblick alles dessen, was sie hier erblickten, über die Milde des Klima's, über den Geschmack und die Pracht, welche am Hofe zu Sevilla herrschten, und über das fruchtbare Land, welches sich zu beiden Seiten des Guadalquivirs ausbreitete. Es ergriff ihn die Begierde nach dem Besitz eines so herrlichen Königreiches, und er kehrte plötzlich nach Afrika zurück, um hier so schnell als möglich eine ansehnliche Kriegsmacht zusammen zu bringen. Im J. 1087 landete *Yussuf* zuerst an der Küste von *Granada*, bemächtigte sich treuloser Weise der Hauptstadt dieses Reiches und führte dessen König *Abdallah* als Gefangnen mit sich nach Afrika. Drei Jahre darauf unternahm er seinen dritten Feldzug, indem er gerade auf *Sevilla* losging, seinen vormaligen Freund und Verbündeten aufforderte, sich zu ergeben, nach einer hef-

tigen und verzweifelten Belagerung die Stadt eroberte und sich der Person des unglücklichen *Mohammed* bemächtigte, welchen er nebst dessen Familie ebenfalls in die Gefangenschaft nach Afrika führte. *Yussuf* nahm nunmehr den stolzen Titel: „Beherrscher der Gläubigen in Spanien," an. Er war der zweite Fürst aus der Dynastie des *Almoravides* und gründete die Stadt *Marokko.* Seine Truppen bestanden aus Söhnen der Wüste und seine Unterbefehlshaber waren von altarabischer Abstammung.

Die spanischen Araber waren nunmehr unter die Herrschaft der Könige von *Marokko* gerathen. Aber die spanischen Könige erschracken über diese Fortschritte afrikanischer Gewalt auf ihrer Halbinsel. Alles ward aufgeboten, ein neues Heer ins Feld zu stellen und der kriegerische *Alphons* schickte sich an, die fremden Eindringlinge zu bekämpfen. *Yussuf* wartete indessen seine Ankunft nicht ab, sondern zog sich nach der Küste zurück, um sich mit seinen vornehmsten Befehlshabern nach Afrika einzuschiffen, wo er im J. 1106 starb. Sein Nachfolger *Ali*, unterstützt von zahlreichen Hilfstruppen aus Fez und Marokko, welche durch die Aussicht auf reiche Beute herbeigelockt wurden, spielte den Krieg nach *Castilien.* Das ganze Land bis an die Thore von *Toledo* wurde mit Feuer und Schwert verheert. Trotz der aufserordentlichen Tapferkeit, mit welcher die christlichen Heere kämpften, wandte sich der Sieg auf die Seite der Mohammedaner. *Alphons*

strengte sich vergebens an, seine Verluste wieder zu ersetzen. Nach einer unruhvollen Regierung von 37 Jahren hinterliefs er seiner Tochter *Urraca* die vereinigten Kronen von *Castilien* und *Leon*. Sie vermählte sich mit *Alphons VII.*, Könige von *Aragonien* und *Navarra*, welcher gleiche Rechte mit seiner Gemahlinn auf die Regierung in Anspruch nahm; aber diese sowohl als die Reichsstände widersetzten sich seiner Anmafsung, und eine Ehescheidung nebst bürgerlichen Unruhen waren die Folge davon. Das Königreich *Sevilla* war zehn Jahre hindurch der Zankapfel streitender Partheien, und mufste sich endlich, im J. 1120, abermals einem afrikanischen Beherrscher, aus der Dynastie der *Almohaden*, unterwerfen.

Im J. 1230 bestieg *Ferdinand III.*, später in der Geschichte unter dem Namen *des Heiligen* bekannt, den Thron von Castilien. Er war der Enkel *Alphons des VIII.*, dessen Tochter *Berengara* sich mit dem Könige von *Leon* vermählt hatte. *Ferdinands* Genie legte den Grund zur Unabhängigkeit seines Landes. Religion und Ritterthum, beide damals in ihrer glänzendsten Blüthe, wurde vereinigt gegen die abnehmende Macht der Mohammedaner aufgeboten. Auf die Niederlage des tapfern *Ben Houd*, Königs von *Granada*, folgte der Fall von *Cordova*, und jener konnte sich einstweilen nur dadurch vor gänzlicher Vernichtung retten, dafs er sich für einen Vasallen Ferdinands erklärte, diesem die Hälfte seiner Einkünfte abtrat und dessen Armee mit seinen

eignen Truppen zu verstärken, sich anheischig machte.

Ferdinand konnte jetzt seine ganze Macht gegen *Sevilla* wenden. Der maurische Beherrscher dieses Königreichs sah die drohende Gefahr und machte alle Anstalten, ihr zu begegnen. Seine Reiterei war zahlreich und es fehlte ihm nicht an Waffen und Mundvorräthen. Nicht nur aus allen Theilen des eignen Reichs wurde sein Kriegsheer vergröfsert, sondern auch aus *Afrika* kam Hilfe und verstärkte die Vertheidigung der Seeplätze. *Ferdinand* rüstete eine Flotte von grofsen Schiffen aus, welche von *Raimond Bonifaz*, einem der tapfersten und einsichtvollsten Heerführer seiner Zeit, befehligt wurde. Ehe sie unter Segel ging, wurde sie von der Geistlichkeit eingesegnet, welche ein Drittel ihres Einkommens zur Ausrüstung beigesteuert hatte.

Es war im August 1247, als *Ferdinand* sich anschickte, *Sevilla* zu Lande und zu Wasser anzugreifen. Es gelang ihm, den Flufs zu blockiren und diese Sperrung, trotz der verzweifeltsten Ausfälle und wiederholter Versuche, seine Schiffe zu verbrennen, standhaft zu behaupten. Glücklicher waren die Mauren auf der Landseite. Sie erstürmten die feindlichen Werke und bemächtigten sich der Wurfmaschinen. Bald brach unter den spanischen Truppen in Folge der Hindernisse, auf welche sie stiefsen, Mifsvergnügen und Muthlosigkeit aus. König *Ferdinand* selbst fing an, die Zweckmäfsigkeit und den Erfolg seines Unterneh-

mens in Zweifel zu ziehen. Da erschien plötzlich der König von *Granada*, von Ferdinand zum Beistand aufgefodert, mit einer starken Macht alter versuchter Krieger, im spanischen Lager, und die Entfaltung der vereinigten Banner des Kreuzes und des Halbmonds erfüllte die Bewohner von Sevilla mit Schrecken. Indessen ging dieser bald vorüber und die Belagerten fuhren fort, kühnen und kräftigen Widerstand zu leisten. Aber eben so hartnäckig und ausharrend blieb *Ferdinand* in der Entwickelung seiner Angriffsmittel. Den ganzen Herbst und Winter hindurch wurde die Belagerung fortgesetzt, und erst im Frühlinge 1248 schien die Stadt durch Krankheit und Hungersnoth so weit gebracht zu seyn, dafs ein allgemeiner Sturm auf dieselbe unternommen werden konnte. Dieser wurde jedoch von der Besatzung, mit welcher sich die tapfersten Einwohner vereinigt hatten, muthig und erfolgreich zurückgeschlagen. Indessen vollendete bald die Hungersnoth, was das Schwert nicht zu Stande bringen konnte. Der maurische König von *Sevilla* sah sich genöthigt, zu kapituliren und seine tapfere Vertheidigung erwarb ihm das ehrenvolle Zugeständnifs, dafs Besatzung und Volk mit allen ihren Waffen und Habseligkeiten frei abziehen und sich nach den ihnen eingeräumten Städten *San Lucar*, *Niebla* und *Azaal Farach* begeben durften. *Sevilla* und die übrigen Städte des Königreichs wurden von *Ferdinand* in Besitz genommen. Der gröfste Theil der Einwohner verschmähte es, unter der schützen-

den Herrschaft eines christlichen Königs zu leben und schiffte sich nach *Afrika* ein; andere zogen sich in Städte zurück, die noch nicht von Christen erobert waren. Beide Partheien, durch so lange Kämpfe abgemattet, waren der Ruhe bedürftig; wenigstens unterliefs es ***Ferdinand*** zwei Jahre lang, seine Eroberungen fortzusetzen.

Erst 1250 rückte er wieder ins Feld, eroberte *Medina Sidonia* und war so glücklich in seinen Unternehmungen, dafs er zuletzt den Krieg nach *Afrika* hinüber zu spielen beschlofs. Unter den europäischen Monarchen, welche er zur Theilnahme an diesem Zuge auffoderte, befand sich auch *Heinrich III.* von England; aber trotz der schönsten Versprechungen sah sich ***Ferdinand*** zuletzt genöthigt, das Wagnifs auf eigne Gefahr zu unternehmen. Mit nicht zu ermüdender Anstrengung rüstete er eine der furchtbarsten Flotten aus, die jemals aus einem christlichen Hafen unter Segel gegangen waren. Aber kaum waren seine Vorbereitungen zu Stande gebracht, als er von einer Krankheit befallen wurde, die in kurzer Zeit seinem Leben ein Ende machte. Er blieb bis zum letzten Augenblicke des Verscheidens im Besitze jener Geisteskraft, die ihm in den schwierigsten Verhältnissen den Sieg über seine Feinde verschafft hatte. Von ihm ging zuerst die Erschütterung der maurischen Herrschaft in Spanien aus und seinen Nachfolgern blieb nur wenig Ruhm zu ärndten übrig. Seine Tapferkeit und Frömmigkeit machten ihn schon während seiner Le-

benszeit zum Gegenstande der Verehrung und im J. 1671 wurde er vom Papst *Clemens* X. unter die Heiligen versetzt.

Dieser erste castilische König von Sevilla hinterliefs als Erben seines erweiterten Reiches seinen Sohn *Alphons* X., auch *der Weise* genannt, welchen Titel er aber mehr seinen astronomischen Kenntnissen, als seiner politischen Geschicklichkeit zu verdanken hatte. Seine mathematischen Studien waren nicht hinreichend, den Schaden zu ersetzen, welche die Irrthümer und Thorheiten seiner Verwaltung dem Lande zufügten. Er war das königliche Seitenstück zu jenem Philosophen, der, indem er die Augen nach dem gestirnten Himmel richtete, aber dabei auf seinen Weg zu achten vergafs, in ein tiefes Loch fiel und das Bein brach. Zu der Zeit, als er den Thron von *Castilien* und *Leon* bestieg, mit welchen bereits die Königreiche *Cordova*, *Sevilla* und *Jaen* vereinigt waren, begannen die Spanier die Früchte zu ärndten, welche unter der Herrschaft der Mauren, wo Wissenschaften und Künste blühten, während das übrige Europa noch geistige Finsternifs bedeckte, gereift waren. Die Spanier waren entschlossen, die Waffen, welche ihnen die neu erworbnen Kenntnisse in die Hand gaben, gegen ihre Lehrer zu kehren und sie gänzlich aus den Ländern zu treiben, welche sie bevölkert und wohlhabend gemacht hatten. *Granada* und die Throne von *Fez* und *Marokko* hätten zunächst fallen müssen, wenn *Ferdinand* noch länger am

Leben geblieben wäre. Aber *Alphons* X. war nicht der Mann, die Entwürfe seines Vaters auszuführen. Er beschränkte seine Unternehmungen gegen die Mauren auf die Eroberung kleiner Städte und Festungen, von welchen viele mehr durch Verrath als durch das Schwert in seine Hände fielen. *Arcos* und *Lebrixa* öffneten ihm ihre Thore. Er fiel in *Algarbien* ein und überzog das Gebiet seines treuen Verbündeten *Abu Said*, Königs von *Granada*, welcher seinem Vater *Sevilla* hatte erobern helfen.

Dieses treulose Benehmen blieb nicht ohne Vergeltung. *Abu Said* verband sich mit den Mauren von *Murcia*, entsagte dem Bündnifs mit *Alphons* und brachte in kurzer Zeit *Xeres*, *Medina Sidonia*, *San Lucar* und *Ronda* wieder unter die Herrschaft der Mohammedaner. Nur dadurch, dafs *Alphons* ein Bündnifs mit *Pedro III*, König von Aragonien, schlofs, gelang es ihm, obschon nicht ohne hartnäckigen Kampf, die verlornen Städte zurück zu gewinnen und *Abu Said* zur Unterwerfung zu zwingen. Dieser verpflichtete sich, einen jährlichen Tribut von 250,000 Kronen an Alphons zu entrichten und ihm mit einer ansehnlichen Truppenmacht zur Eroberung des Königreichs *Murcia* beizustehen. Im Jahre 1266 unterwarf sich die Hauptstadt dem christlichen Scepter. Der regierende Fürst ward abgesetzt und sein Bruder *Mohammed* auf den Thron gehoben, gegen die Verpflichtung, Alphons als Oberlehnsherrn anzuerkennen und ein

Drittel seiner Einkünfte in dessen Schatz abzuführen.

Der von Alphons beabsichtigte Kriegszug nach *Marokko* fand jedoch von andern Seiten her grofse Hindernisse. Nach dem tragischen Tode *Conradins* von Schwaben hatten mehre teutsche Fürsten dem Beherrscher Castiliens die Kaiserkrone angeboten, welche dieser, vielleicht nicht ohne Klugheit, ausgeschlagen hatte. Gleichwohl fing er späterhin an, diesen Schritt zu bereuen und er verschwendete die zum afrikanischeu Kriege gesammelten Schätze zur Bestechung der teutschen Fürsten, damit diese ihre auf *Rudolph* von *Habsburg* gefallne Wahl widerrufen möchten. Noch bei Lebzeiten seines Vaters hatte er sich mit der Tochter seines Verbündeten, des Königs von Aragonien, vermählt, welche ihm fünf Söhne gebar. Aber anstatt, dafs diese günstigen Familienverhältnisse seiner Herrschaft hätten Stärke verleihen sollen, wurden seine glänzenden Erfolge durch mancherlei häusliche Zwiste vernichtet und seine Laufbahn schlofs in bitterer Täuschung und nicht ohne schwere Vorwürfe, die er sich zu machen hatte. Er blickte nicht nur mit Bedauern auf den Verlust der teutschen Kaiserkrone, sondern erlebte auch das Herzeleid, seinen eignen Bruder *Don Philipp* gegen sich empört zu sehen. Dieser suchte Zuflucht am Hofe von *Granada*, dessen König, vom Beherrscher *Marokko's* aufgereizt, das castilische Joch abschüttelte. An der Spitze einer mächtigen Flotte und eines aus alten

versuchten Kriegern bestehenden Heeres landete der Afrikaner in der Bay von *Gibraltar* und verwüstete das ganze Land zwischen dem *Guadalquivir* und der *Guadiana.* Die wider ihn ausgesandten Truppen wurden geschlagen. Auch die Mauren von *Valencia* empörten sich und warfen die Armee des tapfern Königs von Aragonien zurück, welcher, aus dreifsig Schlachten stets siegreich hervorgegangen, bei der Nachricht von dieser Niederlage vor Schrecken und Betrübnifs den Geist aufgab.

Bei so drohenden Aussichten suchte *Ferdinand*, der älteste Sohn Königs Alphons, den Fortschritten der Mauren einen Damm entgegen zu stellen, indem er die gesammte Ritterschaft Castiliens zu seinen Fahnen rief. Aber sein plötzlicher Tod in dem Augenblicke, wo er aufbrechen wollte, legte den Oberbefehl des Heeres in die Hände seines Bruders *Don Sancho.* Indem dieser ehrgeizige und ränkevolle Prinz durch eine Reihe geschickter Bewegungen eine allgemeine Schlacht zu vermeiden wufste, brachte er den König von *Granada* dahin, sich von *Jaen*, das er belagerte, zurückzuziehen und mit dem Könige von *Marokko* schlofs er einen Vertrag, in dessen Folge dieser ebenfalls nach Afrika heimkehrte. Der hohe Ruhm, welchen *Don Sancho* auf diese Weise erwarb, stach sehr ab gegen die schlechten Erfolge des Königs *Alphons* selbst und seines Sohnes *Don Pedro* bei der Belagerung von *Algesiras.* Don Sancho gewann dadurch die Zuneigung des Volks,

welche Vater und Bruder verloren. Ohne eine von den Tugenden seines verstorbnen Bruders *Ferdinand* zu besitzen, war er seinem königlichen Vater stets ein Gegenstand des Mifsfallens gewesen. Er verhehlte jetzt seinen Wunsch, den Thron zu besteigen, nicht länger. Die Bande des Bluts wurden verachtet und die Zuneigung des Volks schien seine Plane zu begünstigen. Er hatte die Verwegenheit, eine allgemeine Ständeversammlung zu berufen, und es gelang ihm, durch übertriebne Schilderungen der Beschwerden und Drangsale des Volks, unter dem täuschenden Titel eines *Reichsverwesers* die oberste königliche Gewalt an sich zu reifsen.

Alphons, durch diese Verletzung kindlicher Pflicht aufs äufserste getrieben, sah sich genöthigt, das Schwert zu ziehen, und ein bürgerlicher Krieg brach aus. Aber der gröfste Theil der Armee und des Volkes, so wie die vornehmsten Grofsen, waren auf der Seite des *Don Sancho*, und fast alle Städte öffneten ihm die Thore. Einige Schriftsteller versichern, dafs *Alphons* mit einem kleinen Häuflein Getreuer unstät herumzog und jeden Augenblick befürchten mufste, seinem rebellischen Sohne ausgeliefert zu werden. So viel ist gewifs, dafs er sogar gezwungen war, die Hilfe des Königs von *Marokko* anzuflehen. Er schickte ihm seine mit Perlen und Edelsteinen reich besetzte Krone, um 70,000 Pistolen darauf zu entlehnen, und bat ihn um seine Mitwirkung zur Züchtigung des pflichtvergessenen Empörers.

Der Afrikaner, sei es aus Staatsklugheit oder aus Hafs gegen Don Sancho, liefs sich nicht lange bitten, sondern erschien bald mit einem tüchtigen Heere auf Spaniens Boden. Die Geschichte hat vielleicht noch nie eine so seltsame Verbindung aufgezeichnet, als diese zwischen zwei, durch Volksthümlichkeit und Religion von einander getrennten Feinden, beide sich vereinigend, um den Sohn der einen Parthei zu bekämpfen, welcher dessen Verbündeten im offnen Felde besiegt hatte. Für Spanien und das übrige Europa war es ein empörendes Schauspiel, das Kreuz und den Halbmond die Stadt *Cordova* gemeinschaftlich belagern zu sehen. Die Besatzung schlug indessen alle Angriffe tapfer zurück, und als *Don Sancho* selbst zum Ersatz herbeieilte, mufsten beide Monarchen die Belagerung nicht nur ganz aufheben, sondern der maurische König wurde selbst genöthigt, zum zweiten Male sich nach der afrikanischen Küste in Sicherheit zu begeben.

Don Sancho verfolgte nun seine glückliche Laufbahn, während *Alphons* die Dazwischenkunft des Papstes zu Hilfe rief. Die Drohungen des heiligen Oberhauptes der Kirche waren wirksamer als die weltlichen Waffen. *Don Sancho* erschrak, flehte zu den Füfsen seines Vaters um Vergebung, und erlangte nicht nur diese, sondern auch die volle Gunst desselben in einem Grade, dafs er, bei dem im J. 1284 erfolgten Tode desselben, mit Uebergehung der Kinder seines verstorbnen ältern Bruders *Ferdinand*, die vereinigten Kro-

nen von *Castilien* und *Leon* auf sein Haupt setzte.

Während der Regierung *Sanchos IV.* machte der König von *Marokko* neuerdings einen Einfall in Spanien und belagerte *Xeres;* aber seine Bemühungen blieben bei der Tapferkeit der Besatzung ohne Erfolg und er mufste sein Heil in der Flucht auf seine Schiffe suchen. *Sancho* schlug sein Hoflager in *Sevilla* auf. Häusliche Zwiste trübten den Glanz und das Glück, mit welchen der Anfang seiner Regierung verherrlicht gewesen war. Alphons hatte in seinem Testamente die Städte *Sevilla* und *Badajoz* seinem Sohne *Juan* vermacht. *Sancho* aber weigerte sich, sie zu übergeben, indem er behauptete, dafs das Reich nicht zerstückelt werden dürfe. *Don Juan*, von *Lopez de Haro* unterstützt, beschlofs sein Recht durch Waffengewalt zu behaupten. Die Vasallen jenes mächtigen Grofsen versammelten sich unter seinen Fahnen, und der König, um den Sturm abzuwehren, lud die Häupter der Parthei zu einer Zusammenkunft ein. Der König verlangte vor allen Dingen, dafs *Don Lopez* seine Festungen übergeben sollte. Statt der Antwort griff der stolze Edelmann an sein Schwert. Diefs empörte die andern Ritter dergestalt, dafs sie ebenfalls ihre Schwerter zogen und den Verwegnen vor den Augen des Königs niedermetzelten. Auch *Don Juan* wurde ergriffen und ins Gefängnifs geworfen, aber der Sohn und der Bruder des *Don Lopez* fanden Gelegenheit, sich an den Hof von

Aragonien zu flüchten. Dieses Königreich nahm sich, gemeinschaftlich mit dem gröſsten Theile von Andalusien, der Sache des jungen Prinzen an und ein Heer von mehr als hunderttausend Mann wurde zur Unterstützung seiner Ansprüche ausgerüstet. Aber *Sancho* war auch nicht müssig. Eben so kräftig und schnell wie jene waren seine Truppen streitfertig gemacht. Er verlieſs *Sevilla* und bot dem Könige von Aragonien eine Schlacht an, welcher sich gegen den Ebro zurückzog. Die Castilier belagerten hierauf *Badajoz*, welches capitulirte. Aber die Vertragspunkte der Uebergabe wurden nicht gehalten, sondern die Stadt der Plünderung preisgegeben und die Einwohner grausamerweise ermordet.

Nachdem *Sancho* auf diese Weise die Empörung unterdrückt hatte, wendete er seine Macht gegen die Mauren. Die Seerüstungen des Königs von *Marokko* wurden durch die vereinigten Flotten der Castilier und Genueser zerstört; die Festung *Tarifa*, auf einer Anhöhe bei Gibraltar gelegen, wurde erobert und allenthalben folgte der Sieg den Fahnen König Sancho's. Dieser glaubte nun hinlänglich sicher zu seyn, um seinen Bruder *Don Juan* nach vierjähriger Gefangenschaft wieder in Freiheit setzen zu können. Aber Don Juan erhob schnell wieder die Fahne des Aufruhrs und flüchtete sich, als er neuerdings geschlagen worden, an den Hof des Königs von *Marokko*. Dieser unternehmende Krieger versah ihn mit einer tüchtigen Armee, mit welcher er abermals

an den Küsten von *Andalusien* landete. Indessen waren alle Anstrengungen des Prinzen, sich mit Gewalt in den Besitz des väterlichen Vermächtnisses zu setzen, vergebens und seine jetzige Niederlage war so ungeheuer, dafs er mit dem kleinen Reste seines Heers gar nicht mehr vor dem König von Marokko zu erscheinen wagte, sondern nach *Granada* flüchtete. *Sancho* war nun zwar unbestrittener Herr des Königreichs, aber obgleich erst 45 Jahr alt, hatten doch unaufhörliche Kämpfe und Sorgen seine Gesundheit dergestalt untergraben, dafs er im J. 1295 zu *Toledo* den Geist aufgab.

Sein Thronerbe *Ferdinand IV.* war damals erst zehn Jahr alt und stand, von einem unruhigen Adel umgeben, unter der Vormundschaft eines Weibes. Die Königinn-Mutter, *Maria* von *Castilien,* fand es unmöglich den wiederholten, durch die Mauren unterstützten Ansprüchen *Don Juans* zu widerstehen und trat ihm, obwohl höchst ungern, die Ländereien ab, welche ihm *Alphons* vermacht hatte. Auch den stolzen Familien *de Haro* und *Lara* machte sie Zugeständnisse und gab lieber einige Gränzstädte auf, als dafs sie sich mit Portugal in einen Krieg hätte einlassen sollen. *Don Juan* hatte kaum Besitz vom Königreiche *Sevilla* genommen, als der Infant *de la Cerda* (späterhin *Alphons XI.)* ebenfalls an der Spitze einer Armee erschien, um seine Ansprüche auf den Thron von *Castilien* geltend zu machen. Zu gleicher Zeit von *Don Heinrich*, dem dritten

Sohne des verstorbnen Alphons, mit der Foderung bestürmt, ihm die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu überlassen, entsagte die königliche Vormünderinn, um alle Partheien zufrieden zu stellen, der Regentschaft ganz und gar. Aber *Heinrichs* Unfähigkeit, so mannichfachen sich widerstreitenden Interessen Genüge zu thun, offenbarte sich nur zu bald und er war genöthigt, seine Zuflucht zu der höhern Einsicht und Entscheidung derselben königlichen Frau zu nehmen, welche er kurz zuvor aus ihrer hohen Stellung verdrängt hatte. Unter ihrer Leitung wurden zuvörderst die Mauren gezwungen, sich von *Jaen* zurückzuziehen. *Perez de Guzman* zerstreute das Heer von Granada, und *Jakob II.*, König von Aragonien, entzog sich dem mit dem Infanten *de la Cerda* geschlossenen Bündnisse und machte mit der Königinn-Regentinn Friede.

Nachdem es der Letztern auf diese Weise gelungen war, das Reich vor der Zerstückelung zu bewahren, hatte sie die Ränke des jungen Königs und seiner Oheime zu bekämpfen, welche das Königreich in einen Krieg mit Portugal verwickelten und den Verlust der Stadt *Alicante* herbeiführten. *Ferdinand IV.* weigerte sich, als er nach erlangter Volljährigkeit die Leitung des Staates selbst übernahm, auf die verständigen Rathschläge seiner Mutter zu hören und sah sich bald in eine Menge innerer Zwiste und Unfälle verwickelt, wodurch das Land vielfach aufgeregt und ihm nicht nur das ganze Regierungsgeschäft, son-

dern auch selbst das Leben verbittert wurde. Das Einzige fast, was ihm noch einigen Namen in der Geschichte verschafft hat, ist die Eroberung der Festung *Gibraltar*, welche seit dem ersten Einfalle der Mauren in Spanien in deren Händen gewesen war. Er machte auch einen Versuch mit *Algesiras*, der aber fehl schlug. Durch eine Summe Geldes zufrieden gestellt, liefs er sich die Vermittelung der Könige von Portugal und Aragonien gefallen und schlofs mit dem Könige von *Granada* Frieden.

Im J. 1312 zog *Ferdinand* abermals gegen die Mauren zu Felde. Als er nach *Palencia* kam, ereignete sich eine Begebenheit, welche seinen Ruf befleckte und worin der Aberglaube der damaligen Zeit die Ursache seines frühen Todes erblickte. Indem der König nämlich den Palast verliefs, wurde sein besonderer Liebling *Alphons de Benavides* plötzlich ermordet und die Thäter ergriffen die Flucht, ehe man sie erkennen oder ihrer habhaft werden konnte. Zwei Brüder und Edelleute, Namens *Carvajal*, wurden des Verbrechens angeklagt, aber die Beweise gegen sie waren, wie man glaubte, keineswegs hinreichend. Gleichwohl verurtheilte sie der König, in der Hitze seiner Leidenschaft, zum Tode und befahl, dafs sie von dem Felsen von *Martos* in Andalusien, wo sie verhaftet worden waren, hinabgestürzt werden sollten. Die beiden Brüder beharrten vergebens bei der Versicherung ihrer Unschuld, erklärten aber, bevor sie hingerichtet wurden, dafs

der König binnen dreifsig Tagen vor einem höhern Richterstuhle werde erscheinen müssen. *Ferdinand* setzte unterdessen seinen Kriegeszug fort, um sich mit seinem Bruder *Don Pedro* zu vereinigen, welcher die Belagerung von *Alcandete* begonnen hatte, wurde aber auf dem Wege unpäfslich und mufste in *Jaen* anhalten. Da er jedoch keine ärztliche Hilfe verlangte, so hielt man die Krankheit für nicht gefährlich, bis seine Diener am andern Morgen in sein Schlafgemach traten und zu ihrem Schrecken den König todt fanden.

Die Minderjährigkeit seines Nachfolgers, *Alphons XI.,* war für den Staat von der Zeit an, als die fähige *Donna Maria* die Leitung der Geschäfte wieder übernahm, von grofsem Nutzen. Ihre ausgezeichneten Talente und ihre friedliche Politik setzten den jungen König in die Lage, den Thron unter weit günstigern Vorbedeutungen zu besteigen als seine Vorfahren. Indem er dieselbe Politik wie die Grofsmutter befolgte, machte er den bürgerlichen Unruhen ein Ende, und brachte den Prätendenten *Alphons de la Cerda*, dahin, seinen eitlen Ansprüchen zu entsagen und in Gegenwart aller Grofsen und Prälaten des Reichs, dem Könige am Hofe zu *Sevilla* öffentlich und feierlich seine Huldigung darzubringen. Alphons XI. war noch minderjährig, als die furchtbare Niederlage, welche die Spanier durch den König *Ismael* von *Granada* erlitten, in ganz Castilien Schrecken verbreitete. Während der bürgerlichen Zwiste von Granada hatte sich *Azar* an König

Ferdinands Oheime *Juan* und *Pedro* gewendet und um Hilfe wider *Ismael* gebeten, der ihn vom Throne gestoſsen hatte. Den beiden Oheimen war dieſs eine bequeme Gelegenheit, neuen Zwiespalt in Granada anzurichten und sie rüsteten sich unverweilt zu einem Feldzuge gegen *Ismael*. Dieser fand dagegen am Könige von *Marokko* einen Verbündeten, und die maurischen Königreiche wurden nun gleichzeitig auf zwei verschiednen Punkten betreten. *Don Pedro* nahm *Huescar* mit Sturm, während sein Bruder *Juan* gerade auf die Hauptstadt vordrang und sich mit ihm vereinigte, um den Mauren eine Schlacht zu liefern. Anfangs schienen die Letztern diese nicht annehmen zu wollen und die Spanier zogen sich daher wieder zurück. Aber nun drang *Ismael* an der Spitze seiner wilden Afrikaner vor und machte einen Angriff auf die Spanier. Die Witterung war an diesem Tage so auſserordentlich heiſs und der nicht zu löschende Durst so ermattend, daſs die Spanier, den Zeugnissen *Mariana's* und anderer Berichterstatter zufolge, kaum im Stande waren, ihre schweren Waffen noch länger zu tragen. Das Hintertreffen gerieth in Verwirrung und fing an zu weichen. Zwar bemühten sich die beiden Prinzen, an der Spitze des Vordertreffens, die Flüchtigen aufzuhalten, und stürzten sich in die dichtesten Haufen des Feindes. Aber Alles kam in dem allgemeinen Gemetzel um, nur eine kleine Abtheilung Spanier ausgenommen, welche sich im Dunkel der Nacht unversehrt zurückziehen konn-

ten. Der Afrikaner nahm, sein Glück benutzend, *Huescar* und *Martos* mit Sturm; aber in demselben Augenblicke bahnte ihm der Sieg den Weg zum Verderben. Unter den zahlreichen Gefangenen, welche meistens zur Sklaverei verurtheilt wurden, fiel auch eine junge Frauensperson von unvergleichlicher Schönheit in die Gewalt des Alcalden von *Algesiras*. Als man im Begriff war, sie in sein Zelt zu bringen, traf ein Befehl ein, dafs sie augenblicklich dem maurischen Könige selbst übergeben werden sollte. Der Alcalde war so erzürnt, sich die schöne Beute entrissen zu sehen, dafs er Gelegenheit suchte, sich an seinem Gebieter zu rächen. In kurzer Zeit fand man den König durch mehre Dolchstiche ermordet und es erhob sich ein Aufstand in der Hauptstadt, der indefs gedämpft wurde, als *Mohammed*, Ismaels Sohn, unter allgemeiner Zustimmung auf den Thron gehoben wurde.

Alphons XI. wufste, als er selbst die Regierung antrat, die Irrthümer und Fehler der Verwalter seines Königreichs bald wieder gut zu machen. Die Fesseln der Vormundschaft schon in dem Alter von sechzehn Jahren zerbrechend, vereitelte er die ehrgeizigen Absichten seiner Oheime und übrigen Verwandten. Nur in *Don Juan Emanuel*, Schwiegersohn des Königs von Aragonien, und in *Don Juan*, dem Sohne des gleichnamigen Regenten, fand er zu mächtige und zu staatskluge Feinde, als dafs er mit ihnen auf dieselbe Weise, wie mit jenen, hätte zur Ruhe kommen können.

Er nahm daher seine Zuflucht zu dem in jenen Tagen so häufig von Fürsten angewandten grausamen Mittel, d. h. er beschlofs diejenigen, welche er weder versöhnen noch bezwingen konnte, durch Mord aus dem Wege zu schaffen, und er glaubte dazu um so mehr berechtigt zu seyn, als jene beiden Feinde das vorzüglichste Hindernifs der Ordnung und öffentlichen Sicherheit im ganzen Königreich waren, indem sie alles schlechte Gesindel unter ihren Fahnen versammelten und sich zuletzt dem Ansehen des jungen Königs offen widersetzten. Mit grofser Schlauheit und Verstellung machte er *Don Juan* die schmeichelhaftesten Anerbietungen. Seinen Ehrgeiz bemerkend, trug er ihm die Hand seiner Schwester *Eleonora* an, und bestimmte Zeit und Ort zu einer Zusammenkunft. Als aber *Don Juan* die königlichen Gemächer betrat, fand er, statt die junge und schöne Prinzessinn zu erblicken, Meuchelmörder, welche ihn mit ihren Dolchen durchbohrten. *Alphons* scheute sich nicht, sich zu dieser ehrlosen That zu bekennen und sie zu vertheidigen. Die Folgen liefsen nicht lange auf sich warten, *Don Emanuel*, welcher ein ähnliches Schicksal fürchtete, schlug sich zur Parthei des Königs von Granada, dessen siegreicher Gegner er gewesen, und bewog den König von Aragonien, seinen Schwiegervater, sich mit ihnen gegen den erklärten Mörder seines Freundes zu verbinden. In Kurzem wehten die Banner der vereinigten Fürsten an den Gränzen Castiliens. Aber *Alphons* blieb Sieger, so-

wohl zu Lande als zu Wasser, und die Empörer wurden überall in Verwirrung gebracht. Er kehrte nun seine Waffen auch gegen die Hauptstadt *Granada*, und so grofs war der Schrecken, der vor ihm herging, dafs der Maurenkönig es auf keinen Kampf ankommen liefs, sondern sich demüthig unterwarf, Vasallentreue schwur und sich zu einem jährlichen Tribut von zwölftausend Goldstükken verpflichtete.

Mit gleicher Schnelligkeit unterdrückte der castilische Monarch eine Verschwörung, an deren Spitze zwei seiner mächtigsten Grofsen, *Alonzo de Haro* und *Juan de Lara*, standen. Der Erstere ward in einem seiner Schlösser gefangen genommen und *Alphons* liefs ihn auf der Stelle hinrichten. Dem Letztern wurden seine Vesten und Güter entzogen. Indessen liefs sich Alphons späterhin bewegen, mehren der verurtheilten Theilnehmer ihre Güter und Würden zurückzugeben, und er fand, dafs ihm diese Milde gröfsere Vortheile gewährte, als seine frühere Strenge. Als endlich unter den christlichen Monarchen Spaniens allgemeiner Friede und vollkommne Einigkeit hergestellt war, richteten sich ihre Anstrengungen insgesammt auf eine der gröfsten und furchtbarsten Unternehmungen, die jemals ausgeführt worden waren. *Abu Hassan*, König von *Fez* und *Marokko*, beschlofs, nachdem er sich bereits zum Oberherrn von Afrika gemacht, nun auch das Reich der Muselmänner in Spanien wieder vollkommen herzustellen. Sein Sohn *Abdelmalek* be-

wirkte an der Spitze eines zahlreichen Heeres eine Landung, und rückte nach *Andalusien* vor, wo er Alles mit Feuer und Schwert verheerte. Aber *Alphons* stellte sich ihm rasch entgegen, überfiel unvermuthet seine Armee und *Abdelmalek* fand in dem allgemeinen Gemetzel, welches sich entspann, den Tod. Die Betrübnifs seines königlichen Vaters und der Unterthanen desselben kannte, als die Nachricht von dieser Niederlage nach Afrika gelangte, keine Gränzen. Durch alle Länder des Islam wurde den Imams befohlen, den „Heiligen Krieg" zu verkündigen, und jeden Muselmann zur Vertheidigung seines Glaubens und zur Rächung der seinem Fürsten widerfahrnen Schmach aufzufodern. Ein neuer Enthusiasmus ergriff die Söhne des Propheten. Siebenzig Tausend Reiter und vierhundert Tausend Fufskämpfer fanden sich an den afrikanischen Küsten ein. Zweihundert und funfzig Transportschiffe und siebenzig Galeeren waren fünf Monate lang beschäftigt, diese unermefslichen Horden in Spanien ans Land zu setzen. Die castilische Flotte kämpfte zwar mit grofser Tapferkeit gegen sie, wurde aber geschlagen und der Admiral verlor das Leben. Nach Rache für den Verlust seines Sohnes dürstend, bewerkstelligte der Afrikaner, von seinen Weibern, Kindern und sämmtlichen Hofleuten umgeben, glücklich seine Landung, und schritt sogleich, nachdem er sich mit dem Könige von *Granada* verbunden, zur Belagerung von *Tarifa.*

Seit den Tagen Tariks und Musa's war die

ganze Halbinsel nicht wieder in so grofser Noth und Bedrängnifs gewesen, als in diesem Augenblicke: Der König von Portugal suchte mit allen seinen Edeln und Vasallen sich so schnell als möglich mit *Alphons* zu vereinigen, und die beiden Heere bezogen bei *Sevilla* ein Lager. Mit nicht mehr als 40000 Fufsgängern und 20000 Pferden rückten sie zum Entsatz von *Tarifa* vor. Als sie daselbst angekommen, suchte jeder der beiden einander feindlich gegenüber stehenden Könige die möglichst vortheilhaften Stellungen auf den umliegenden Anhöhen einzunehmen. Es war schon Abend, als die beiden Heere einander zu Gesicht bekamen; jedes blieb die ganze Nacht hindurch unter den Waffen. Aber zeitig am Morgen begann die berühmte furchtbare Schlacht an den Ufern des kleinen Flusses *Salsada*. Sie endigte mit der Niederlage der Mauren. *Cardonne* berechnet ihren Verlust auf 200,000 Mann. Zwei Söhne des Königs von Marokko wurden erschlagen, der Vater selbst verwundet, seine vornehmste Gemahlinn gefangen genommen, und die unermefslichen Reichthümer der vereinigten Lager wurden den Christen zur Beute. Die Spanier und ihre Verbündeten zogen wieder in *Sevilla* ein, und waren um so stolzer auf ihren Sieg, als sie ihn mit verhältnifsmäfsig so geringen Mitteln erfochten hatten.

Eine ununterbrochne Reihe glücklicher Erfolge, sowohl zu Lande als zu Wasser, erhob den Ruhm König *Alphonso's* weit über den jedes an-

dern christlichen Monarchen. Er fafste jetzt den Entschlufs, nun auch das Bollwerk der afrikanischen Macht in Spanien, den Seehafen *Algesiras* anzugreifen. Die Befestigungen desselben galten beinahe für unüberwindlich und die Citadelle hatte eine zahlreiche Besatzung der auserlesensten Truppen. Die Geschwader von Aragonien und Portugal, in Vereinigung mit dem von Castilien, blokirten den Hafen, während *Alphons* die Stadt von der Landseite einschlofs. Vergebens strengte der König von Granada seine äufsersten Kräfte an, diese Belagerung aufzuheben. Nichts war im Stande den Eifer und die Entschlossenheit des castilischen Monarchen zu schwächen. Mit seinen Widderköpfen, Steinschleudern und andern Angriffswaffen der damaligen Zeit bestürmte er die Stadt an ihren schwächsten Punkten, und die Kanonen der Mauren, welche damals zuerst gegen die Christen in Anwendung gebracht wurden und allen andern Kriegswerkzeugen sehr überlegen waren, vermochten ihn nicht von der Wiederholung seiner täglichen Angriffe abzuschrecken. Indessen verging ein Monat nach dem andern, ohne dafs ein besonderer Erfolg wahrzunehmen gewesen wäre, und die Belagerer waren schon so aufs äusserste gebracht, dafs *Alphons* sein Silberzeug in die Münze schicken wollte, um frische Vorräthe herbeischaffen zu können. Aber die Reichsstände, vom Papste unterstützt, kamen diesem Schritte zuvor; auch traf ein zahlreicher Haufe von Freiwilligen, begierig an der Ehre dieses Krieges

Theil zu nehmen, aus *England* und *Frankreich* ein, und die Belagerung konnte nun mit erneuerter Kraft fortgesetzt werden. *Abu Hassan* strengte sich seinerseits nicht minder an, den Fall der berühmten Festung, die für den Schlüssel der maurischen Besitzungen in Spanien angesehen wurde, zu verhindern. Er schickte ein Geschwader von 60 Galeeren mit einer beträchtlichen Landmacht ab, welche bei *Gibraltar* ausgeschifft wurde. *Alphons* zog ihr entgegen und lieferte ihr eine Schlacht, worin der Sieg gänzlich auf seiner Seite blieb. Auch das Schicksal von *Algesiras* war dadurch entschieden; es mufste sich im März 1344, nach einer Belagerung von zwanzig Monaten, ergeben. Die Bedingungen waren der tapfern Vertheidigung angemessen. Sowohl der Besatzung als den Einwohnern wurde gestattet, mit ihren Waffen und Habseligkeiten frei abzuziehen, während zu gleicher Zeit zwischen *Alphons* und den Königen von *Marokko* und *Granada* ein zehnjähriger Waffenstillstand geschlossen wurde. Aufserdem wurden auch die Gemahlinn und andere Verwandten *Abu Hassans*, welche in der Schlacht von *Salsada* in Gefangenschaft gerathen waren, mit prachtvollen Geschenken und jedem Beweise von Achtung wieder in ihr Vaterland zurückgesendet.

Ein Zeitraum der Ruhe und des Friedens folgte nun und setzte *Alphons* in den Stand, die Ordnung wiederherzustellen und Gesetze und Einrichtungen in den neu erworbenen Gebieten zu

befestigen. Aber seine Leidenschaft für den Krieg sollte bald wieder neue Befriedigung finden. Der König von *Marokko* war durch seinen Sohn vom Throne gestofsen worden, und *Alphons* glaubte unter solchen Umständen nicht mehr an die Verpflichtungen des eingegangenen Vertrages und Waffenstillstandes gebunden zu seyn. Es verletzte den Stolz des castilischen Eroberers, das Panier der Mauren noch immer auf dem Felsen von *Gibraltar* wehen zu sehen. An der Spitze eines auserlesenen Heeres näherte er sich der Veste und foderte die Besatzung zur Uebergabe auf. Da diefs, wie natürlich, abgeschlagen wurde, so begann *Alphons* den Platz förmlich zu belagern. Unterdessen brach eine Seuche unter seinen Truppen aus; aber weder das Zureden seiner Freunde, noch die Vorstellungen der Aerzte konnten ihn bewegen, sich zurückzuziehen. Bald ergriff ihn die furchtbare Krankheit selbst und machte dem Leben des erst 39 Jahr alten Königs, welcher der Unabhängigkeit der spanischen Mauren den Todesstreich versetzt hatte, unvermuthet ein Ende.

Wir kehren nach dieser geschichtlichen Abschweifung wieder zur Beschreibung der Stadt *Sevilla* zurück.

Man kann Sevilla nicht ohne lebhafte Empfindung betrachten. Es giebt gewifs nur wenig neuere Städte, an welche sich so viel historische Erinnerungen knüpften, wie diefs im Vorstehenden schon im Allgemeinen zur Gnüge gezeigt worden

ist. An den Ufern des Guadalquivir, mitten in einer fruchtbaren, fast gränzenlosen Ebene gelegen, wird die wunderbare Stadt von Befestigungen umgeben, welche einer alten Inschrift über dem einen Thore zufolge ursprünglich schon von *Julius Cäsar* angelegt worden seyn sollen, während die erste Gründung der Stadt dem *Herkules* zugeschrieben wird. *) Noch jetzt ist Sevilla unter den Hauptstädten Andalusiens die gröfste und vorzüglichste, und es war ein Lieblingsspruch der alten Andalusier, (die man, im Vorbeigehen gesagt, die Spanischen Gascogner nennen kann) dafs wer *Sevilla* nicht gesehen, auch nichts *Wundervolles* gesehen habe. **) Unter der Herrschaft der Mauren erreichte sie den höchsten Grad von Wohlstand und Macht. Das umliegende, gegenwärtig trotz seiner Fruchtbarkeit beinahe verödete, Land war, so zu sagen, ein einziger blühender Garten. Liebliche Gruppen und ganze Haine von Fruchtbäumen, Felder mit goldnem Weizen bedeckt, Hügel und Thalgehänge mit Feigen-, Oliven-, Granaten-, Orangen- und Citronen-Bäumen geschmückt, legten Zeugnifs ab von der landwirthschaftlichen Geschicklichkeit und unermüdlichen Betriebsamkeit der arabischen Ansiedler. Weit ausgedehnte, trefflich bewässerte Wiesen, aus deren Mitte zahlreiche Dörfer emporstiegen, volkreiche gedeihende

---

*) „Condidit Alcides, renovavit Julius urbem,
Restituit Christo Fernandus Tertius, heros.“

**) „Quien no ha visto *Sevilla*,
No ha visto *maravilla*.“

Landstädte, nur wenig Meilen von einander entfernt, und von waldigen, mit Pinien und Palmen, Cypressen und Eichen bewachsenen Bergen und Hügeln überragt, alles diefs zusammen gewährte einen Anblick von Schönheit, von welchem der gegenwärtige Zustand dieser Landstrecke nur eine schwache Vorstellung zu geben vermag.

Als *Ferdinand III.* an der Spitze seiner Legionen in das eroberte Sevilla einzog, waren trotz der Menge von Menschen, die während der sechzehnmonatlichen Belagerung zu Grunde gegangen, doch noch 300,000 übrig, welche theils als Gefangene, theils als Verwiesene und Auswanderer zu den andern Thoren hinauszogen. Dagegen erreichen die höchsten Angaben, welche man über den heutigen Bevölkerungsstand von Sevilla hat, noch nicht 100,000 Seelen. Zur Zeit der Mauren waren allein 130,000 Menschen beim Seidengewerbe und Seidenhandel beschäftigt; im J. 1700 gab es noch 16,000 Stühle aller Gattungen; um das J. 1811 nur noch 2318, die sich nach der letzten Zählung auf beiläufig 1500 vermindert hatten.

Die Stadt ist gegenwärtig in 30 Kirchsprengel eingetheilt; sie ist von einer doppelten Mauer, auf welcher sich 160 Bastionsthürme erheben, und einem Graben eingeschlossen, hat mit den Vorstädten (worunter die am jenseitigen Ufer des Guadalquivir liegende Vorstadt *Triana* durch eine Schiffbrücke mit der Stadt zusammenhängt) etwa 13,500 Häuser, 30 Pfarrkirchen und 24 Hospitä-

ler. Von den 24 Klöstern, die noch in der neuesten Zeit hier bestanden, sind ohne Zweifel die meisten in diesem Augenblicke aufgehoben.

Die Strafsen sind enge und krumm; nur wenige haben hinlängliche Breite, so dafs ein Wagen durchfahren kann. Die Stadt hat, wie schon oben gesagt, mehr Maurisches an sich, als irgend eine andere in Andalusien. Die Häuser, sagt *Cook*, nehmen öfters grofse Räume mit vielen Höfen *(Patios)* ein, und kleine Gärten nach orientalischer Weise erblickt man in grofser Zahl innerhalb der Stadtwälle. Da sich durch den ersten Handel mit Amerika der Reichthum in dieser Stadt anhäufte, so wurde sie in gewisser Hinsicht das Florenz von Spanien und die eifrigste Beschützerinn der Kunst in der ganzen Halbinsel. Diesem Ueberflusse verdanken wir die Erhaltung von vielen Luxus- und Bequemlichkeits - Gegenständen der frühern Besitzer, welche die Christen zu jener Zeit in der wahren Lebenskunst bei weitem übertrafen, obwohl seitdem in der Lebensweise der Einwohner manche Veränderung eingetreten ist.

Die bessern Häuser bestehen in der Regel aus zwei Abtheilungen, einer untern und einer obern. Das obere Stockwerk wird im Winter bewohnt, das untere während der Sommerhitze, wo dann die Patios durch ein Zelt geschützt sind, welches am Morgen ausgebreitet und bei Sonnenuntergang hinweggenommen wird. Die Schlafzimmer befinden sich, nach morgenländischer Sitte, rings um

diese Höfe, und Tag und Nacht ist für eine gemäfsigte Temperatur gesorgt. Die Höfe sind in der Regel von weifsen Marmorsäulen umgeben und ebenfalls mit Marmor getäfelt. Grofsentheils rührt von diesem Umstande die unvergleichliche Reinlichkeit der Häuser her, welche man in keinem andern Theile des christlichen Süd-Europa in diesem hohen Grade antrifft. Die Geruchswerkzeuge der Spanier sind überhaupt im Allgemeinen empfindlicher als die der übrigen Bewohner des Südens, deren ungemeine Empfänglichkeit für den Duft der Blumen sich durchaus nicht auf Gerüche anderer Art auszudehnen scheint. Die Art, das Pflaster und Estrich mit einem Wischlappen zu reinigen, nennt man *Aljofifar*, und der Name sowohl als der Gebrauch selbst, welcher Sevilla eigenthümlich ist, spricht augenscheinlich für seinen maurischen Ursprung. Es ist auffallend, dafs man die Sitte Sevillas, der Hitze des brennenden Klimas im Sommer Widerstand zu leisten, fast in keinem andern Theile von Spanien, wo sich dasselbe Bedürfnifs fühlbar macht, nachgeahmt hat...... Die Periode, mit dem Aufenthalte in den Häusern zu wechseln, tritt mit der Sommer-Sonnenwende ein, und nach Michaelis kehrt man in die obern Stockwerke zurück. Die Häuser sind im Ganzen nett, obwohl einfach möblirt. Die obern Theile haben rings um die Patios Gallerien, welche in den meisten Häusern auf der Winterseite mit Fenstern versehen sind. Es ist nämlich ein herrschendes Vorurtheil, dafs die Jahreszeiten sich

geändert haben und die Kälte jetzt strenger als ehemals sei. Die Anzahl der Höfe ist verschieden. Manchmal sind es drei, oft auch mehr; im Allgemeinen jedoch finden sich in den bessern Häusern nur zwei, die mit einander in Verbindung stehen. Der äufsere Hof ist stets durch ein eisernes Gitter geschlossen, welches schön geformt und reich verziert ist. Der Anblick dieser Patios durch die Gitter, mit ihren Marmorsäulen, Immergrün und andern Zierrathen verleiht den Häusern einen unbeschreiblichen Reiz. — Am Guadalquivir liegen schöne Promenaden, welche erst in den letzten Jahren bedeutend vergröfsert worden sind und einst in Europa unübertroffen dastehen werden. Die alte Alameda ist von Gebäuden umgeben, und da sie in einem schlechten Stadtviertel liegt, so wird sie nur bei gewissen Festen gebraucht. Ein kleiner Spaziergang ist in einem der mittlern Theile der Stadt angelegt und wird besonders an Sommerabenden sehr besucht.

Unter den zahlreichen geistlichen Gebäuden steht die *Kathedralkirche* oben an. Obschon die von *Toledo* und *Leon* ausschliefsend und sprichwörtlich reich und schön genannt werden,*) so kann sich doch keine von beiden an patriarchalischer Berühmtheit mit der von *Sevilla* messen. Es sind ganze dicke Bände über die Geschichte

*) Die Kathedrale von Sevilla heifst *la grande* (die grofse), die von Toledo *la rica* (die reiche) und die von Leon *la bella* (die schöne).

dieser Kathedrale geschrieben worden und zahlreiche spanische Schriftsteller haben die Kirche nach allen ihren Einzelnheiten geschildert. Man kann, welcher Religionsparthei man auch zugethan seyn möge, das merkwürdige Gebäude weder von aufsen noch im Innern ohne Erstaunen und Ehrfurcht betrachten. Der überschwängliche Reichthum und die Pracht der Verzierungen im Innern werden nur von der Majestät des grofsen Baues im Ganzen übertroffen, dessen Länge 420 Fufs, bei einer Breite von 260 Fufs, beträgt. Die 82 Altäre und Kapellen scheinen von der Last ihrer Gemälde, Bildhauerarbeiten, goldner und seidner Draperien fast niedergedrückt zu werden. In der Nähe des prachtvollen Taufbrunnens erblickt man zwei herrliche Meisterwerke von *Murillo*, auch von demselben Meister zwei andre in der Sakristei, und neun in der Kapitel-Halle. Aufserdem zieren die Kirche noch zahlreiche Gemälde von *De Vargas* und *Zurbaran*, so wie von den Schülern *Murillo's* und *Velasquez*, welche beiden letztern Meister in Sevilla geboren waren.

Man betritt jetzt die Kathedrale durch den s. g. *Orangen-Hof*, welcher in der maurischen Zeit einen der Haupteingänge zu der grofsen Moschee bildete. Die *Giralda* und die äufsere Mauer dieses Hofes sind die einzigen Ueberreste des prachtvollen Tempels der Muselmänner. Die noch vorhandnen Thore zeugen von den edeln Verhältnissen und der Ausdehnung des ursprünglichen Gebäudes. Sie bestehen aus jener Holzgattung,

welche von den maurischen Baumeistern so hoch geschätzt und *Allerica* genannt wurde. Aus dieser Holzgattung war auch das Deckengetäfel des *Alhambra* (in Granada), das Dach der grofsen Moschee in *Cordova* und andere Theile zahlloser maurischer Gebäude gezimmert. Dieses Holz wurde von keinem Wurmfrafs angegriffen. In ältern Zeiten wuchs es sehr häufig in der Nachbarschaft von Sevilla, aber heut zu Tage ist in ganz Spanien keine Spur davon mehr zu finden. Die Thorflügel sind auf beiden Seiten mit Kupfer beschlagen. Die beiden grofsen Säulen an der Vorderseite sind römischen Ursprungs; auch eine ungeheure Menge anderer solcher Säulen umgeben die Kathedrale.

Die Einkünfte dieser Kirche sind ihrer Gröfse und Pracht angemessen. Das jährliche Einkommen des Erzbischofs ist zu 150,000 Piaster berechnet worden. Aufserdem werden an 235 Chorherren, Priester und Altardiener, Musiker und Sänger unterhalten. Man mufs aber auch erwägen, dafs diese Geistlichen den Kirchendienst an nicht weniger als 82 Altären zu verrichten, und aufser den gewöhnlichen Sonn- und Festtagen an 500 gestiftete Messen zu lesen haben. Die Errichtung des prachtvollen Gebäudes fällt in das Jahr 1401. Es hat eine Höhe von 126 Fufs und wird durch 80 Fenster mit Glasmalereien erleuchtet, welche ein Künstler aus Flandern gemalt hat. Unter den übrigen Kostbarkeiten der Kirche ist ein Altar aus massivem Silber zu bemerken, welcher die lebens-

grofsen Standbilder des *heiligen Isidor* und des *heiligen Leander*, ebenfalls ganz von Silber, aufserdem auch ein Tabernakel von 12 Fufs Höhe, enthält und mit 84 Säulen umgeben ist. Hiezu füge man den Reichthum an Gold, Edelsteinen, Weihgeschenken, Mefsgewändern, heiligen Geräthschaften etc., und man wird sich eine Vorstellung von den Schätzen machen, mit welchen die Frömmigkeit der letzten Jahrhunderte, besonders seitdem Amerika seine Gold- und Silberminen geöffnet, die Kirche ausgestattet hat.

Die Bibliothek der Kathedrale enthält an 20,000 Bände und ist von *Fernando Columbus*, dem Sohne des grofsen Seefahrers, einem durch Gelehrsamkeit und Geschmack ausgezeichneten Manne, gestiftet worden. In der Kirche befindet sich auch der Leichnam des *heiligen Ferdinand*, des Eroberers von Sevilla, unter dem die Kirche gegründet wurde. Ferner ist hier die Grabstätte der berühmten *Maria Padilla*, der Geliebten *Pedro's des Grausamen*, dessen wilde Leidenschaften so manchem Dichter Stoff zu anziehenden Darstellungen geliefert haben.

Der berühmte Thurm der *Giralda* (Wetterfahne) bildet einen Theil des ungeheuern Gebäudes, und war nebst dem Hofe und dem Orangen-Garten, durch welchen man zur modernen Sakristei gelangt, das Werk der Mauren. In dem Hofe pflegten die Muselmänner ihre vorgeschriebnen Waschungen zu verrichten, bevor sie die grofse Moschee betraten. Mit Ausnahme der ehemals

sehr zahlreichen Springbrunnen, die jetzt bis auf einen einzigen vermindert sind, ist dieser Hof jetzt noch ganz in demselben Zustande, wie zu der Zeit, wo er einen Bestandtheil der grofsen Moschee ausmachte. Als *Sevilla* sich an die siegreichen Christen ergab, machten die Muselmänner, aus Furcht das heiligste ihrer Gebäude entweiht zu sehen, die Bedingung, dafs die Moschee mit ihrem Thurme abgetragen werden sollte. Zum Glück für jeden Kunstfreund, welchen jene Ueberreste noch jetzt mit Bewunderung erfüllen, wurde diese Bedingung nicht zugestanden und die Giralda ist noch immer der Stolz der christlichen Sevillaner, wie er es der der maurischen war.

Die Giralde wurde von *Al Geber*, einem ausgezeichneten Mathematiker und Architekten erbaut, welcher unter der Regierung *Almanzor's*, gegen das Ende des XII. Jahrhunderts lebte. Es ist derselbe, welchem die Wissenschaft der *Algebra*, die durch die Araber zuerst in Europa bekannt wurde, ihren Namen verdankt. Die Araber waren überhaupt ausgezeichnete Mathematiker, und *Alphons der Weise* machte, als er seine astronomischen Tafeln verfertigte, Gebrauch von den Berechnungen der Sternkundigen in Granada. *Al Geber* war ein Eingeborner von Sevilla und soll die Giralda ursprünglich zu einer Sternwarte bestimmt haben. Die Höhe, welche er dem Thurme gab, war 280 Fufs. Erst nach der Vertreibung der Mauren, als die Kathedrale begonnen wurde, erhielt er eine Höhe von 364 Fufs. Auf der Spi-

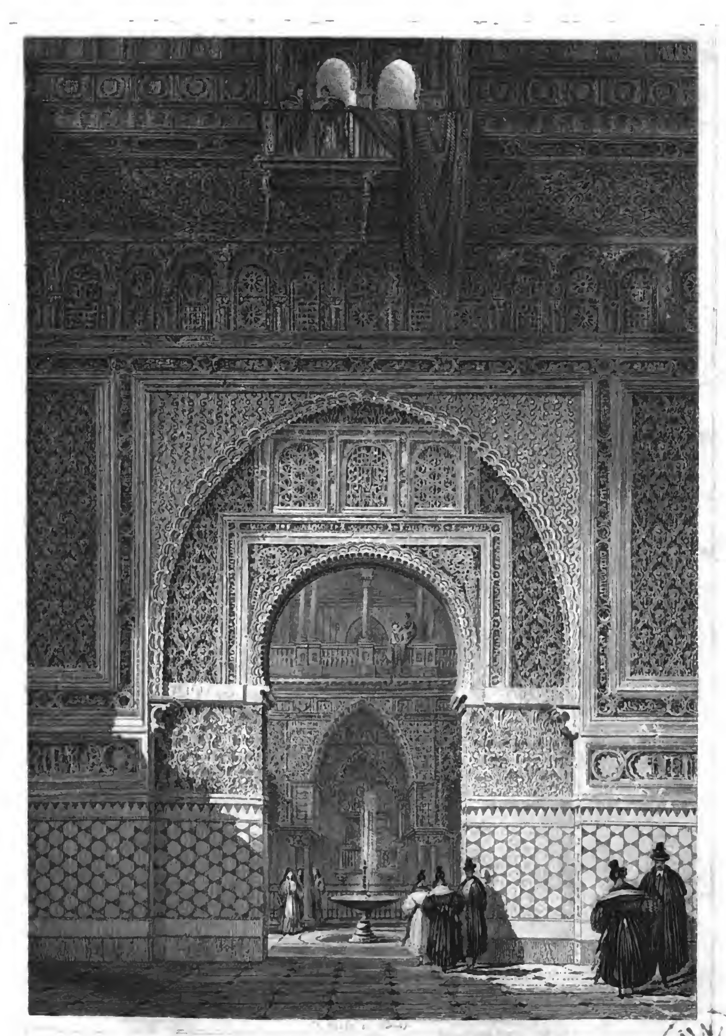
tze stand eine ungeheure eiserne, aber vergoldete Kugel, deren Glanz in der Entfernung, vorzüglich beim Mondlicht, Alles übertraf, was die Kunst bis dahin geschaffen hatte. Unmittelbar unter dieser Kugel war die Gallerie, von welcher die Muezzins das Volk zum Gebet ruften. Man gelangt zum höchsten Punkte des Thurmes mittelst einer Art von Wendeltreppe, welche statt der Stufen aus nur ein wenig geneigten, mit Ziegelplatten gepflasterten Flächen besteht, die sich längs den innern vier Seiten des Thurms allmählich hinaufziehen. Diese Flächentreppe ist hinlänglich breit und so wenig steil, dafs zwei Personen neben einander hinauf reiten können. *) Gegenwärtig erhebt sich auf der höchsten Spitze des Thurms, statt einer Wetterfahne, eine kolossale metallne Figur, das Symbol des Glaubens. Von der obersten Gallerie hat man den eben so umfassenden als Bewunderung erregenden Anblick zahlloser Kirchen, Thürme und Klöster, des alten ehrwürdigen *Alcazar*, der Amphitheater und Ruinen, der ungeheuern Kirche unmittelbar am Fufse der Giralda, der Masten, Raaen, Segel, Flaggen und Wimpel jenseits der rohen Mauern und verfallnen Thürme von Hispalis, der schattigen Wandelbahnen der Alameda und zahlloser anderer ma-

*) Der *Markusthurm (Campanile)* in *Venedig* hat ebenfalls eine solche Treppe. Napoleon soll auf derselben bis zur Gallerie hinauf geritten seyn. Man sehe den X. Jahrgang dieses Taschenbuchs (1832), S. 191.

lerischer Gegenstände, welche das reizendste und grofsartigste Panorama gewähren. Nur bildet im Sommer die verödete und verbrannte Landschaft aufserhalb der Stadt einen nichts weniger als angenehmen Hintergrund des Gemäldes.

Die eherne Figur der Giralda, mit ihrem antiken Palmzweige, ist bei den ältern Dichtern ein Gegenstand häufiger Anspielungen gewesen. Während der bürgerlichen Kriege der beiden Nebenbuhler um die königliche Herrschaft, *Don Pedro's* und *Heinrichs* von *Trastamara*, war das heilige Gebäude, so wie *Sevilla* selbst, oft der Zeuge und der Schauplatz heftiger und blutiger Kämpfe. Jeder von den beiden Brüdern hatte seine Verbündeten. Pedro der Grausame wurde von dem ritterlichen *Schwarzen Prinzen* (Eduard von England) und einer adeligen Kriegesmacht unterstützt, während den unrechtmäfsigen Heinrich der nicht minder tapfere *Bertrand du Gueselin* und die Blüthe der französischen Ritterschaft auf dem Throne zu erhalten strebte. Eine Reihe glänzender Gefechte, welche mit dem Siege von *Najara* endigte, erhob Don Pedro für eine Zeitlang auf den mit Blut besprützten Thron Aber noch ehe der englische Prinz ins Feld rückte, hatte sich schon Alles zu Gunsten des kühnen *du Gueselin* gestaltet, und Trastamara, vom Pöbel begünstigt, trieb seinen Gegner aus einer Stellung nach der andern, bis dieser kaum noch einen Fufs breit Landes befafs. Es gelang ihm mit seinen zwei Töchtern und einigen Anhängern aus seinem Palaste,





EINGANG DES GESANDTSCHAFTS-SAALS IM ALCAZAR

dem *Alcazar*, zu *Sevilla* zu entschlüpfen, sich zur Nachtzeit einzuschiffen, und den berühmten Strom des Königreichs hinab zu gleiten, welches er jetzt für immer verloren zu haben glaubte, späterhin aber durch das Glück der Waffen wieder eroberte.

Der *Alcazar*, ein prachtvolles Gebäude, wurde von *Abdalasis*, etwa ein halbes Jahrhundert vor der Eroberung Sevilla's durch Ferdinand den Heiligen, errichtet. Obwohl es, als Denkmahl maurischen Baustyls, den grofsartigen Ueberresten des *Alhambra* in Granada nicht an die Seite gestellt werden kann; so fesselt es dennoch, besonders durch die Gröfse und Schönheit seiner Gärten und Springbrunnen, die Aufmerksamkeit jedes kunstsinnigen Beobachters. Der Alcazar enthält 78 Gemächer, welche alle mit einander in Verbindung stehen. Die Decken und Wände sind wie im Alhambra reich mit Arabesken geschmückt, die noch ziemlich gut erhalten sind. Bei weitem der prachtvollste Bestandtheil des Gebäudes ist in dieser Hinsicht der *Gesandtensaal*. Der Fufsboden ist, wie in allen übrigen Gemächern, mit polirten Steinplatten belegt, welche die schönsten und mannichfaltigsten Zeichnungen und Muster bilden, und in Verbindung mit den Springbrunnen die erquikkendste Kühle hervorbringen. Die Wände bestehen aus einer Art von Stucco und sind in unendlicher Verschiedenheit mit goldnen und farbigen Arabesken bedeckt. Die kleinen Gemächer unmittelbar unter dem vorspringenden Balcon haben

kleine Oeffnungen, hinter welchen eine vergitterte Gallerie sich rings um den ganzen Saal erstreckt. Innerhalb dieser nicht uneigentlich so genannten „Jalousien" waren die Frauen des Harems den Blicken des Publikums entzogen, während sie selbst Alles, was im Saale war und vorging, beobachten konnten. Der obere Theil dieses Saals enthält eine Reihe von Bildnissen spanischer Könige, die mit dem *heiligen Ferdinand* beginnt; aber die gothischen Nischen, worin sie aufgestellt sind, contrastiren sehr mit dem maurischen Charakter des übrigen schönen Saales.

Durch den Eingang blickt man in den *Patio* oder Hof, mit seinem noch übrigen, verfallnen und verlafsnen Springbrunnen. Diesen Hof umgiebt eine Reihe weifser Marmorsäulen, welche eine Gallerie unterstützen, über der sich eine zweite ähnliche bedeckte Colonnade erhebt. Man hält diefs für das einzige Beispiel *doppelter* Colonnaden an maurischen Gebäuden, deren Styl nur die einfachen Säulenreihen für schön gelten liefs. Die ganze Bauart dieses Hofes steht überhaupt weit unter der des übrigen Gebäudes. Er gehört in die Zeit Peters des Grausamen, wo die maurische Baukunst schon im Verfall war.

Der Alcazar ist noch immer die königliche Residenz, wenn der spanische Hof seinen Aufenthalt in Sevilla nimmt. Das Gebäude wurde nicht nur unter *Don Pedro*, sondern auch später von *Karl V.* beträchtlich erweitert. *Philipp V.* war sogar Willens, seine Residenz von Madrid hie-

her zu verlegen, wurde aber durch politische Betrachtungen daran verhindert. Der Alcazar ist übrigens ein grofses und unregelmäfsiges Gebäude, welches bei seinem Gemisch von gothischem, arabischem und modernem Baustyl einen zwar seltsamen, dennoch aber sehr imposanten Anblick gewährt. Es gleicht in dieser Hinsicht gewissermafsen der St. Markus-Kirche in Venedig. Der freundliche Garten, so wie der ganze Palast und der Hof, ist mit einer starken und hohen Wallmauer umgeben, welche mit den Stadtwällen in Verbindung steht. Auf der höchsten Stelle dieser Mauer ist eine Terrasse, unter einer Arkade, die von zahlreichen Säulen getragen wird. Die Kapitäler und Gesimse sind ganz in maurischem Styl gearbeitet und einzig in ihrer Art. Woher sie genommen, oder zu welcher Zeit sie errichtet worden sind, ist nicht genau bekannt. Höchst wahrscheinlich gehörten sie zu ehemaligen, jetzt nicht mehr vorhandenen Bestandtheilen des Alcazar. Die Aussicht von dieser Terrasse ist wahrhaft bezaubernd: Sie umfafst die Kathedrale und zahlreichen andern Kirchen der Stadt, die römische Wasserleitung mit ihren vierhundert Bogen, und den Flufs, welchen man durch die Oeffnungen zwischen den Orangen-Gruppen erblickt. Der schattige Garten, der würzige Duft der Blumen und Früchte, und der Anblick des herrlichen, von Dattelpalmen umschlossenen Carmeliter-Klosters am jenseitigen Ufer des Stromes — Alles erinnert den entzückten Beschauer daran, dafs er

sich in einem Lustgarten maurischer Könige befindet.

Noch eine alterthümliche Merkwürdigkeit Sevilla's ist der s. g. *Goldne Thurm*, am Ufer des Guadalquivir, dessen Brücke und Ueberfahrt er beherrscht. Er hat die Form eines Achtecks und ist ursprünglich von den Römern erbaut, von den spätern Eroberern, Vandalen, Mauren und Spaniern aber wahrscheinlich noch verstärkt worden. Die drei ungeheuern Stockwerke, aus welchen er besteht, sind aus s. g. *Piedra labrada* (buchstäblich: gearbeiteter Stein) aufgemauert, einer äufserst festen Masse, deren Bestandtheile und Bereitungsart man jetzt nicht mehr kennt. Seiner Lage nach zu schliefsen, war der Thurm ohne Zweifel ursprünglich zur Beschützung der Schifffahrt errichtet. Die Mauren hatten hier eine Kette über den Strom gezogen, bis zum andern Ufer, wo die *Vorstadt Triana* liegt, welche mit der eigentlichen Stadt durch eine Schiffbrücke zusammenhangt. An dieser Stelle, oder doch in der Nähe sollen schon die Römer einen *unterirdischen Gang* von einem Ufer zum andern angelegt haben, der also unter dem Strombette wegging. Die Entdeckung dieses jetzt verschütteten Ganges soll vor etwa zehn Jahren erfolgt seyn. Der Name ,,Goldner Thurm" soll davon herrühren, dafs in ihm das erste Gold aufbewahrt wurde, welches die Eroberer der Neuen Welt nach Spanien schickten. Das Mauerwerk, durch welches der Thurm ehemals mit dem *Alcazar* zusammen-

hing, ist erst vor einigen Jahren abgetragen worden, um Platz für die neue Alameda zu gewinnen, welche man der jetzigen Königinn-Wittwe und Regentinn zu Ehren, die *Christine* genannt hat. Die erwähnte Schiffbrücke ist am Abende vor dem Festtage des Schutzheiligen der Vorstadt Triana mit zahllosen Lampen beleuchtet, deren Wiederschein in den Wellen des Stromes eine ganz eigne Wirkung macht. Hiezu kommen die vielen hundert Lichter und Laternen der Zigeunerinnen, welche ihre *Buñuelos* feil bieten. Die Bereitung dieser Leckerbissen der Spanier ist ein den Zigeunerinnen ausschliefslich eigner Gewerbszweig. Sie werden in Gegenwart des Käufers in Form eines Ringes, so grofs wie ein Piaster, aus Teig geknetet, dann in einer Pfanne mit Oel über einem Kohlenfeuer gelind gekocht und unmittelbar darauf an Ort und Stelle verzehrt.

Der Strom, welcher in alter Zeit selbst für grofse schwer beladene Fahrzeuge bis Cordova hinauf schiffbar war, ist, wie so manches Andere im heutigen Spanien, durch Vernachlässigung ganz nutzlos für die Stadt geworden. Nur kleine Barken können sich jetzt der Stadt Sevilla bis auf etwa drei Meilen nähern.

Unter den allgemeinen Volksbelustigungen der Einwohner von *Sevilla* nehmen, wie in Spanien überhaupt, die im übrigen gebildeten Europa mit Recht so verrufenen *Stiergefechte* den ersten Platz ein.

In frühern Zeiten wurde dieses Schauspiel

nach einem weit gröfsern Mafsstabe veranstaltet, und selbst Könige und Fürsten verschmähten es nicht, den Kampfplatz mit ihrer Gegenwart zu beehren. Die geringsten Sitze kosteten zwei bis vier Realen, und die für die höhern Stände, gegen Staub und Sonne geschützt, wurden mit zwanzig bis vier und zwanzig bezahlt. Wenn man aber zu den prachtvollen Ausstattungen der Arena die Gehalte der vorzüglichsten Stierkämpfer (*Toreadores*) und die Ausgaben für den Ankauf der Pferde und der auserlesensten Stiere hinzufügt, so mufs man sich immer noch über den ungeheuern Gewinn verwundern, den die Unternehmer dabei hatten und gewöhnlich zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden pflegten.

Dieses Schauspiel wird stets in der bessern Jahreszeit, am liebsten im hohen Sommer aufgeführt, wo der Stier am lebenskräftigsten und feurigsten ist und das Ganze unter freiem Himmel Statt finden kann. Es sind besondere Rassen von Thieren, welche eigens für diesen Zweck ausgesucht werden. Gedruckte Verzeichnisse gehen unter den Zuschauern von Hand zu Hand, und enthalten die Anzahl, die Namen und den Geburtsort der doppeltgehörnten Kämpfer.

Die Arena oder der Kampfplatz ist ein Amphitheater, um welches sich zwölf oder mehr Reihen von Sitzen, einer hinter und über dem andern, erheben. Nur die letzten, als die höchsten und entferntesten, sind bedeckt, und zwar durch die Logen, welche sich im obern Theile

des Gebäudes befinden. In manchen Städten werden, wenn kein anderer schicklicher Raum dazu vorhanden ist, die öffentlichen Plätze dazu hergerichtet. Der Anblick einer so grofsen Volksmenge, alle mit ihren besten Kleidern geschmückt und voll Ungeduld und gierigen Blicks dem Anfange des Schauspiels entgegen sehend, ist gewifs einzig in seiner Art und giebt zu manchen Betrachtungen Anlafs.

Die Eröffnung geschieht durch einen feierlichen Zug rings um die Arena, welcher theils zu Pferde, theils zu Fufse von den Kämpfern, die es mit den streitlustigen Stieren aufzunehmen gesonnen sind, unternommen wird. Alle sind aufs kostbarste und zierlichste gekleidet. Die *Picadores* (d. h. Stecher, Lanzenträger) haben den Kopf mit einem runden Hute bedeckt und über den Rücken einen kurzen Mantel geworfen, dessen Aermel lose herabhangen. Sie sitzen zu Pferde und haben ein hübsches, jägermäfsiges Ansehen. Die Fufskämpfer *(Chulos)* sind noch reicher gekleidet; sie tragen ein kurzes seidenes Wamms mit Borden eingefafst, eine Schärpe von glänzenden Farben, und über dem Haar ein grofses seidnes Netz, dessen Fransen weit über den Rücken hinabhangen. Hierauf begeben sich die *Toreadores* in zwei Reihen, durch blaue und rothe Wämmser unterschieden, queer über die Arena und machen dem Präsidenten ihre Verbeugung. In der Regel sind ihrer vierzehn, nämlich mit Einschlufs der zwei *Matadore* (Tödter, Todtschlä-

ger), von welchen jeder einen *Mediespada* (Halb-Degenträger) neben sich hat.

Das letzte Eröffnungs-Ceremoniell ist das *Despejo*, oder die Räumung der Arena, durch eine Abtheilung Infanterie, welche in Reihe und Glied, mit klingendem Spiel aufmarschirt, während die Zugänge geschlossen werden, sich aber, sobald der Kampf beginnen soll, mit Blitzesschnelle auflöst und hinter die Schranken begiebt, welche die Arena einschliefsen.

Die Reiter nehmen nun zur Linken des Thores, durch welches ihr vierfüfsiger Gegner erscheinen soll, etwa 30 Schritte in der Richtung von den Schranken, ihren Platz ein. Die Fufskämpfer stehen näher, um im Fall der Noth Beistand leisten zu können. Jetzt nähern sich zwei berittene Alguazils, in schwarzer Kleidung und Perrücke, langsam und feierlich dem das Amt eines Präsidenten versehenden Gouverneur oder Corregidor, um von diesem den Befehl zur Eröffnung der Schranken zu empfangen. Dieser wirft den Schlüssel zum *Torril*, oder zu dem Käfiche der Stiere, in die Arena, wo er von einem der Alguazils geschickt mit dem Hute aufgefangen und dem Oberaufseher übergeben wird. Die Alguazils ziehen sich nun, da sie nichts mit den Stieren zu schaffen haben mögen, so schnell als möglich zurück, denn schon im nächsten Augenblick öffnet sich, auf ein Zeichen des Präsidenten mit dem Taschentuche, das Thor des Käfichs und der König der Heerde stürzt wildschnaubend heraus

auf die Arena, wo er mit lautem Freudengeschrei und Händeklatschen von der gesammten Zuschauermasse empfangen wird.

Der erste Akt des Kampfes beginnt mit den *Picadoren*, von welchen der dem Stiere zunächst in den Weg kommende sogleich angefallen wird. Da jene schon in Bereitschaft stehen, so wird er sogleich zurückgewiesen. Unternimmt nun das Thier muthig einen zweiten Angriff, so ist das eine Auffoderung zu neuen Beifallsbezeigungen von Seiten der Zuschauer. Scheint er aber bestürzt und unentschlossen, so wird er mit lautem Zischen und Murren bestraft. Man erklärt ihn für den gemeinschaftlichen Feind des Publikums, der das sehnlich erwartete Vergnügen des Tages zu vereiteln die Absicht habe, und überhäuft ihn mit Verwünschungen, auch wohl, wenn er den Schranken und den vordern Bänken allzunahe kommt, mit Schlägen und Steinwürfen. Wenn alle diese Mittel nichts helfen, seinen Muth aufzufrischen, so wird er der Ehre, mit Menschen zu fechten, für ganz unwürdig erklärt und man läfst, zur grofsen Belustigung für Vornehme und Geringe, die Hunde auf ihn los. Mit diesen wird der Stier nun allerdings bald fertig; aber der Kampf wird heftiger, immer neue Hunde erscheinen auf das Geschrei der Zuschauer: „*Perros! Perros!*" (Hunde! Hunde!) in der Arena, bis ihm endlich der Matador das Garaus macht.

Zeigt sich hingegen der Stier, nachdem er bei seinem ersten Angriffe auf den Picador zu-

rückgeworfen worden, nichts weniger als beschämt und muthlos, sondern vielmehr entschlossen, den Kampf zu erneuern: so überhäufen ihn die Zuschauer mit den gröfsten Lobsprüchen und Beifallsbezeigungen, welche auch den Picadoren zu Theil werden, wenn diese besondere Geschicklichkeit, Tapferkeit und Kaltblütigkeit beweisen. Wird ein Pferd niedergeworfen oder von den Hörnern des Bullen durchbohrt, so entsteht augenblicklich das tiefste Stillschweigen und ängstliches Harren, bis man sich überzeugt hat, dafs dem Reiter kein Unglück widerfahren ist. In einem solchen Falle, wenn nämlich das Pferd geworfen worden, müssen die Fufskämpfer (*Chulos*) herbeieilen und die Aufmerksamkeit des Stiers durch Entfaltung einer rothen Fahne vom Reiter ab- und auf sich selbst zu lenken suchen. Da aber der *Chulo* keine Waffen hat, um sich das auf ihn zuspringende Thier vom Leibe zu halten, so bleibt ihm kein anderes Rettungsmittel übrig, als ihm einige Stücke rothen Zeuges in den Weg zu werfen, an welchem der Stier seine Wuth ausläfst. Nicht selten ist der Chulo aber auch genöthigt, über das Geländer zu springen und es ereignet sich dann auch wohl, dafs sein Feind ihm nachsetzt, so dafs er gezwungen ist, die zweite Schranke zu überspringen.

Der gestürzte Reiter hat unterdessen ein zweites Rofs bestiegen und ist wieder streitfertig. Es sind Fälle vorgekommen, wo ein und derselbe Picador nach und nach 10 bis 12 Pferde während

eines einzigen Gefechts verloren hat. Die Geschicklichkeit und der Muth dieser schönen Thiere sind ebenfalls Gegenstände der Bewunderung und allgemeinen Lobpreisung. Auf die Picadoren folgen nun abermals die Chulos und setzen durch die Gewandtheit, mit welcher sie den Angriffen des wüthenden Stiers zu entschlüpfen wissen, die Zuschauer in neues Erstaunen. In demselben Augenblicke, wo er sie in die Luft zu schleudern droht, befestigen sie eine Art kleiner Pfeile, *Banderillas* (Fähnchen) genannt, welche an dem einen Ende mit Widerhaken und am andern mit kleinen Fahnen versehen sind, an seinem Halse, wodurch die Angst und die Wuth des Thieres immer höher gesteigert wird. Einer von den Chulos um den andern sinnt auf neue Kunstgriffe, das Thier zur Fortsetzung des Kampfes zu reizen, bis sie allmählig die Kräfte und Streitlust ihres gemeinschaftlichen Feindes erschöpfen.

Endlich wird das Publikum ungeduldig, ein neuer Akt des Schauspiels mufs beginnen, und der Präsident giebt unter Trompeten- und Paukenschall das Zeichen zur Erlegung des Stiers. Der *Matador* ist jetzt der einzige Held des Schauplatzes. Mit einem langen Degen bewaffnet und einer Fahne in der andern Hand, welche er hin und her schwingt, nähert er sich dem Thiere. Beide Feinde behalten einander bei jedem Schritte und jeder Bewegung fest im Auge, und der Stier rafft noch seine letzten Kräfte zusammen, um einige Angriffe zu machen. Ein geschickter Mata-

dor aber weiſs ihnen zu begegnen und verlängert absichtlich, zur Unterhaltung der Zuschauer, alle diese Manoeuvres, bis es endlich Zeit ist, dem Spiele ein Ende zu machen. Das Thier scheint sein Vorhaben zu errathen; jeder beobachtet die Bewegungen des andern mit einer Aengstlichkeit und Vorsicht, welche die Zuschauer in schweigender und ungeduldiger Spannung erhält. Gelingt es dem Matador, den Bullen mit einem einzigen Streiche zu tödten, dann hat der Beifallssturm keine Gränzen; muſs er aber seine Streiche wiederholen oder miſslingt ihm gar das ganze Kunststück, dann darf er auch auf lautes Murren, Verhöhnungen und Schimpfwörter aller Art gefaſst seyn. Den Beschluſs machen drei Maulthiere, welche, mit Glöckchen und Fahnen geziert, die Arena betreten. Sie werden an die Hörner des getödteten Stiers gespannt und schleppen ihn mit Schimpf und Schande von dem Schauplatze seiner Groſsthaten hinweg, um Raum für ein zweites Opfer der noch immer nicht gesättigten Schaulust des Publikums zu machen. Gewöhnlich beginnt das Spiel um zehn Uhr Vormittags und es fallen bis zur Mittagszeit sechs Kämpfe vor, zwei Mal so viel aber des Nachmittags.

Zuweilen entschlieſst sich, auſser den gewöhnlichen Picadoren, Chulos und Matadoren, auch ein rüstiger Kämpe aus dem Publikum, etwa ein Cavalier oder der Anbeter einer Schönen, seinen Sitz zu verlassen und sich auf den Kampfplatz zu begeben, um sich unter den Augen sei-

nes Königs oder seiner Herzensgebieterinn auszuzeichnen.

Die Kunst des Stiergefechts hat, wie die Fechtkunst überhaupt, ihre gewissen Regeln und einer der berühmtesten Toreadoren, Namens *Pepehillo*, hat ein eigenes Werk darüber geschrieben, welches unter dem Titel „*la Tauromaquia*" bekannt ist und als Codex dieser Kunst betrachtet wird. Indessen ist er selbst als Opfer seines Gewerbes und zwar in einem Augenblicke gefallen, wo er seinem gehörnten Gegner den Gnadenstofs zu geben im Begriff war. Noch im vorigen Jahrhunderte waren geschickte Stierfechter bei den Einwohnern von *Sevilla*, *Toledo* und *Madrid* in so grofsem Ansehen, als es anderwärts nur immer die berühmtesten dramatischen Künstler seyn können. Aber auch jetzt noch ist ein Stiergefecht ein allgemeines Volksvergnügen. Zehn bis zwölf Meilen weit kommen Leute aller Stände, dem Schauspiele beizuwohnen. Ein Mann kann gegen den Ungehorsam seiner Frau kein wirksameres Mittel anwenden, als wenn er ihr droht, sie von diesem Vergnügen auszuschliefsen. *Karl III.* machte den Versuch, dieser dem häuslichen Sinne und dem Volkscharakter nicht weniger als dem stillen Erwerbfleifse nachtheilige Vergnügungswuth Schranken zu setzen. Er hatte einen persönlichen Abscheu vor allen Stiergefechten und der Minister *Florida Blanca* ging in seine Ansichten ein. Es wurde zuvörderst die Anzahl der Stiergefechte vermindert, und in Madrid nur ge-

stattet, dafs alte abgelebte Stiere dazu verwendet werden sollten, wodurch natürlich das Ganze allen Reiz für den grofsen Haufen verlor. Indessen fand sein Sohn und Nachfolger *Karl IV.* eben so grofsen Geschmack an dem Volksvergnügen, als sein Vater Widerwillen dagegen gehabt hatte, und stellte bald nach seiner Thronbesteigung Alles im vorigen Zustande wieder her. *Andalusien* ist unter allen spanischen Provinzen am meisten durch die Vollkommenheit seiner Stiergefechte berühmt, und *Sevilla* kann in dieser Hinsicht als die vorzüglichste Stadt betrachtet werden. Als die Nachricht hier eintraf, dafs *Karl IV.* die Befehle seines Vaters widerrufen habe, entstand ein so allgemeiner Jubel, als ob einer der gröfsten Siege erfochten und verkündigt worden wäre. So weit geht die Wuth für diese Belustigung, dafs sogar die *Kinder* aller Stände Stiergefecht spielen. Ein Knabe übernimmt die Rolle des Stiers, indem er sich ein Brett mit Hörnern am Kopfe befestigt und damit auf seine Gegner, welche mit hölzernen Degen bewaffnet sind, losgeht. Zuletzt fällt er nieder und stellt sich todt.

Das Amphitheater in *Sevilla* ist noch immer das gröfste und schönste in ganz Spanien. Es ist theils von Holz, theils von Stein erbaut und kann gegen 12,000 Zuschauer aufnehmen. Die Sitzbänke erheben sich bis acht Fufs über die Arena und werden rückwärts von einer Gallerie mit Logen überragt, welche für die Reichen und Vornehmen bestimmt ist. Die unterste Reihe ist durch

eine Brustwehr geschützt, und Schranken von sechs Fuſs Höhe laufen rund um die Arena, so daſs ein hinlänglicher Raum zwischen dieser und den niedrigsten Sitzen vorhanden ist. Die Schranken haben in angemessenen Entfernungen Oeffnungen, durch welche die Chulos oder Fuſskämpfer, wenn sie vom Stiere verfolgt werden, entschlüpfen können.

Die Stiergefechte sind ohne Zweifel ein Ueberrest jener blutigen Kampfspiele, an welchen schon die alten Römer so groſses Wohlgefallen fanden und zu deren Aufführung in allen römischen Städten zum Theil sehr prachtvolle Amphitheater erbaut wurden, deren Ruinen noch heutiges Tages unsere Bewunderung erregen. Auſser diesen Spielen aber hat Sevilla noch in seiner Nachbarschaft ein anderes und anziehenderes Denkmahl der Römerherrschaft aufzuweisen. Es sind dieſs die Ruinen der Stadt *Italica*. Diese ansehnliche Stadt der ehemaligen *Hispania baetica* wurde von *Publius Scipio* im zweiten Punischen Kriege, nachdem die Karthager aus diesen Gegenden vertrieben worden, angelegt, und war eine Municipal-Stadt. Kaiser *Hadrian*, welcher, so wie *Trajan* und der Dichter *Silius*, aus ihr gebürtig war, ertheilte ihr die Rechte einer römischen Colonie. Die Ueberreste dieser Stadt liegen etwa eine teutsche Meile nördlich von Sevilla, am linken Ufer des Guadalquivir. Nahe dabei befindet sich das Kloster *San Isidro*, dessen Bewohner eine reiche Sammlung römischer Alterthü-

mer angelegt haben. Während Sevilla zur Zeit Napoleons in Besitz der Franzosen war, wurden viele Nachgrabungen angestellt und manches schätzbare Bruchstück alter Gebäude und Kunstwerke aufgefunden. Vieles dieser Art liegt vernachlässigt in einem finstern Gemache des Alcazar. Wahrscheinlich haben die beiden erwähnten Kaiser Hadrian und Trajan, das Meiste zur Verschönerung ihrer Vaterstadt beigetragen. Man erzählt, dafs *Italica* durch ein Erdbeben zerstört worden sei, was auch, dem Anblicke der Ruinen nach zu urtheilen, sehr wahrscheinlich ist, denn keine menschliche Macht hätte diese Masse von Steinen und Trümmern so durch einander werfen können. Manches Bruchstück ist schon von den Mauren bei der Erbauung der Stadt Sevilla verwendet worden und ein grofser Theil mag noch unter Schutt und Erde verborgen liegen. Wie in Pompeji können die Einwohner bei ihrer Flucht keine Zeit gehabt haben, bedeutende Kostbarkeiten mit fortzunehmen und es dürfte sich bei regelmäfsigen und ausgedehnten Nachgrabungen noch Vieles in dem Zustande finden, wie es die unglücklichen Einwohner verlassen haben. Es ist aber zu bedauern, dafs in Sevilla und in der ganzen dortigen Gegend, selbst unter den höhern und gebildetern Ständen, kein Sinn für Alterthumskunde angetroffen wird. Man ist nicht einmal dafür besorgt, das noch Vorhandene vor gänzlichem Untergange zu schützen. Als vor einigen Jahren der Guadalquivir in Begriff war, die Ruinen zu über-

schwemmen, dachten die Behörden keineswegs daran, einen Damm zum Schutz derselben aufzuführen, oder vielmehr, sie bildeten aus Bruchstücken des Amphitheaters selbst eine Art Bollwerk, wodurch das Wasser aufgehalten werden sollte, was jedoch von keinem Erfolg war. Am besten ist noch das Amphitheater, welches 290 Fufs lang, 200 Fufs breit gewesen ist, und ein schöner Fufsboden von Mosaik erhalten. Der letztere aber verschwindet von Jahr zu Jahr immer mehr, da fast alle Fremden, besonders die Engländer, Stücke davon mit hinwegnehmen. Die Arena des Amphitheaters wird als Getraidefeld benutzt.

III.

DIE INSELN TRISTAN DA CUNHA.*)

Der portugiesische Admiral *Tristan da Cunha*, Befehlshaber einer von Lissabon nach Ost-Indien bestimmten Flotte, kam im J. 1506 so weit nach Süden, dafs mehre seiner Soldaten und Matrosen vor Kälte zu Grunde gingen. Er entdeckte aber auf diesem Wege die wüsten Inseln, welche noch jetzt seinen Namen führen. Die vorzüglichte liegt unter 37° 5′ südlicher Breite und 14° 3′ westlicher Länge von Paris.

Es ist sehr wahrscheinlich, dafs Tristan da Cunha nach dem bei allen europäischen Seefahrern angenommenen Gebrauche, von den neu entdeckten Inseln im Namen seines Königs Besitz genommen haben werde. Indessen scheint Portugal keinen Werth auf diese Entdeckung gelegt zu haben,

*) *Nouvelles Annales des Voyages* etc. 1835, Dezbr. Hft. S. 272 u. ff. Ein Auszug aus dem 1832 zu London erschienenen Buche: *A Narrative of a nine months residence in New-Zealand* in 1827; together with a *journal of a residence in Tristan d'Acunha* etc. by *Aug. Earle*.

wohl aber verzeichneten sie die Geographen auf ihren Karten und in ihren Werken. *D'Après de Manevillette* beschrieb die Inseln in seinem Werke *Neptune oriental.* *Halley*, der bekannte englische Astronom, welcher am Schlufs des XVII. Jahrhunderts eine Reise nach der südlichen Halbkugel machte, deren Beschreibung aber erst 1775 durch seinen Landsmann *Alexander Dalrymple* herausgegeben wurde, bestimmte die geographische Länge der südlichsten Insel der Gruppe. In den Jahren 1783 bis 1793, wo bereits zahlreiche Expeditionen zum Behuf des Walfischfanges nach dem südlichen Eismeere unternommen wurden, besuchten verschiedene Seefahrer die Inseln Tristan da Cunha. *Sir Georg Staunton*, welcher 1792 die unter Lord Macartney nach China segelnde brittische Gesandtschaft begleitete, giebt folgende Nachrichten von diesen Inseln, an welchen die Engländer am 3. Dezbr. vorüber fuhren:

„Die gröfste allein führt den Namen *Tristan da Cunha*" (oder minder richtig *d'Acunha*), „die beiden andern heifsen *Inaccessible* (die Unzugängliche) und *Nightingale* (Nachtigall). Die Unzugängliche verdient in der That diesen Namen, denn sie besteht aus einem ganz kahlen Felsen von etwa 9000 Fufs Umfang. Am südlichen Ende ist eine sehr hohe, abgesonderte Spitze, die auf 12 bis 14 Lieues weit gesehen werden kann. Die Insel Nachtigall ist von unregelmäfsiger Gestalt. Man bemerkt in der Mitte eine Vertiefung und am südlichen Ende mehre kleine felsige Ei-

lande oder Klippen. Ihr Umfang ist etwa 8 (engl.) Meilen und man erblickt sie 7 bis 8 Lieues weit. An der nordöstlichen Küste soll ein Ankerplatz seyn. Die dritte oder gröfste Insel, *Tristan da Cunha* ist sehr hoch und auf 25 Lieues weit sichtbar. Sie mag 15 engl. Meilen im Umfang haben. Die Nordküste scheint sich senkrecht mehr als 1000 Fufs über das Meer zu erheben; dann läuft die Oberfläche eben wie ein Plateau gegen die Mitte der Insel fort. Am Ende dieser Ebene ist ein sehr hoher kegelförmiger Berg, der viel Aehnliches mit dem Pik von Teneriffa hat, wenn man denselben von der Bay Santa Cruz aus betrachtet.“ . . . . . .

Einige Wochen darauf, als die Engländer hier gewesen waren, besuchte die gröfsere Insel im Vorbeigehen der von Brest kommende französische Botaniker *Aubert du Petit-Thouars*, als er sich nach Ile de France begeben wollte. Das Ufer war mit zwei Gattungen von Phoken bedeckt, welche so wenig an den Anblick von Menschen gewöhnt waren, dafs sie kaum Platz machten. Aufserdem wimmelte der felsige Strand von Fettgänsen (Pinguinen), die sich ohne Mühe mit den Händen fangen liefsen. Als er botanische Forschungen anstellen wollte, fand er grofse Schwierigkeiten, auf diesem noch im Naturzustande befindlichen Boden vorwärts zu dringen, welcher mit einer rohrähnlichen Grasgattung bedeckt war. Die Ufer eines Baches, welcher eine Cascade bildete, waren mit Farrenkraut und Frauenhaar ein-

gefafst; an andern Stellen wucherte ein Strauch von dem Geschlecht *Phylica.* Die abgestorbnen, unter einander verwickelten und aufgehäuften Stämme waren eine unübersteigliche Schranke, und nur mit vieler Mühe konnte der Reisende etwa funfzig Pflanzen einsammeln, welche ihm sämmtlich neu zu seyn schienen.

Seit jener Zeit wurde dieser kleine Archipel häufiger von Seefahrern besucht. In den ersten Jahren des XIX. Jahrhunderts liefs sich ein Nordamerikaner, Namens *Lambat*, hier nieder und erklärte sich zum Beherrscher desselben durch ein Manifest, welches die damaligen englischen und amerikanischen Zeitungen bekannt machten. Er pflanzte Baumwolle und Waizen an, welche gut fort kamen. Indessen finden wir nicht, dafs er lange im Besitz der Inseln geblieben, wissen auch nicht, was aus ihm geworden ist.

Zu der Zeit, als der berühmte Gefangene von *St. Helena* der brittischen Regierung, trotz seiner strengen Bewachung, fortwährend Besorgnisse einer etwanigen Flucht einflöfste, wurde nicht blofs auf der Insel *Ascension*, sondern auch auf *Tristan da Cunha* ein Militärposten aufgestellt. Eine Compagnie Artillerie wurde 1816 hergeschickt, aber 1821, nach Napoleons Tode, wieder zurückberufen. Nur einige Mann blieben freiwillig zurück.

Im J. 1824 befand sich *August Earle*, ein englischer Zeichner, welcher bereits viele Länder in Europa und Amerika durchstreift hatte, zu

Rio Janeiro, wo er seine Kunst ausübte. Mit guten Empfehlungsbriefen an *Lord Amherst* versehen, welcher damals als General-Gouverneur von Ostindien auf der Reise dahin begriffen war, beschlofs *Earle*, sich nach dem Cap zu begeben, sich dem Lord vorzustellen und mit diesem nach Calcutta zu gehen. Voll Ungeduld, die Ankunft eines nach dem Cap bestimmten Schiffes abzuwarten, war er verwegen genug, sich auf einer elenden Schaluppe einzuschiffen, welche Erdäpfel nach der brittischen Colonie zu bringen in Begriff war. Die Abreise erfolgte am 17. Febr. 1824; aber widrige Winde verzögerten die Fahrt und, obschon das Fahrzeug am 6. März im Angesichte des Archipels *Tristan da Cunha* angekommen war, so konnte doch erst am 26. eine Landung auf der grofsen Insel bewerkstelligt werden.

„Am nördlichen Rande der Insel" — erzählt unser Abenteurer — „erstreckt sich eine lange, niedrige und mit Pflanzenwuchs bedeckte Landspitze ziemlich weit ins Meer. Am Ende derselben sieht man einen Mastbaum mit einer Flagge und längs der Spitze zieht sich die Bay von *Falmouth* landeinwärts. Als wir diesem kleinen Meeresarme gegenüber angekommen waren, gewahrten wir mehre Häuser am Fufse des Berges und auf einem derselben wehte die englische Flagge. Bald kam uns vom Ufer ein Boot entgegen. Die Leute darauf waren sehr erfreut über unsern Besuch; denn nur äufserst selten kommen Schiffe hier an. Sie sagten unserm Capitän, dafs er mit

voller Sicherheit vor Anker gehen könne, so lange kein Nordwind herrschte; in dem Augenblicke aber, wo dieser sich einstellen würde, müsse er so schnell als möglich die Anker lichten und die hohe See zu gewinnen suchen.“

Die Schaluppe blieb eine halbe Meile von der Küste, der Bay von Falmouth gegenüber, liegen, um noch mehr Erdäpfel einzunehmen, woran die Colonisten grofsen Ueberflufs hatten. Da dieses Geschäft einige Zeit erfodern würde, so entschlofs sich unser Engländer, mit dem Boote, nur von seinem Hunde, seinem Mantel und seiner Mappe begleitet, einen kurzen Besuch auf der Insel zu machen und in der Geschwindigkeit seine Sammlungen mit einigen Skizzen zu bereichern. „Der Anblick der Insel“ — sagt er — „hat in dem Mafse, als man sich dem Ufer nähert, wirklich etwas Schauderhaftes. Das Meer bricht sich gewaltsam an den Felsen, welche sich kaum über den Wasserspiegel erheben, und ist daher längs der Küste mit einem weifsen Schaume bedeckt. Nur die Boote der Walfischfänger können mit Sicherheit eine Landung hier versuchen. Alles zeigt an, dafs die Insel ein ausgebrannter ehemaliger Vulkan ist. Als ich aus dem Boote gestiegen war, führte mich der Weg über eine Bank schwarzer Lava, welche plötzlich gegen das Meer scharf abgeschnitten war, so dafs der Strand hier an 50 Fufs senkrechte Höhe hatte. Die Oberfläche der Bank ist eine Ebene, die sich bis zum Fufse eines Berges erstreckte. Sie ist mit

einer groben Gattung von Gramineen bedeckt, von den Ansiedlern *Tussek* genannt, welche büschelweise beisammen steht und wie kleines Rohr aussieht. Beim Wohnplatze angekommen, der aus einem halben Dutzend mit jener Gräsergattung gedeckter Häuser besteht, fand ich zwei Frauen und mehre Kinder, welche sämmtlich sehr vergnügt waren, einen Fremden zu sehen. Die Wohnungen und Alles, was sie umgab, hatten ein wahrhaft englisches Ansehen von Reinlichkeit, Bequemlichkeit und Wohlstand. Man brachte mir sogleich ein Gefäfs mit frischer Milch und ich nahm mit diesen gastfreien Menschen, die mir alle mögliche Aufmerksamkeit bewiesen, mein Mittagsmahl ein.“

Am folgenden Tage war die Schiffsmannschaft mit dem Verpacken der eingekauften Vorräthe beschäftigt und *Earle* vertrieb sich die Zeit mit Besichtigung der Insel und Zeichnen. Am 28. blies der Nordwind so stark, dafs das Boot nicht abfahren konnte, aber die Schaluppe blieb auf der hohen See. Als sich am 29. der Wind vermindert hatte, machte *Earle* Anstalten zur Abfahrt. Er hatte Verschiedenes eingekauft und das Boot schon bestiegen, als die Schaluppe, ohne ihn zu erwarten, in die hohe See hinaus segelte. Der Reisende glaubte, sie wolle nur s. g. Schläge machen, wie es beim Laviren zu geschehen pflegt, und wartete ruhig einige Stunden, vollkommen überzeugt, sie bald zurückkommen zu sehen. Aber das Schiff setzte seinen Weg fort und *Earle* sah

es nicht wieder. Er fafste indessen keinen Groll gegen den Capitän. Der Sturm war mehre Tage lang so heftig und die Brandung so aufserordentlich stark, dafs eine Annäherung des Schiffes an die Insel augenscheinlich unter die Unmöglichkeiten gehörte. Aber endlich, am 31., legte sich der Wind und es trat schönes Wetter ein. Gleichwohl war keine Spur des Schiffes zu sehen, und es blieb nun kein Zweifel, dafs es entweder zu Grunde gegangen sei oder seine Fahrt nach dem Cap fortgesetzt habe. Im ersten Falle mufste sich *Earle* glücklich schätzen und der Vorsehung danken, dafs sie ihn gerettet hatte.

Indessen war seine Lage nichts weniger als angenehm, und er sah bald ein, dafs er seine Neugier theuer werde bezahlen müssen. Nur ein einziger Matrose von der Schaluppe war mit ihm auf der halb wüsten Insel zurück geblieben, und beide hatten keine andern Kleidungsstücke, als die, welche sie am Leibe trugen. Ueberdiefs war der Winter vor der Thüre und gar keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, dafs ein anderes Schiff so spät im Jahre diese rauhe Küste besuchen werde. Aber da war kein Ausweg. Beide mufsten sich, so gut es gehen wollte, in ihr Schicksal fügen und zu einem vor der Hand bleibenden Aufenthalt ohne Verzug Anstalt machen.

Die Hauptperson der kleinen Gemeinde und der eigentliche Gouverneur der Insel war ein Schotte, Namens *Glafs*, ehemaliger Korporal des Artillerie-Fuhrwesens, ein guter und freundlicher

Mann, der sich gegen unsern Maler und seinen Begleiter, den Matrosen, äufserst gastfreundlich benahm. Der Letztere war mit seiner neuen Lage bald ausgesöhnt. Er befand sich jetzt in der Gesellschaft von Leuten seines Gleichen und wufste, dafs sein Matrosensold unterdessen fortlief und beträchtlich anwachsen würde. Die Frau des Gouverneurs, Madame *Glafs*, war eine Kreolinn vom Cap. Er selbst hatte zu der Besatzung gehört, welche die brittische Regierung, wie oben erwähnt, während Napoleons Aufenthalt auf der Insel St. Helena, nach *Tristan da Cunha* geschickt hatte. Als diese Besatzung, welche aus 50 Hottentotten vom Cap bestand, zu deren Anführer *Glafs* ernannt wurde, auf der Insel ankam, fanden sie als einzige Bewohner derselben einen alten Italiäner, Namens *Thomas*, und einen portugiesischen Mulatten, von verdächtigem Aussehen. Diese waren, nach ihrer Erzählung, die letzten noch am Leben Gebliebnen von den oben erwähnten Ansiedlern, welche hier unter der Anführung *Lambat's* sich niedergelassen hatten, aber nebst demselben bei der Ueberfuhr nach einer der benachbarten Inseln ertrunken seyn sollten. Es fiel aber späterhin ein starker Verdacht sowohl auf den Italiäner, als den Portugiesen, dafs sie beide nicht ohne Antheil an dem Untergange jener Leute geblieben seyn möchten. Der Portugiese benutzte die nächste Gelegenheit, die Insel zu verlassen, aber der Italiäner, der viel Geld hatte, blieb und wurde bald der gute Freund aller Soldaten, die

er oft zechfrei zu halten pflegte. Er gestand eines Tages, als er berauscht war, dafs er einen Schatz irgendwo vergraben habe, die Stelle aber nur demjenigen zeigen wolle, den er am meisten liebe. Ein plötzlicher Tod raffte ihn unversehens weg, ohne dafs jemand von dem Schatze nähere Kunde erlangt hätte. Ueberall wurden, obwohl vergebens, die eifrigsten Nachgrabungen angestellt. Auch *Earle* war in dieser Hinsicht nicht glücklicher.

Der Nächste im Range nach dem Gouverneur war ein ehemaliger Matrose, Namens *Taylor*, welcher jetzt beim Auslaufen des Bootes das Steuerruder lenkte und, nach dem allgemeinen Gebrauch, in dieser Eigenschaft ein gewisses Ansehen über andere Matrosen behauptete. Die Art, wie er nebst noch einem Kameraden, auf die Insel gekommen, war sehr bemerkenswerth. Während des Aufenthalts der brittischen Besatzung war die Insel von Zeit zu Zeit durch die Eskadre der Cap - Station besucht worden. *Taylor* und sein Kamerad befanden sich auf einer Goelette, welche dem Admiral als Begleitungsschiff diente. Zuweilen wurden beide Matrosen auch mit ans Land beordert, und bei dieser Gelegenheit besuchten sie, nachdem die Soldaten schon abgezogen waren, den Korporal *Glafs*. Seine Lage gefiel ihnen dermafsen, dafs sie beschlossen, nach England zurück zu kehren, dort ihren Sold in Empfang, zugleich aber auch ihren Abschied zu nehmen, und nachdem sie allerlei landwirthschaftliche

Gegenstände eingekauft haben würden, sich wieder nach *Tristan* zu verfügen und bei *Glafs* sich niederzulassen. Gesagt, gethan! Aber leider waren die Versuchungen, für das empfangene Geld sich allerlei sinnliche Genüsse zu verschaffen, zu grofs, als dafs sie denselben hätten widerstehen können. Bald erblickten sie den Boden ihrer Kasse und nun beschlossen sie abermals, das früher gefafste Vorhaben ins Werk zu richten. Sie verfügten sich nach der Admiralität und stellten dort ihre Lage vor, dafs sie beide gegen zwanzig Jahre in der Marine gedient, mehre Wunden empfangen hätten und also wohl zu einer Pension berechtigt seyn dürften. Sie wollten indessen gern darauf verzichten, wenn man ihnen eine freie Ueberfahrt nach Tristan da Cunha bewilligen würde. Zugleich schilderten sie dem versammelten Conseil die Niederlassung des Korporals *Glafs*, und wie glücklich sie seyn würden, wenn sie sich mit ihm vereinigen dürften. Die Herren von der Admiralität nahmen keinen Anstand, diesem Verlangen der beiden Matrosen zu willfahren und schon auf dem nächsten nach dem Cap bestimmten Fahrzeuge schifften sie sich ein und hatten das Vergnügen, die Ansiedlung auf der Insel zu vermehren. Nur der Gefährte Taylor's verlor nach einigen Jahren den Geschmack an diesem einsamen Leben und kehrte, als ein fremdes Schiff hier eintraf, in sein Vaterland zurück. An seine Stelle trat bald ein gewisser *Richard*, ein ehemaliger Schiffskoch, auf einem von London nach dem süd-

lichen Eismeere segelnden Walfisch-Fahrzeuge, welches an der Küste von Tristan Schiffbruch litt.

Der jüngste von der Gesellschaft hiefs *White*. Er war ebenfalls Matrose und zwar auf einem nach Ostindien bestimmten Schiffe gewesen, welches an einer der andern beiden Eilande dieses Archipels zu Grunde gegangen war. Während seiner Reise hatte er eine lebhafte Neigung zu einem jungen Dienstmädchen an Bord des Schiffes, einer portugiesischen Mulattinn aus Bombay, gefafst und diese hatte sich entschlossen, sein Schicksal zu theilen.

Aus diesen sieben Personen, unsern *Earle* mit eingeschlossen, nebst den Kindern der beiden Familien, deren Zahl nicht angegeben ist, bestand also für jetzt die gesammte Bevölkerung der Insel. *Earle* wurde einstimmig zum Kaplan und Schullehrer ernannt. Jeden Sonntag wurde regelmäfsig Gottesdienst nach dem anglicanischen Ritus gehalten, welchem auch die an diesem Tage mit ihren besten Kleidern angethanen Kinder beiwohnen mufsten. *Earle* las die Gebete und *Glafs* versah die Stelle des Küsters. Die Aeltern nahmen sehr Theil an den Fortschritten, die ihre Kinder im Lernen machten.

Earle hatte nun hinlängliche Mufse, eine Beschreibung der Insel zu entwerfen. Die erwähnte Fläche zwischen dem Fufse der Gebirge und dem Meere, wo sie 50 Fufs tief plötzlich abfällt, ist 5 engl. Meilen lang und $\frac{3}{4}$ Meilen breit. Sie ist

in der Gegend, wo die Ansiedler ein Stück Land urbar gemacht haben, mit Gesträuch und kleinen Bäumen bewachsen, welche das ganze Jahr hindurch grünen. Der Boden kann alle Küchengewächse hervorbringen, wird aber vornehmlich zum Erdäpfelbau verwendet, die das Hauptnahrungsmittel ausmachen. Von der Höhe des Piks im Mittelpunkte der Insel ist der Boden bis zum Meere von Thalschluchten durchschnitten, die ohne Zweifel das Regenwasser ausgewaschen hat. Die beiden zunächst an den Wohnungen gelegnen haben an 50 Fufs Breite und eben so viel Tiefe, und sind mit ungeheuern Blöcken schwarzer Lava angefüllt. Auch die übrigen Felsmassen haben eine dunkle Farbe und geben der Insel ein höchst düsteres Ansehen. —

Kühe, Ochsen, Schafe und Geflügel sind sehr gut fortgekommen und ihr Fleisch ist vortrefflich. Nur das Fleisch der Schweine hat einen unangenehmen Fischgeschmack, weil diese Thiere zu viel Seetang fressen. An Fischen mancherlei Art herrscht der gröfste Ueberflufs. Es werden deren nicht selten von 30 bis 40 Pfund Schwere gefangen. Als die ersten Ansiedler hier ankamen, brachten sie mehre Katzen mit, von welchen einige in das wilde Gesträuch entwischten, wo sie sich unglücklicherweise so vermehrt haben, dafs sie besonders dem Geflügel nachtheilig werden, von welchem man ebenfalls eine ziemliche Anzahl mit auf die Insel gebracht hatte. Die Katzen sind jetzt ganz verwildert und so grofs und stark ge-

worden, dafs drei bis vier Hunde Mühe haben, eine einzige zu bezwingen.

An den Abhängen der Berge giebt es auch sehr viel verwilderte Ziegen; aber sie sind zu scheu und zu flüchtig, als dafs sie so leicht mit einer Flinte zu erlegen wären. *Earle* begab sich mehrmals, von seinem Hunde begleitet, auf die Jagd dieser Thiere; aber nur ein einziges Mal gelang es ihm, eines derselben zu erlegen.

Am 27. Mai (wo schon der Winter in der südlichen Halbkugel eingetreten ist) beschlofs *Earle*, in Gesellschaft von zwei andern Colonisten, das Gebirge der Insel zu besteigen. Obschon dieser Versuch mehrmals unternommen worden, so war doch nur eine geringe Spur von einem etwanigen Fufssteige vorhanden. Die Abhänge sind fast senkrecht, aber in einer Höhe von etwa 200 Fufs ganz mit Gehölz bedeckt, so dafs das Fortklettern ziemlich erleichtert wird. Die kahlen Abhänge waren ganz mit einem gräulichen losen Felsgerölle überzogen, welches bei jedem Schritte nachgab und das Ausgleiten sehr gefährlich machte. Nach einer Stunde war der erste Absatz erreicht, wo sich eine meilenweite Hochebene ausbreitete, aus deren Mitte sich ein steiler Pik erhob, aus dunkelgrauer, kahler Lava bestehend, die einen schauerlichen Anblick gewährte. Todesstille herrschte in diesen einsamen Höhen. Der Wind war schneidend kalt, die Aussicht nach allen Seiten furchtbar erhaben; nur nach einer Richtung hin beschränkte der Pik des

Vulkans den Blick, trug aber, da sein Gipfel theils in Wolken gehüllt, theils mit Lava- und Aschenmassen, aus denen schwarze Felsblöcke emporragten, bedeckt war, mächtig zur Grofsartigkeit des ganzen Naturgemäldes bei. Auf der Hochebene gab es eine Menge *Albatrosse*, welche hier nisteten. Sie schienen mit ihren Jungen die Gegenwart der Menschen nicht zu fürchten. Wenn man sich ihnen näherte, so machten sie ein heftiges Geklapper mit ihren Schnäbeln. *Earle's* Gefährten richteten ein grofses Gemetzel unter den alten Thieren an, um ihre Federn zu erhalten. Wegen der ungeheuern Länge ihrer Flügel können sie nur vom Rande eines Abhanges sich in die Luft schwingen, und da sie, wie alle Wasservögel, auf dem Lande nur mühsam sich fort bewegen, so werden sie leicht eine Beute ihrer Verfolger. Gewöhnlich stürzen sie auf einen einzigen Schlag an den Kopf zu Boden.

Am 6. Juni war sehr veränderliches Wetter. Heftige Windstöfse hielten mehre Stunden lang an, endlich wurde es still und recht angenehm. An diesem Tage sah *Earle* zum ersten Male eine ganze Heerde von *See-Elephanten*, einer zur Ordnung der Wasser-Säugthiere gehörigen Gattung. Sie begeben sich um diese Jahreszeit an das Land und lagern sich an flachen sandigen Stellen nahe am Meere, wo sie sich durch den Anblick der Menschen, wofern sie diese nicht angreifen, gar nicht stören lassen. *Earle* benutzte diese Gelegenheit, um eine Zeichnung von der

Gruppe zu entwerfen, und setzte sich ganz nahe zu ihnen hin. Von Zeit zu Zeit mufste er kleine Steine unter sie werfen, damit sie nicht einschliefen, sondern stets die Augen offen behielten. Sie schienen ihn dann etwas verwundert anzublicken, indem sie ihre ungeheuern Köpfe in die Höhe richteten und sie rechts und links wendeten. Da sie aber nichts Beunruhigendes wahrnahmen, und den Zeichner, der sich ganz still verhielt, wahrscheinlich für ein Felsenstück ansahen, so nahmen sie sogleich wieder die vorige Lage an. Den Namen See-Elephanten haben diese Thiere von der rüsselartigen Verlängerung ihrer Nase erhalten. Aufserdem gleichen sie dem Land-Elephanten auch in Hinsicht der ungeheuern Gröfse, die besonders beim Männchen höchst auffallend ist. Uebrigens hat der Leib, wie bei allen Robben, eher die Gestalt eines Fisches. Das Gesicht bietet eine rohe Aehnlichkeit mit dem menschlichen Antlitz dar. Das Auge ist grofs, schwarz und ausdrucksvoll. An den Schultern sitzen zwei kurze Schwimmfüfse. Der ganze Körper hat eine hellgraue Farbe. Der Pelz ist sehr fein und seidenartig, aber zu öhlig, um von den Bewohnern der Insel zu etwas Anderm als zu Halbstiefeln verwendet werden zu können.

Es ist zu verwundern, wie diese Thiere anhaltend aufser dem Wasser leben können, denn sobald sie ans Land gekommen sind, verweilen sie ganze Monate daselbst, ohne Nahrung zu nehmen, so dafs sie sich, wie die Inselbewohner

aus ihrer allmählichen Abmagerung schliefsen, blofs durch ihr eignes Fett zu erhalten scheinen. Dieses Fett ist der schätzbarste Theil des Thieres, um dessentwillen man allein Jagd auf sie macht. *Earle* untersuchte den Inhalt des Magens bei einem der getödteten See-Elephanten; es war eine nicht zu bestimmende Masse von grüner Farbe. Diese Phoken haben zahlreiche Feinde. Namentlich macht eine Gattung Delphine (?) schreckliche Verwüstungen unter ihnen. Aber ihr gefährlichster Feind ist der Mensch; er verfolgt sie in allen Meeresgegenden und weifs genau die Zeit und die Stelle, wo sie sich der Paarung wegen ans Land begeben. Freilich ist diese Jagd mit vielen Gefahren verbunden, nicht sowohl von Seiten der Thiere, welche nur geringen Widerstand leisten, aber die Ufer, wo sie sich versammeln, sind schwer zugänglich, voll Klippen, Riffe und Brandungen, so dafs von Jahr zu Jahr ganze Boote und Mannschaften zu Grunde gehen. Dennoch ist der kostbare Thran eine zu grofse Lockung, dafs keine Gefahr von der Verfolgung dieser Thiere abzuschrecken vermag, welche vielleicht in früherer oder späterer Zeit mit der gänzlichen Zerstörung des Geschlechts enden dürfte.

Gegen Ende des Juni, also nach der Mitte des Winters der südlichen Halbkugel, gewahrte *Earle* auf einem Ausfluge längs der Küste, auch eine Heerde *Pinguinen* oder Fettgänse, die so eben ans Land gekommen waren. Sie fürchten sich nicht vor den Menschen, sondern lassen sie

ruhig an sich herankommen und sich sogar geduldig todtschlagen. Rücken und Kopf haben eine glänzend schwarze Farbe; der Bauch, der Hals und ein Theil der Schenkel sind seidenartig weifs. Ueber jedem Auge haben sie einen Büschel von glänzend gelben Federn, welche zu beiden Seiten des Gesichts herabhangen und dem Thiere ein wahrhaft zierliches Ansehen geben. Wahrscheinlich haben sie ihm auch den bei den englischen Matrosen üblichen Namen *Stutzer (Macaroni)* zuwege gebracht. Die Augen sind grofs, rund und von lebhaftem Glanze. Statt der Flügel hat die Fettgans zwei mit kurzen und eng beisammen stehenden Federn besetzte kleine Stummel, welche ihr im Wasser zum Schwimmen, und auf dem Lande im Fall der Noth auch zum Laufen dienen, indem sie dieselben als Vorderfüfse gebraucht. *Earle* nahm einen solchen Vogel mit nach Hause, um ihn abzuzeichnen, hatte aber unterwegs viel von seinem grofsen und starken Schnabel zu leiden, der ihm an den Händen mehre Wunden versetzte. Das Fleisch dieser schwerfälligen und äufserst fetten Thiere hat einen so starken und widerlichen Fischgeschmack, dafs die Bewohner der Insel sich nur im Falle der gröfsten Noth entschliefsen können, es zu geniefsen. Dagegen sind die Eier so gut wie Enteneier und zur Brützeit sehr häufig, wo man sie, da die Fettgans sie auf den blofsen Sand legt, ohne Mühe einsammeln kann. *Earle* beschreibt eine solche Einsammlung, welcher er selbst mit beiwohnte.

„Am 12. Sept.“ (wo der Frühling schon anbrach) „begaben wir uns nach dem Brüteplatz der Pinguinen. Der Boden ist hier an beiden Enden von hohen Hügeln begränzt, welche sich weit ins Meer hinein erstrecken. Da das Wetter schön war, so bestiegen wir frühzeitig unser Boot, um einen reichlichen Vorrath von Eiern einnehmen zu können. Schon lange vorher, ehe wir an den Brüteplatz gelangten, hörten wir das äufserst lärmende Geschnatter dieser Thiere, welche schaarenweise das ganze Ufer bedeckten. Da es nicht möglich war, eine Stelle zu finden, wo das Boot sicher vor Anker gehen konnte, so warfen wir uns ihrer drei, mit Säcken um den Hals versehen, ins Wasser, um ans Land zu schwimmen, während ein Mann mit dem Boote aufserhalb der Brandung blieb und auf uns wartete. Der von den Fettgänsen eingenommene Raum hatte wenigstens eine (engl.) Meile im Umkreise und war überall mit Gräsern und Rohr von mehr als Manneshöhe bedeckt. Auf den grauen Felsenmassen, die längs den sanften Abhängen über den Pflanzenwuchs emporragten, sah man eine Menge Vögel in seltsamen Gruppen versammelt. Aber das Geschrei, welches sich vom Boden der Grasfläche erhob, überstieg alle Vorstellung. Da wir es eben mit diesem lärmenden Schwarme zu thun hatten, so schlichen wir uns ganz sacht unter dem Grase hin und fingen sogleich unser Geschäft an, welches bei der ungeheuern Menge von Eiern gar nicht schwierig war. Tausende dieser seltsamen Ge-

schöpfe, welche von allen Seiten um uns her hüpften und, indem sie alle auf einmal ihre Schnäbel öffneten, eine Stimme hören liefsen, die viel Aehnliches mit der menschlichen hatte, machten mich beinahe glauben, dafs ich unter ein Volk von Pygmäen gerathen wäre. Besonders ergötzte mich die Regelmäfsigkeit ihrer Stellungen, denn sie safsen alle in schnurgeraden Linien neben einander und glichen mehr den in einem Lager aufgestellten Truppen, als einer Heerde zufällig versammelter Vögel. Uebrigens liefsen sie sich durch unsere Annäherung gar nicht stören, sondern begnügten sich, blofs noch lauter zu schreien, so dafs wir wirklich Gewalt anwenden mufsten, um sie von ihren Nestern zu vertreiben. Da sie furchtbare Schnäbel besitzen, so wurde der Kampf zwischen beiden Theilen bald äufserst heftig. Wir unserer Seits waren blofs mit kurzen und starken Prügeln bewaffnet. Aufserdem leben diese Vögel auch unter einander selbst in stetem Zank und Streit. Die auf ihren Nestern sitzenden Weibchen bilden regelmäfsige Reihen und lange Gassen, die sich bis zum Meere erstrecken. Wenn es nun einer Gans einfällt, sich einmal ins Wasser zu begeben und zu erfrischen, so mufs sie die ganze Gasse durchlaufen und jede Gans, an der sie vorbeigeht, versetzt ihr einen tüchtigen Bifs mit dem Schnabel. Es scheint überhaupt nicht die mindeste Zuneigung und Freundschaft unter diesen Thieren zu herrschen, obschon sie in grofsen Schaaren beisammen leben. Wenn wir

eine von ihrem Neste vertrieben, so war sie ganz ihren zahlreichen Feindinnen preisgegeben. Jedes Weibchen legt drei Eier. Wenn nach einer bestimmten Zeit die Jungen hinlängliche Gröfse und Stärke erlangt haben, so begeben sich die Alten mit ihnen ins Meer und kehren erst im nächsten Frühling wieder ans Land zurück. Nachdem wir einen furchtbaren Aufstand unter dieser Gänse-Colonie angerichtet und ohne Unterlafs gekämpft hatten, zogen wir, beladen mit einer Beute von wenigstens tausend Eiern, siegreich wieder von dannen. Das Ganze war die Arbeit einer Stunde und man kann sich daher eine Vorstellung von der unberechenbaren Anzahl dieser Vögel machen. Wir hatten ihnen nicht volle Zeit zum Brüten lassen dürfen; denn wenn die Jahreszeit weiter vorgerückt gewesen wäre, so hätten wir die meisten Eier schon in einem sehr angebrüteten Zustande gefunden, wo sie uns von keinem Nutzen gewesen wären. Die Eier gleichen übrigens an Gröfse, Farbe und Durchsichtigkeit der Schaale ganz den Enteneiern."

Es war schon mehr als ein halbes Jahr verstrichen, und noch immer fand *Earle* keine Gelegenheit, von dieser Insel wegzukommen, welche dem gebildeten Manne als bleibender Aufenthalt, so freundschaftlich ihn auch die kleine Colonie behandelte, doch nicht zusagen wollte. Von Zeit zu Zeit begab er sich auf die Berge und blickte sehnsuchtsvoll nach allen Seiten umher, ob sich kein Schiff zeigen möchte. Wenn er auch zuwei-

len eines gewahr wurde, so gab es entweder keine Neigung zu erkennen, an der Insel anzulegen, oder der Wind verhinderte es, so nahe zu kommen, dafs er ihm hätte zurufen können. Seine Garderobe war bereits in einem so schlechten Zustande, dafs er auf Mittel denken mufste, sie zu erneuern. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich das Nationalgefühl des Schottländers *Glafs* in sehr bemerkenswerther Weise. Dieser Glafs war ein erfahrener Schneider und auch in vielen andern Beschäftigungen nicht ungeschickt. *Earle* ersuchte ihn, aus seinem Tartanmantel ihm einen vollständigen Anzug zu bereiten. *Glafs* versprach es, liefs sich aber lange Zeit dazu. Endlich als *Earle* eines Abends ermüdet von der Jagd zurückkehrte, kam *Glafs* zu ihm, mit der traurigsten Miene von der Welt, und sagte: „Es hilft mir nichts, Sie längar warten zu lassen, Herr Earle; aber die Hände sinken mir, wenn ich im Begriff bin, diesen schönen Tartan zu zerschneiden. Ich habe ihn mehrmals vor mir ausgebreitet, und wiederholt die Scheere in die Haud genommen, aber ich kann ihn unmöglich anschneiden, Herr Earle! Es ist der erste Tartan, der auf Tristan da Cunha ausgeschifft worden, der erste, den ich seit meiner Abreise aus Schottland wieder gesehen habe; ich kann mich wirklich nicht entschliefsen, ihn in Stücke zu zerschneiden.“ *Earle* machte ihm nun ein Geschenk mit dem ganzen Mantel, stellte ihm aber vor, dafs er doch unmöglich, selbst auf Tristan da Cunha nicht, im Stande der Natur

einhergehen könne, und bat ihn daher, aus irgend einem andern Stoffe ihm eine Kleidung zu verfertigen. *Glafs* war höchlich mit diesem Auswege zufrieden, und binnen wenig Tagen erhielt *Earle* ein neues Gewand, dessen Vordertheil aus Segeltuch, das Hintertheil aber aus Ziegenfell mit auswärts gekehrten Haaren bestand.

Ueber die gewöhnliche Lebensweise auf Tristan da Cunha sagt unser Engländer Folgendes: „Wie sehr Arbeitsamkeit und Mäfsigkeit zur Erhaltung der Gesundheit beitragen, hat mich mein mehrmonatlicher Aufenthalt auf Tristan da Cunha gelehrt. Unsere Nahrung ist von der einfachsten und gemeinsten Art. Von Brod wissen wir nichts. Milch und Erdäpfel sind unsere täglichen Gerichte. Fische haben wir nur, wenn wir auf den gefährlichen Fang derselben ausgehen; Fleisch, wenn wir eine Ziege erlegen. Um für unsern Mittagstisch zu sorgen, steige ich zeitig früh auf die Berge. Die Leibesbewegung setzt mich in den Stand, Abends um acht Uhr mich niederzulegen, und ich schlafe sogleich fest ein. Obschon eine Menge Umstände mich niedergeschlagen machen, vorzüglich der Gedanke an meine Aeltern und meine gänzliche Abgeschiedenheit von der gebildeten Welt, so habe ich doch im Ganzen niemals in meinem Leben einer so heitern Gemüthsstimmung und einer solchen Spannkraft des Geistes genossen, als hier auf dieser einsamen Insel. . . . . . Ich fange an zu glauben, dafs das Leben eines Anachoreten gar nicht so elend gewesen seyn mag,

wie es sich Leute einbilden, die stets in Vergnügen und Zerstreuungen ihre Zeit hinbringen, und dafs seine stillen Freuden und seine ruhigen Nächte recht füglich ihren gestörten Schlaf und ihre erkünstelten Genüsse aufgewogen haben werden.“ . . . .

Nach langem vergeblichen Harren und vielfach getäuschten Hoffnungen entdeckte *Earle* am 29. Nov., um 8 Uhr Morgens, unter dem Winde der Insel ein Schiff, welches gerade auf die Küste zusteuerte. Sogleich legte Alles Hand ans Werk, das Boot ins Meer zu lassen und dem willkommnen Gaste entgegen zu eilen. Es war der *Admiral Cockburn*, unter dem Capitain *Cooling*, nach Van Diemens Land bestimmt. Wie erbärmlich sich auch unser *Earle* in seiner Robinsons-Gestalt ausnehmen mochte, so waren doch Alle am Bord des Schiffes, als er in der Kürze seine Geschichte erzählt hatte, eifrig beflissen, ihn wie einen Freund aufzunehmen. Die Koffer wurden geöffnet, und in wenig Minuten war er vom Kopf bis zum Fufs neu gekleidet.

Mit Thränen schied er von den guten Bewohnern der Insel, denen er für alle Liebe und Sorgfalt, die sie ihm bewiesen, nur mit Worten danken konnte. Sein Entzücken, der Welt wiedergegeben zu seyn, braucht nicht geschildert zu werden. Es wurde noch erhöht, als er erfuhr, dafs Capitän Cooling seine Aeltern kannte und diese bei der Abreise von England in bestem Wohlseyn verlassen habe.

Seit dem J. 1824, wo *Earle* die Insel verliefs, hat sich ihre Bevölkerung vermehrt und ihr Zustand etwas verbessert. Wir erfahren diefs aus dem Berichte eines Herrn *Roussel de Vauzême*, welcher als Wundarzt auf einem mit dem Walfischfange beschäftigten Fahrzeuge die Insel *Tristan da Cunha* am Anfange des J. 1832 besuchte.

„Es war am 6. Jänner, gegen 10 Uhr Morgens," schreibt Hr. *Roussel* *) — „als uns die Insel sichtbar wurde. Wir fuhren nahe genug an ihr hin, um uns des schönen Schauspiels eines mit frischem Grün bedeckten Berges zu erfreuen, nachdem wir fünf Monate lang nichts als Himmel und Wasser gesehen hatten. Rings umher war das Meer mit Seegewächsen, hauptsächlich mit Tang *(Sargassum)* bedeckt. In den Spalten, von welchen die felsigen Abhänge der Insel durchfurcht waren, flossen kleine Ströme süfsen Wassers herab und bildeten Cascaden. Tausende von Vögeln umflatterten die Seiten des Gebirges. Um vier Uhr kam auch ein amerikanisches Schiff auf die Rhede der Insel. Die beiden Capitäne machten Bekanntschaft und beschlossen ans Land zu gehen. Um 5 Uhr begaben wir uns in einem Boote nach der Bay, dem einzigen Landungspunkte, wo aber dennoch die Annäherung, des vielen Tanges wegen, Schwierigkeiten hatte. Bald sahen wir vom Berge herab, auf einem geschlängelten Fufssteige,

*) *Nouv. Ann. d. Voy.* a. a. O. S. 265 u. ff.

vier oder fünf Männer kommen, welche unsern Matrosen das Boot ans Ufer ziehen halfen. Der Sand ist hier fein und schwarz; er ist durch die Verwitterung der calcinirten Felsmassen entstanden, welche den Kern der Insel bilden. Am Strande sahen wir Treibholz, Rückenwirbel und Rippen von Walfischen, Bruchstücke von schwärzlichen und blasigen, lavaähnlichen Steinen etc. Auf dem Wege nach dem Hause des Gouverneurs mufsten wir eine tiefe Schlucht übersetzen, in welcher ein klarer Bach flofs, der bei seiner Mündung an dem senkrecht abfallenden Meeresufer eine weithin sichtbare Cascade bildet. Der Gouverneur, der sich übrigens wenig von den andern Bewohnern der Insel unterschied, liefs uns auf einem rohen hölzernen Tische einige Näpfe Milch, frisches Wasser, Rhum und Cigarren vorsetzen. Nachdem er den Namen unsers Schiffes in sein Register eingetragen, erzählte er uns von andern Fahrzeugen, die ihn besucht hatten, und theilte uns auch eine Menge Zeitungen und Journale mit, die er vor Kurzem vom Cap erhalten hatte. Ich machte einen Versuch, mich ein wenig auf der Insel umzusehen; aber obschon ich den Matrosen verboten hatte, zu sagen, wer ich sei, so wufste man doch bald, dafs ich ein Arzt wäre. Eine Menge Frauen erwartete mich an der Thüre und nöthigten mich, die Kranken in ihren Hütten zu besuchen. . . . . Wir machten später auf unserm Schiffe, ohne jedoch wieder ans Land zu steigen, mehrmals die Runde um die drei Inseln des klei-

nen Archipels. Auf Tristan sahen wir überall, wo sich auf einer Fläche etwas Dammerde gesammelt hatte, Anpflanzungen von Getreide und Erdäpfeln. Aber nur die Stelle um den Landungsplatz ist bewohnt, und zwar von sieben oder acht weifsen Männern (meistens ehemalige Matrosen oder Ausreifser von Fahrzeugen) und eben so viel Frauen, fast alle afrikanischen Ursprungs. Es waren auch eine Menge Kinder da, die mich zutraulich bei der Hand nahmen und mich anlachten. Die bewohnte Seite der Insel ist, wenn ich nicht irre, gegen Nordwesten gerichtet. Es weideten hier fette Kühe, Ziegen, kurzpfotige schwarze Schweine, Kaninchen und allerlei Hausgeflügel, wie wir es in Europa haben. Die Häuser sind einfach, mit Stroh gedeckt und mit Gräben umzogen, um sie vor den Ueberschwemmungen der Berggewässer zu schützen. Mitten im innern Gemach ist die Feuerstelle; der Rauch zieht zu einem Loche im Dache hinaus. Ich sah hier Fleisch zum Räuchern aufgehängt und Büschel von Blättern einer Pflanze, aus welchen sie eine Art Thee bereiten. (Es ist das *Chenopodium tomentosum* des *Du Petit-Thouars.*) Diese Pflanze ist ein Strauch und wächst häufig auf der Insel, und ihre Blüthen verbreiten einen höchst angenehmen Duft, der weit im Meere wahrnehmbar ist. Auch liefert dieser Strauch das einzige Holz der Insel, aber nicht stark genug, um zum Bauen dienen zu können. Einer von den Bewohnern, welcher den Schullehrer vorstellte, sagte mir, dafs alles Land

gemeinschaftlich bebaut würde, und dafs die Erzeugnisse in eine allgemeine, unter des Gouverneurs Aufsicht stehende Niederlage gebracht werden. Dieser ist allein mit dem Handel, wenn fremde Schiffe ankommen, beschäftigt, während er zugleich die oberste Civil- und Militär-Gewalt besitzt. Es ist also eine Art Saint-Simonistischer Republik, umgeben von monarchischen und patriarchalischen Institutionen. — Die Inseln *Inaccessible* und *Nightingale* sind unbewohnt und werden nur um der Jagd willen besucht, da sie einen Ueberflufs an Wild besitzen. — *Tristan da Cunha* ist ein vortrefflicher Zufluchtsort für Walfischfänger und andere Schiffer, die Wasser einnehmen, sich frisches Fleisch und Gemüse verschaffen wollen. Ein reisender Naturforscher, der sich entschliefsen könnte, einige Zeit hier zu verweilen, würde mancherlei nützliche und wichtige Beobachtungen machen können. Namentlich würde er Gelegenheit haben, die zahlreichen Vögel zu studiren, welche die hiesigen Meere bedecken und hier brüten. Das Klima ist gesund und gemäfsigt. In Hinsicht der Lebensbedürfnisse würde kein Mangel eintreten, denn alle Jahre schickt die englische Regierung ein Schiff vom Cap hieher, um allenfallsigen Mangel abzuhelfen, wenn die Aernte nicht gut ausgefallen seyn sollte.“

IV.

MOSKAU.

(NACH DE BUSSIERRE, RITCHIE UND ERMAN. *)

Moskau (oder *Moskwa*), gegenwärtig die Hauptstadt der gleichnamigen Statthalterschaft Grofs-Rufslands, vor dem J. 1703 aber, wo Peter der Grofse die nach seinem Schutzheiligen benannte neue Residenz an der Newa-Mündung zu erbauen begann, die Hauptstadt des ganzen russischen Reichs, liegt unter 55° 45′ 45″ nördlicher Breite und 55° 12′ 45″ östlicher Länge von Ferro, 727 Werste von St. Petersburg, auf mehren klei-

---

*) *Voyage en Russie;* Lettres écrites en 1829. Par *Léon Renouard de Bussierre.* Paris, 1831. S. 166 u. ff. — *A Journey to St. Petersbourg and Moscow through Courland and Livonia.* By *Leitch Ritchie.* (Heath's Picturesque Annual for 1836.) Mit 25 Stahlstichen. London, 1836. S. 183 u. ff. — *Reise um die Erde, durch Nord-Asien und die beiden Oceane,* in den Jahren 1828, 1829 und 1830 ausgeführt von *Adolph Erman.* I. Abtheil. 1. Band, Berlin, 1833. S. 157 u. ff.

nen Hügeln zu beiden Seiten des Flusses *Moskwa*, welcher innerhalb der Stadt, an seinem linken Ufer, die Bäche *Neglina* und *Jausa* aufnimmt, und 90 Werste südöstlich von hier, bei Kolomna, in die *Oka*, einen Nebenflufs der *Wolga*, fällt.

Der gröfste Theil der Stadt liegt am linken Ufer der Moskwa. Hier erhebt sich, fast genau im Mittelpunkte des Ganzen, der ursprüngliche Kern desselben, der *Kreml* oder die Festung. Er nimmt die Fläche eines Hügels ein und bildet so ziemlich ein Dreieck, dessen eine Seite, die südliche, den Flufs berührt. Längs der westlichen Seite strömt, von Norden kommend, in einem schmalen, mit Mauerwerk überwölbten Bette, die Neglina in die Moskwa.

Oestlich und nordöstlich vom Kreml liegt auf demselben Hügel die *Chinesische Stadt* (russisch *Kitai Gorod*). Dieser Theil der Stadt verdankt seinen, schon in den frühesten Chroniken vorkommenden Namen dem ehemals hier vorherrschenden *Chinesischen* Kramhandel. Auch jetzt noch ist er der Hauptsitz des Handels von Moskau und enthält zwei grofse Kaufhöfe (*Gostinie Dwori*) und Wohnungen der Kaufleute und Krämer. Rings um Kitai Gorod gehen Mauern mit kleinen Thürmen und geben dem Ganzen das Ansehen einer asiatischen Festung. Am Fufse der Mauern sowohl des Kreml als der Chinesischen Stadt breiten sich grofse Esplanaden aus, welche jetzt zu öffentlichen Spaziergängen dienen, ursprünglich aber wohl mehr zu Lager- und Waffenübungs-Plätzen ge-

eignet seyn mochten. Wahrscheinlich hat man auf solche Weise diese besser befestigten Abtheilungen von der übrigen Stadt absondern und sie dadurch vor unvermutheten Anfällen sicher stellen wollen.

Jenseits dieser Esplanaden liegt der dritte Haupttheil der Stadt, die *Weifse Stadt (Bjélo Gorod)*, ursprünglich von den weifsen Quadersteinen so benannt, aus denen mehre Paläste derselben erbaut wurden. Auch umgab diesen Stadttheil ehemals eine steinerne Mauer, welche aber schon unter Katharina II. abgetragen und durch ein mit Linden bepflanztes Boulevard ersetzt worden ist. Diese Weifse Stadt umgiebt den Kreml und die Chinesische Stadt nach Westen, Norden und Osten in einer krummen Linie, die ungefähr drei Viertel eines Kreises ausmacht. Nach Süden stöfst sie, wie die von ihr eingeschlossenen Stadttheile, an das linke Ufer der Moskwa.

Diese drei Stadttheile sind das ursprüngliche Moskau, wie es 1147 vom Grofsfürsten *Juriew I. Wladimirowitsch (Dolgoruki)*, bevor er noch den Thron bestieg, an der Stelle des ehemals hier gestandnen, nur mit Palissaden umgebenen und nach dem Flusse benannten Fleckens gegründet, und von seinen Nachfolgern, namentlich von *Daniel I.*, welcher im J. 1300 den Kreml erbaute, vergröfsert worden ist. Die Gebäude sind in diesen drei Stadtvierteln solider als in den übrigen. Hölzerne Häuser, wie sie sonst häufig vorhanden waren, verschwinden immer mehr und an ihre

Stelle treten steinerne oder von Ziegeln errichtete Gebäude. Alle zusammen, sowohl ältere als neuere, haben etwas ganz Eigenthümliches. Die beinahe flachen Dächer sind nie mit Ziegeln, sondern entweder mit Kupfer, oder mit Eisenblech oder mit Schindeln gedeckt und gröfstentheils dunkelgrün, manche auch braunroth, angestrichen, während die Mauern eine hellgelbe oder weifse Farbe haben. Da dieser Anstrich alle drei oder vier Jahre erneuert wird, so behalten die Farben eine Frische und einen Glanz, welcher bei hellem Sonnenschein wahrhaft blendend ist und das Auge beleidigen würde, wenn nicht zahlreiche Gärten mit ihrem anmuthigen Grün zwischen den Gebäuden zerstreut wären und sie zum Theil verdeckten.

Die drei erstgenannten Stadttheile haben überhaupt mehr ein eigentlich städtisches Ansehen als das übrige Moskau. Besonders enthält die Weifse Stadt die vorzüglichsten Strafsen und öffentlichen Gebäude, den Palast des Gouverneurs, die Bank, die Universität u. a. m. Es giebt hier wenig leere Plätze, und wenn auch nicht alle Strafsen gleich lebhaft sind, so bemerkt man doch allenthalben das Leben und Treiben einer grofsen und reichen Hauptstadt.

Hat man aber den Boulevard überschritten und betritt man das nun folgende Stadtviertel, die sogenannte *Erdstadt (Semljanoi Gorod)*, welche die ersten drei wie ein Ring umgiebt, indem sie auch einen Theil vom rechten Ufer der Moskwa

einnimmt; oder geht man noch weiter, bis in die Vorstädte: so findet man immer mehr Ländliches und Städtisches durch einander gemischt. Da ist fast kein Haus, welches nicht seinen Garten oder selbst ein Stück Feld dabei hätte. „Man könnte fast glauben," — sagt *de Bussierre* — „dafs an manchen Stellen ein ganzes Dorf mit seinen Gebüschen, Weideplätzen und Gewässern, mitten in die Hauptstadt hinein versetzt worden sei; aber es ist ein Dorf mit Lustgärten, Schlössern, Kasernen, prachtvollen Hospitälern, einer Unzahl von Kirchen und Kapellen, so wie mit vielen Klöstern untermischt, die, mit ihren bezinnten Ringmauern eben so vielen asiatischen Vesten ähnlich sehen." Ohne Zweifel sind die meisten Vorstädte in alter Zeit wirklich besondere Ortschaften gewesen, wie wir diefs auch bei andern grofsen Städten finden. Die allmählich sich immer mehr ausbreitende Stadt hat sie in sich aufgenommen und sich dadurch vergröfsert.

Die Erdstadt wird eben so wie die drei ersten durch ein zweites Boulevard, jetzt ebenfalls geebnet und in Spaziergänge verwandelt, umschlossen, jenseits dessen sich nach allen Richtungen, besonders aber nach Norden und Nordosten, die 30 Vorstädte ausbreiten. Rings um diese Letztern erhebt sich ein Erdwall, durch welchen 14 Thore (Barrieren) führen. Diese äufserste Umwallung hat eine Länge von beiläufig 6 geogr. Meilen und der ganze Raum der Stadt ist zu 6717 Dessjätinen (= 12,758 Wiener Joch oder mehr

als 1¾ □Meile) berechnet worden. Da die gewöhnliche einheimische Volksmenge nach der letzten Zählung nur 315,000 Seelen beträgt: so begreift man leicht, wie grofs die Zahl leerer, nicht von Gebäuden eingenommener Plätze seyn müsse.

Von dem weltbekannten grofsen Brande im J. 1812, wo beim Einmarsche der Franzosen, in den Tagen vom 14. bis 20. Sept. gegen 6500 Häuser oder mehr als zwei Drittel der Stadt in Asche gelegt wurden, sind nur noch wenige Spuren vorhanden. Die Stadt hat durch den Wiederaufbau des Abgebrannten, in soliderer Weise und verschönerter Gestalt, bedeutend gewonnen. Doch ist bei der Erneuerung der Kirchen und öffentlichen Gebäude, welche ohnehin weniger gelitten hatten als die hölzernen Gebäude und Hütten der Privatpersonen, so viel als möglich die alterthümliche frühere Form geschont oder wiederhergestellt worden. Wie wenig Moskau durch jenen Brand in seiner Gesammtheit sich verändert habe, sieht man am besten, wenn man ältere Prospecte der Stadt, die vor dem Jahre 1812 gemacht worden, mit denen aus der gegenwärtigen Zeit vergleicht.

Den schönsten und umfassendsten Ueberblick der Stadt hat man entweder von der Höhe des grofsen Glockenthurmes *Iwan Weliki*, im Kreml, oder vom *Sperlingsberge*, am südwestlichen Ende der Stadt, jenseits der Moskwa. Da die Hügel, auf welchen die Stadt erbaut ist, keine bedeutende Höhe haben, so scheint sie, aus der Ent-

fernung betrachtet, fast ganz in einer Ebene zu liegen. Diese Täuschung verschwindet aber, je näher man kommt. Der Eindruck, welcher das Ganze auf den zuerst ankommenden Fremden macht, ist einzig in seiner Art.

„Die ersten zwei oder drei Tage" — sagt *Ritchie* — „ist man ganz verwirrt und geblendet von dem Anblicke dieser zahllosen Menge von Thürmen und Kuppeln, die das Auge nach allen Richtungen hin erblickt. Erst wenn man sich gesammelt hat und im Stande ist, die mannichfaltigen Gegenstände zu ordnen und einzutheilen, fühlt man den ganzen gewaltigen Eindruck, welchen Moskau auf jeden Beobachter machen mufs. Tritt man nun näher an diese einzelnen Gebäude, die schon in ihrer Gesammtheit so grofses Staunen erregen: so fühlt man sich von einer neuen Empfindung ergriffen. Man findet sich — zum ersten Male vielleicht, wie weit man auch in der Welt herumgekommen seyn mag — in einem ganz fremden Lande, in einer Umgebung, die man bis jetzt nur in den seltsamen und fantastischen Wolkengebilden eines Abendhimmels gesehen hat, wie sie die untergehende Sonne hervorzubringen pflegt. Mit blofsen Worten diese unzählbaren Tempel der „Heiligen Stadt," oder auch nur einige von ihnen, darzustellen, ist ganz unmöglich. Eine neue Sprache würde erfoderlich seyn, ganz neue Benennungen müfsten erfunden werden. Sie haben keine Aehnlichkeit mit andern Kirchen der (europäischen) Welt, manche sogar unter einander

selbst nicht..... Aber nicht blofs der seltsame, asiatische Baustyl dieser Kirchen und Thürme bringt einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf den Beschauer hervor, sondern auch die verschiednen Farben der einzelnen Theile tragen mächtig dazu bei. Man mufs, wenn man einen Kupferstich dieser Art betrachtet, diese Mauern, Dächer und Thürme mit Roth, Gelb, Blau, Grün, Silber und Gold überziehen, wenn sie so fantastisch aussehen sollen, als sie wirklich sind."

„Eine andere Klasse von Gebäuden" — fährt unser Verfasser fort — „bilden die Paläste der Grofsen, die Armen- und Krankenhäuser. Diese sind im Geschmack von St. Petersburg gebaut und so ziemlich als Nachahmungen klassischer Vorbilder zu betrachten. Sie haben alle eine lichte und zarte Färbung. Dazwischen stehen häufig kleine und unscheinbare Privathäuser, aber auch diese sind in entsprechender Weise angestrichen. Wie sehr auch einzelne Theile der Stadt gegen einander abstechen mögen, so ist doch in dem Anblicke, welchen das Ganze gewährt, viele Einheit. Die Privathäuser sind im Allgemeinen niedrig, selten mehr als zwei Stockwerke hoch, und oft auch nur aus einem Erdgeschofs bestehend. In der sogenannten Erdstadt *(Semlianoi Gorod)* und in den Vorstädten sind sie meistens aus Holz gebaut, in den übrigen Stadttheilen aus Ziegelsteinen, mit untergemischten Balken und Brettern, wie in St. Petersburg. Nur die Grundmauern bestehen aus echten Bausteinen,

die hier ein sehr seltner und theurer Artikel sind. Sie kommen entweder aus den Steinbrüchen von *Tartaromo* (Statthalterschaft Wladimir), die aber schon beinahe erschöpft sind, oder von *Mitschkowa*, welches mehre Meilen von Moskau entfernt ist. Wir finden diese Seltenheit des Bausteins schon zu den Zeiten *Alexis*, Vaters von Peter dem Grofsen. Als der berühmte Bojar *Matwif* sich nach langem Zureden von Seiten des Zars entschlofs, ein neues Haus zu bauen, gerieth die Arbeit gleich von vorn herein ins Stocken, weil es an hinlänglichen Steinen zu den Grundmauern fehlte. Sobald diefs bekannt wurde, versammelten sich die Bürger und *Matwif* sah von allen Seiten mit Steinen beladne Wagen herbeikommen. Er fragte, was sie kosteten. „Diese Steine“ — sagten die Bürger — „sind nicht zum Verkaufen hergebracht. Wir haben sie aus den Gräbern unserer Väter genommen, um sie unserm Wohlthäter zu verehren.“ „Was soll ich thun, mein Fürst?“ fragte der Bojar den Kaiser. „Nimm sie,“ erwiederte dieser; „würde mir ein solches Geschenk angeboten, Gott weifs! ich würde stolz darauf seyn, es anzunehmen!“ .....

Unter den besondern Zügen des Bildes von Moskau ist die Ansicht, welche der *Kreml* sowohl von innen als von aufsen darbietet, unstreitig die auffallendste. Der Name dieses Stadttheils, welcher sich fast in allen bedeutenden, aus älterer Zeit stammenden russischen Städten wieder findet, entspricht dem Begriffe und der Bildung



ST. NICOLAUS THOR IN MOSKAU.

Verlag von J. G. Calve in Prag.

nach vollkommen dem teutschen Worte *Festung*. Er ist nicht tatarischen, wie von so vielen Reisenden und Geographen behauptet wird, sondern echt slawischen Ursprungs und seine Verwandtschaft mit den russischen Wörtern *krepkji*, fest, *krepost*, Festung, *kremen*, ein harter Kiesel, ist, wie *Erman* zeigt, nicht zu verkennen.

Die Gebäude des Kreml sehen, mit wenigen Ausnahmen, nicht so buntscheckig aus, wie in den übrigen Theilen der Stadt, sondern haben gröfstentheils eine weifse Farbe. Die Kuppeln der Kirchen sind, wie anderwärts, mit Gold überzogen. Rings um das Ganze ziehen sich die stellenweise bis an 60 Fufs hohen Mauern, durch welche fünf Thore ins Innere führen; von Strecke zu Strecke erheben sich hohe Thürme mit grün glänzenden Dächern. An der Wasserseite hatte *Napoleon*, als er Moskau wieder verliefs, einen Theil der Mauer sprengen lassen; aber der Schaden war nicht von Bedeutung, und jetzt ist schon längst Alles wieder hergestellt. Unter den Thoren ist das merkwürdigste die s. g. *Heilandspforte (Spáskaja Woróta)*. Der frommen Volkssage zufolge soll zu der Zeit, als der tapfere *Poscharski* an der Spitze des russischen Heeres den falschen Demetrius hier angriff, (1610), der Engel des Herrn, welcher stets den Truppen voranzog, sich auf dem Dache dieses Thores niedergelassen haben. Niemand geht durch dasselbe, ohne sein Haupt zu entblöfsen und den Fremden, welcher mit diesem Gebrauche nicht bekannt seyn

sollte, erinnert eine mit alterthümlicher Hellebarde bewaffnete Schildwache daran. Den Hunden wird der Durchgang durch dieses Thor auf das strengste verwehrt.

Vom Innern des Kreml ist es schwer, eine genaue Beschreibung zu geben. Hier sind weder Strafsen und Gassen, noch regelmäfsige Plätze. Es ist ein weitläuftiger Raum, auf welchem, bunt durch einander gemischt, drei Kathedral-Kirchen, mehre Kapellen, zwei Klöster, ein Zeughaus, zwei kaiserliche Paläste, und noch eine Anzahl anderer, theils weltlicher, theils geistlicher Gebäude stehen. Wenn man durch die erwähnte Heilandspforte eingetreten ist, so sieht man zur Linken eine weite Esplanade, von welcher ein Theil mit Gitterwerk umgeben ist und als Exercierplatz für die Truppen dient; jenseits dieser Fläche erblickt man die zahllosen Thürme der Stadt. Zur Rechten steht das Frauenkloster zur Himmelfahrt, an den neuen kaiserlichen Palast stofsend, und vor demselben erheben sich zahlreiche Gruppen anderer Gebäude mit vergoldeten Domen und Kuppeln. Das Kloster ist 1389, unter *Dmitri IV. Iwanowitsch (Donskoi)*, gegründet und hat zwei Kirchen, mit den Grabstätten von 35 Grofsfürstinnen. Geht man weiter vorwärts vom Kloster und dem neuen Palaste, so sieht man drei Gebäude neben einander stehen. Das zur Linken ist die Kathedrale zum *heiligen Erzengel Michael*, das zur Rechten die Kirche *Unserer Lieben Frau* von *Petschersk;* in der

Mitte zwischen beiden steht die Kirche zum *heiligen Basilius*.

Der vor dieser Letztern abgesondert stehende hohe und schlanke Glockenthurm *Iwan Weliki* (der *grofse Iwan* oder *Johann*) ist im J. 1600 zur Zeit einer furchtbaren Hungersnoth und Pestseuche, um den Armen Beschäftigung und Brod zu geben, errichtet worden. Er hat 266 Fufs Höhe, ohne die Kuppel, 37 F., und das Kreuz, 18 F. Die Kuppel ist mit feinem Gold überzogen, das Kreuz mit vergoldetem Kupfer. Man geniefst von der obersten Gallerie dieses Thurmes einen umfassenden Ueberblick der ganzen ungeheuern Stadt und ihrer Umgebungen. Unter den 22 Glocken, welche auf dem Iwans-Thurme hangen, wiegt die gröfste gegen 4000 Pud (oder 1170 Wiener Centner); sie ist 7 Arschinen hoch und hat 6 Arschinen im gröfsten Durchmesser. Das Läuten der Glocken geschieht in Rufsland nicht, wie bei uns, durch Ziehen und Schwingen, was auch bei so ungeheuern Massen fast unmöglich seyn würde, sondern man schlägt mit einem Hammer darauf. Die erwähnte grofse Glocke des Iwan-Thurmes verbreitet, wenn sie ertönt, über ganz Moskau ein tiefes, dem fernen Rollen des Donners vergleichbares, dumpfes Getöse.

Merkwürdiger noch als diese ist die vom Volke so genannte *Ewige Glocke* (*Wjetschnui Kolokol*), welche am Fufse des Iwan-Thurmes ganz in der Erde, in einer tiefen Grube liegt, zu welcher man auf einer Treppe hinabsteigt.

11*

Man schätzt ihr Gewicht auf wenigstens 12,000 Pud (= 3510 Wiener Ctr.) Der gewöhnlichen Erzählung nach soll sie unter dem Grofsfürsten *Boris Fedorowitsch Godunow*, welcher 1598 bis 1606 regierte, gegossen, unter der Kaiserinn *Anna* aber, gegen das J. 1730, umgeschmolzen worden und bei einem Brande 1737 herabgestürzt seyn. Der Engländer *Clarke*, welcher Rufsland in den Jahren 1800 und 1801 bereiste, verwirft diese Erzählung und behauptet, dafs die Glocke noch auf derselben Stelle liege, wo man sie gegossen habe, und dafs sie überhaupt niemals aufgehängt worden sei. Nach seinen Messungen hat sie im gröfsten Umfange 67 Fufs 4 Zoll (engl.), im Durchmesser 22 F. 5⅓ Z., in der Höhe 21 F. 4½ Z. und in der gröfsten Dicke 23 Z. Ihr Gewicht berechnet er zu 443,772 Pfund (engl.). Eine andere Ansicht von dieser Glocke theilt Dr. *Erman* mit, welcher Moskau im Juli 1828 besuchte.

Er erinnert zuvörderst an das schon von *Herodot* beschriebene erzene Gefäfs, welches dieser (im J. 460 vor Christus) bei den südlichen *Skythen*, zwischen den Dnjepr und Kuban, gesehen zu haben versichert. Es hatte eine Höhlung von mehr als 282 Par. Kubikfufs, und die Dicke der Wände betrug beinahe 4½ Zoll. „Leider fehlt es" — fährt Dr. Erman fort — „an nähern Angaben der Gestaltung. Wollte man sich aber das Gefäfs cylindrisch denken, so würden die Annahmen von 4 Fufs Höhe des innern Raumes, bei

9,48 F. Durchmesser desselben, oder von 12 F. Höhe, bei 5,46 F. Durchmesser, als etwa noch wahrscheinliche Extreme, dem von *Herodot* angegebnen Inhalte entsprechen, und für die Menge des verarbeiteten Metalls ergiebt sich aus ersterer Annahme 76,3, aus letzterer 91,3, in einem mittlern Falle also etwa 83 Par. Kubikfufs, oder an Gewicht 41,000 altfranz. Pfunde, wenn man annimmt, dafs das Gefäfs aus Bronze bestanden habe. Es war dieses antike *skythische* Gefäfs, wie *Herodot* bemerkt, sechs Mal gröfser als das bedeutendste von ähnlicher Art, welches *damals* in *Griechenland* sich vorfand. Aber auch jetzt noch würde dasselbe als höchst ansehnlich erscheinen und z. B. die gröfste der in *Frankreich* existirenden Glocken (in der Kathedrale zu *Rouen*) stark übertreffen, denn das Gewicht derselben wird nur zu 36,000 Pfund angegeben. Nur im Vergleich zu der Glocke des *Kreml* wäre das Gefäfs von *Exampe* als ein schwacher Versuch zu betrachten; denn wenn auch sehr verschiedne Angaben über das Gewicht dieser Letztern vorhanden sind, so kann man doch 3 bis 400,000 Pfund, mithin das Zehnfache des *skythischen* Gefäfses, mit Sicherheit dafür annehmen.“ . . . . .

Dr. *Erman* macht noch auf eine andere Aehnlichkeit aufmerksam, welche die Iwans - Glocke mit dem skythischen Gefäfse hat. „*Herodot* berichtet nämlich, dafs *Ariantas*, ein alter Beherrscher der Skythen, das Erz zu dem erwähnten Gefäfse durch eine vom ganzen Volke geleistete

Beisteuer gesammelt habe; namentlich wurde jeder Mann, unter Androhung der Todesstrafe im Unterlassungsfalle, zur Darbringung einer erzenen Pfeilspitze gezwungen. Es wird hinzugefügt, dafs man eine richtigere Würdigung der *Volksmenge* bei Anfertigung dieses Denkmahls" (oder eigentlich bei jener Verordnung in Betreff der Beisteuer) ,,beabsichtigt habe. Nun finden sich aber von dergleichen allgemeinen Beisteuern zu öffentlichen Unternehmungen, unter dem Namen von *Poschertwowanji* oder Opferungen (von *Schertwa*, ein Opfer) nicht nur die häufigsten Beispiele in der russischen Geschichte, sondern es ist auch die sehr glaubwürdige Tradition vorhanden, dafs, um die Glocke des *Iwan*-Thurmes zu giefsen, metallne Gefäfse und andere ähnliche Besitzthümer im ganzen Reiche gesammelt worden. — So erhält man hier ein neues Beispiel von der überraschenden Beständigkeit, mit welcher in *Rufsland* nicht nur wichtigere und einflufsreichere Theile der Volkssitten, sondern auch ganz besondere Gebräuche sich erhalten."

Der Verfasser erklärt sich für die am häufigsten ausgesprochne Behauptung, dafs die Iwans-Glocke erst unter der Kaiserinn *Anna*, also nach dem Jahre 1730, gegossen worden sei, und er erwähnt eines Umstandes, welcher eben damals das Werk erleichtert haben und vielleicht gar die besondere Veranlassung dazu gewesen seyn dürfte. ,,Den russischen Kupfermünzen" — sagt er — ,,hatte man vor 1730 beständig einen so geringen

Nennwerth gegeben, dafs dieselben als Ausfuhr-Artikel von ausländischen Kaufleuten eifrigst begehrt und dafür eine bedeutende Menge ungleich werthlosern Silbergeldes eingeführt worden war. Ja, so bedeutend war dieser dem Staatsschatze nachtheilige Verkehr geworden, dafs damals der Werth des noch im Lande vorhandnen geprägten Kupfers zwischen drei und zehn Millionen Rubel schwankend von den damit beauftragten Beamten geschätzt wurde. Theils um Gewifsheit über diesen wichtigen Punkt zu erlangen, theils auch um für die Zukunft durch neue Ausprägung, unter Verleihung eines höhern Nennwerthes, den Staatsbesitz zu sichern, wurde unter *Anna's* Regierung eine Einsammlung sämmtlicher Kupfermünzen mit erfolgreichem Eifer betrieben, hernach aber, auf Anrathen der damit beauftragten Minister *Golowkin* und *Münnich*, eine beträchtliche Menge desselben aufser Kurs gesetzt und, zum ersten Male in Rufsland, durch Papiergeld mehr als ersetzt. Dafs man nun das eingeschmolzne und dem Verkehr entzogne Kupfer zu einem heiligen Zwecke bestimmt und durch diesen frommen Betrug die dem Volke anstöfsige Mafsregel annehmlicher gemacht haben werde, scheint durchaus im Einklang mit anderweitigen Erscheinungen. Man weifs sogar mit Bestimmtheit, dafs, als späterhin während *Elisabeth's* Regierung eine neue Summe von 50 Mill. Rubel Papiergeld ausgegeben und wiederum eine entsprechende Menge Kupfers dem Verkehr entzogen wurde, man die eingeschmolzne

Metallmasse in einem eigens erbauten Magazine aufzubewahren begann.“ . . . . .

„Was endlich die von ausländischen Beobachtern vielfach bestrittne Ueberlieferung betrifft, dafs die mehrerwähnte Glocke durch einen Fall von der Höhe des Iwan-Thurmes, an ihren jetzigen auffallenden Aufbewahrungsort, unter die Erde, gelangt sei: so schien uns kein Grund zum Zweifel an der allgemeinen Erzählung vorhanden. Von dem, in den Boden des Loches tief eingedrückten, Rande der Glocke ist ein ungeheures Stück eben so abgebrochen, wie es nach einem Falle geschehen mufste, und übrigens ist es begreiflich genug, dafs eine Masse von 400,000 Pfund, welche bei dem Fall von der Höhe des Thurmes mit einer senkrechten Geschwindigkeit von etwa 100 Fufs in der (letzten) Sekunde sich bewegt haben würde, nicht anders als einen sehr tiefen Eindruck verursachen konnte. Von der Beschaffenheit des Erdreichs ist freilich hiebei gar Vieles abhängig; indessen ist gerade an der Stelle, wo die Glocke jetzt ruht, der Boden so nachgiebig, dafs man alljährig ein neues Sinken bemerkt, welches, nur durch den *Druck* des *ruhenden* Körpers hervorgebracht, auf den Erfolg eines von dem *schnell bewegten* ausgeübten *Stofses* schliefsen läfst. Bei einer Feuersbrunst im J. 1737 ist nun wirklich ein Theil des Gebäudes, in welchem sich die Glocke befunden haben soll, eingestürzt, und leicht kann der dadurch erzeugte Schutt noch dazu beigetragen haben, die herabgestürzte Masse mehr

zu bedecken, und bei nachher erfolgter Aufräumung den Eindruck tiefer erscheinen zu lassen, als er ursprünglich war."

Der von *Iwan IV.*, oder dem Schrecklichen, erbaute *Zaren-Palast*, in welchem Peter der Grofse das Licht der Welt erblickte, und der sogenannte *Eckige Palast* sind Gebäude aus dem funfzehnten Jahrhunderte. Der Letztere hat seinen Namen von der äufsern Bekleidung, welche aus regelmäfsigen viereckigen, aber facettenförmig zugehauenen Steinen besteht, also wahrscheinlich grofse Aehnlichkeit mit dem berühmten gräflich *Cêrninschen* Palaste auf dem *Hradschin* zu *Prag* hat. In Hinsicht der Bauart sind beide Paläste des Kreml, namentlich der Zaren-Palast, ein Gewirr planlos zusammengefügten Gemäuers. Die gröfste Merkwürdigkeit des Eckigen Palastes ist der *Thronsaal*. Die Wölbung desselben wird nur von einer einzigen Säule in der Mitte getragen, die aber einen so grofsen Durchmesser hat, dafs sie einen beträchtlichen Theil der Aussicht benimmt und der Monarch, wenn er auf dem Throne sitzt, bei weitem nicht von der ganzen versammelten Menge gesehen werden kann.

Das neue *Zeughaus* enthält eine aufserordentliche Menge von Kostbarkeiten, welche zugleich historische Merkwürdigkeiten sind. Nicht blofs die Bildnisse der Zare, ihre Kronen, Scepter und andere Reichskleinode bilden dieses Museum, sondern auch eine Menge minder wichtiger Gegenstände, als Gewehre, Säbel, Stöcke, Becher,

Rosenkränze etc., welche diesen fürstlichen Personen gehörten, sind in gehöriger Ordnung aufgestellt. Aufserdem sind die Kronen der eroberten Königreiche Kasan, Astrachan, Sibirien etc. hier aufbewahrt. Das Ganze hat für den Geschichtforscher viel Anziehendes Diese Gegenstände rufen die lange Reihe von Fürsten, Grofsfürsten, Zaren und Kaisern zurück, welche seit neun Jahrhunderten den russischen Thron bestiegen haben. Zu gleicher Zeit überblickt man die Eroberungen, die sie gemacht und wodurch sie den ursprünglich moskowitischen Staat allmählich vergröfsert haben. Hier, wie überall in Rufsland, zeigen sich die Spuren des plötzlichen Ueberganges, oder vielmehr des Sprunges, welchen unter der Regierung *Peters des Grofsen* Sitten und Gebräuche gemacht haben. Man erkennt sie hier, unter andern, an der Form der Kronjuwelen, welche, asiatisch vor jener Epoche, nun europäisch geworden sind. Mitten unter den aufgehäuften Reichthümern so vieler Regierungen machen sich die ältesten Kostbarkeiten durch die Vollkommenheit ihrer Arbeit bemerkbar. Es scheint, dafs sie einem Zeitalter angehören, wo die schönen Künste in diesen Gegenden geblüht haben mögen; als ob Rufsland, welches im XVI. Jahrhunderte noch in Barbarei versunken war, schon viel früher eine Epoche der Cultur gehabt habe. Diefs ist auch wirklich der Gang der Civilisation in Rufsland gewesen. Die ersten Nachfolger *Ruriks* standen in nahen Beziehungen zu den morgenländischen Kaisern.

Von Liebe zur Beute nach den südlichen Ländern getrieben, hatten sie von daher auch neue Sitten, Begriffe und selbst eine neue Religion mitgebracht. Rufsland hatte bald nach jener Periode schon seine Dichter und Geschichtschreiber. Aber kaum zwei Jahrhunderte waren verflossen, als diese eben aufgeblühte Cultur wieder zu welken begann. Die Zerstückelung des Reiches hatte begonnen. Einer Menge ehrgeiziger und unter sich unverträglicher Fürsten preisgegeben, hatte Rufsland seine Stärke verloren und verblutete sich in bürgerlichen Kriegen. Bald wurde es eine asiatische Provinz und sank allmählich auf jene niedrige Stufe hinab, von welcher es erst durch die Beharrlichkeit eines *Iwan III.* und das Genie eines *Peters des Grofsen* wieder empor gehoben werden konnte.

In der Mitte des Hofraumes vor dem alten Zaren-Palaste sieht man noch die uralte, niedrige, nur aus wenig Steinen roh zusammengefugte Bühne, von welcher alljährlich dem Volke der Segen ertheilt wurde. Ihrer Bauart nach scheint sie nur für ein vorübergehendes Bedürfnifs errichtet worden zu seyn, und doch überzeugt man sich, die Steine genauer betrachtend, von ihrem hohen Alter. Daneben liegen die Läufe von fünf kolossalen Geschützen, welche abenteuerlich mit engen steinernen Gewölben überbaut, wohl mehr nur trügerische Beruhigung, als wirklichen Schutz zu verleihen im Stande waren. Nur am Osterfeste, dem einzigen Tage, wo sich noch ein vor-

übergehendes Leben in den ausgestorbnen Mauern des Kreml regt, dienen diese ungeheuern Kanonen, um dem gläubigen Volke den wichtigen Augenblick zu verkündigen, in welchem das Fest beginnt. Vor dem Zeughause liegen einige Hundert Kanonen, welche die Franzosen bei ihrem schmachvollen Rückzuge im Jahre 1812 verloren haben.

Der s. g. *Neue kaiserliche Palast*, welcher nur durch eine Terrasse vom alten Zaren-Palast getrennt wird, ist von sehr einfacher Bauart und entspricht seiner Benennung keineswegs. Er wurde 1812, drei Tage lang, vom 14. bis 17. Sept., als schon der Brand in Moskau ausgebrochen war, von *Napoleon* bewohnt, bis dieser genöthigt war, Moskau ganz zu verlassen und sein Hauptquartier aufserhalb der Stadt, in dem eine Stunde entfernten, vor der Barrière von Twer, an der St. Petersburger Strafse gelegnen, kaiserlichen Palaste *Petrowskoi* aufzuschlagen. Erst nach völlig gelöschtem Brande, am 20. Sept., kam er wieder in den Kreml zurück und verweilte hier bis zu seinem und seines Heeres Abzuge aus Moskau, am 19. Okt.

Ganz Moskau hat gegenwärtig 9904 Wohnhäuser, 273 Kirchen, 21 Klöster, 46 öffentliche Civil- und Militär-Gebäude, 71 Hospitäler, 507 Gasthöfe und Einkehrhäuser, 279 Bierschenken, 37 öffentliche Bäder, 7566 Handelsgewölbe, und wird zur Nachtzeit von 7598 Lampen erleuchtet.

Die Menge der *Kirchen* scheint im Verhält-

nifs zur Bevölkerung, welche nach der letzten Zählung 315,152 Seelen stark war, ungewöhnlich grofs zu seyn. Allein sämmtliche Kirchen, nicht blofs in Moskau, sondern auch im übrigen Rufsland, sind nur von kleinem Umfange, und selbst die Kathedralen fassen nur einige hundert Menschen. Der Grund davon ist die Strenge des Klima's, welche zur Winterszeit die Heizung der Kirchen nöthig macht; Gebäude aber von der Gröfse, wie sie anderwärts in Europa anzutreffen sind, würden gar nicht zu erwärmen seyn. Daher findet man auch selbst in den gröfsten Städten und in Gegenden, wo es keineswegs an Steinen fehlt, eine Menge hölzerner Kirchen, eben weil sich diese leichter heizen lassen als steinerne. Die gröfste der Moskauer Kirchen würde, mit der Peterskirche in Rom oder mit der Stephanskirche in Wien verglichen, nur wie eine Kapelle erscheinen. Was aber auf das Auge des Fremden einen besonders angenehmen Eindruck macht, das ist die ganz eigenthümliche, halb byzantinische, halb asiatische Bauart und Verzierung der russischen Kirchen. Das Hauptgebäude ist gewöhnlich vierseitig und hat ein beinahe flaches Dach. Ueber dasselbe erheben sich fünf Thürme, fünf kleinere an jeder Ecke und ein gröfserer in der Mitte; jeder endigt sich in eine gewölbte, nach oben spitz zulaufende Kuppel, welche ganz mit Gold oder Silber überzogen ist. Ganz oben steht ein griechisches Kreuz. Für die Glocken ist gewöhnlich ein besonderer, mit der Kirche selbst nicht

unmittelbar zusammenhangender, Thurm erbaut. Die Menge der Glocken bei einer einzigen Kirche ist oft so grofs, dafs man bei uns ganze Städte damit versehen könnte. So hat z. B. der oben beschriebne Iwans-Thurm 22 Glocken. Das Innere der Kirchen ist in der Regel mit verschwenderischer Pracht ausgeschmückt; nur erinnern diese Verzierungen allzuhäufig an die geringe Stufe von Ausbildung, auf welcher zur Zeit der Erbauung die schönen Künste gestanden haben. Wenn auch das Ganze dieser Verzierungen, in der Gesammtheit betrachtet, das Auge besticht, so erscheint das Einzelne nichts desto weniger dem prüfenden Blicke oft kleinlich und geschmacklos.

Im Allgemeinen sind die Kirchen, was die Auswahl der Verzierungen und die äufsern Formen betrifft, wenig von einander verschieden. Nur eine einzige, nämlich die Kirche zum *heiligen Basilius* (eigentlich *Wasili Blagennoi)* ist so ganz abweichend von dem gewöhnlichen Baustyl, dafs man vielleicht in ganz Rufsland kein Seitenstück zu ihr findet. Der Platz, auf welchem sie steht, ist ziemlich beschränkt; aber der Baumeister hat auf diesem kleinen Raume die gröfste Menge von Arkaden, Gallerien, Thürmen und Kuppeln zusammengehäuft und sich die gröfste Mühe gegeben, aus diesem fantastischen Werke die geringste Spur von Ebenmafs und Gleichförmigkeit zu verbannen. Auf jeden Fall hat die Idee zu einem solchen Gebäude nur in einem halbbarbarischen Kopfe entstehen und nur bei einem

geistesverwandten Volke zur Ausführung kommen können. Gleichwohl ist die Basiliuskirche nicht gänzlich von aller Schönheit entblöfst. Man weifs bei genauerer Betrachtung dieses Gebäudes nicht gleich, welchem Gefühle man Raum geben soll. Bewunderung würde hier nicht am rechten Orte seyn, aber verächtlicher Tadel eben so wenig. Man ist überrascht und erstaunt, empfindet aber zu gleicher Zeit für dieses aufserordentliche Bauwerk eine gewisse Art von Zuneigung. Die verschiednen Stockwerke des Innern umschliefsen zwanzig verschiedne Kapellen, alle so gebaut, dafs zu gleicher Zeit in jeder Gottesdienst gehalten werden kann. Die Erbauung dieser Kirche geschah unter der Regierung *Iwans des Schrecklichen* (1534 — 1548). Die Sage erzählt, dafs der Zar aus Eifersucht, seiner Hauptstadt den alleinigen Besitz eines solchen Meisterwerks zu sichern, den Baumeister, damit er nicht anderwärts von seinen Talenten Gebrauch machen möge, an der höchsten Kuppel des Gebäudes habe aufhängen lassen. Ehemals versammelte sich vor dieser Kirche, am Morgen des Palmensonntages, der gesammte Hofstaat, und mitten unter demselben erschien in seiner ganzen Majestät der Patriarch von Rufsland. Auf einem Maulthier sitzend, durchzog er in feierlicher Prozession die Strafsen von Moskau, und sah, wie sich das Volk zu beiden Seiten auf die Erde warf, um seinen Segen zu empfangen, während der Zar selbst demüthig das Maulthier am Zaume führte. Dieser feierliche

Akt war indessen wohl der einzige, wo die geistliche Gewalt sich über die weltliche zu erheben schien. Die russischen Geistlichen folgten im Ganzen stets dem Beispiele, welches ihr der byzantinische Clerus gegeben hatte. Erst im XVII. Jahrhunderte machte der Patriarch einige Versuche, seine Gewalt zu vermehren; aber *Peter der Grofse* vereitelte dieselben und vernichtete bald jeden Einflufs der Kirche auf den Staat, indem er den seit 1702 erledigten Patriarchenstuhl nicht wieder besetzte, sondern sich selbst zum obersten Haupte der griechischen Kirche innerhalb seines Reichs erklärte und die höchste Verwaltung aller geistlichen Angelegenheiten der von ihm errichteten *heiligen Synode* übertrug.

Die Kathedrale zur *Himmelfahrt*, die eigentliche Hauptkirche von Moskau, enthält die Grabstätten von eilf Patriarchen, welche nach einander den heiligen Stuhl bestiegen haben. In dieser nämlichen Kirche, welche kaum vier- oder fünfhundert Personen fassen kann, wird die *Krönung* der russischen Kaiser und ihrer Gemahlinnen vollzogen. Im Innern des Gebäudes fällt der Blick überall auf Perlen, Edelsteine und kostbare getriebne Arbeiten. Alles glänzt in einem halbbarbarischen Luxus. Steife altväterische Gemälde, Apostel, Märtyrer und andere Heilige darstellend, winden sich in langen Spirallinien an den Pfeilern und Säulen hinauf. Die Wand, welche das Heiligthum am Hochaltar verschliefst *(Iconastas)*, ist mit Heiligenbildern bedeckt, deren Rahmen

ganz aus massivem Golde bestehen. Unter den Gemälden, die der Verehrung der Gläubigen ausgestellt sind, ist ein Bildnifs der heiligen Jungfrau, welches, einer uralten Ueberlieferung zufolge, der heilige Lukas gemalt haben soll. Auch die gewaltige Krone darf nicht übersehen werden, welche zwischen den Hauptpfeilern der Kirche aufgehängt und von 48 Candelabern umgeben ist. Alles zusammen ist von massivem Silber und hat ein Gewicht von mehr als 2800 Pfund. Im J. 1812 hatte man bei Annäherung der Franzosen diese Kostbarkeiten nach einer Stadt weiter im Innern des Reiches gebracht. Der Grund zur Kirche der Himmelfahrt wurde schon 1325, unter *Iwan I.*, gelegt; aber das jetzige Gebäude besteht erst seit 1475, wo es auf Befehl *Iwans III.* durch einen aus Bologna berufnen griechischen Baumeister, der sich dorthin vor den Türken geflüchtet, aufgeführt wurde.

Dieser Kirche gegenüber erhebt sich auf der grofsen Esplanade des Kreml die Kathedrale zum *Erzengel Michael (Archangela Michaila)*, eines der ältesten Gebäude der Stadt, und schon unter *Iwan I.* errichtet. Es hat seit dieser Zeit zum Begräbnifs der russischen Zare gedient. Eine lange Reihe von Grabstätten, mit grofser Regelmäfsigkeit im Schiff der Kirche neben einander gestellt, umschliefsen die sterblichen Reste von vierzehn Herrscher - Generationen. Ueber jeder Gruft ist eine kleine Erhöhung mit einer Decke von Sammet oder Goldstoff, und unten liest man

auf einer silbernen Platte den Namen desjenigen, dessen Gebeine hier ruhen. Jedes Mal nach einer Krönung begiebt sich die kaiserliche Familie in feierlichem Zuge mit dem ganzen Hofstaate in diese Kirche, um an den Gräbern der hohen Verstorbenen ihre Andacht zu verrichten.

Unter den 21 *Klöstern* dürfte das von *Ritchie* beschriebne Kloster zum *heiligen Simon* wohl das bemerkenswertheste seyn. Es steht an dem äufsersten Ringwalle der Stadt gegen Süden und ist von einer hohen Mauer umschlossen, durch deren schmale Schiefsscharten einige kleine Kanonen dem Besucher entgegen blicken. Es enthält fünf Kirchen, die älteste vom J. 1405. Die Bilderwand *(Ikonastas)* der Hauptkirche gehört unter die prachtvollsten in ganz Moskau. Es ist eine einzige Masse von vergoldeter Bildhauerarbeit, die bis zum Deckengewölbe emporsteigt, und viele Bilder sind mit kostbaren Steinen geschmückt. Vom Thurme der Kirche hat man einen herrlichen Ueberblick der ganzen Stadt.

Die *tatarische Moschee* (oder eigentlich *Metsched*, wie sie die Tataren nennen) liegt in einem Theile der Stadt, welcher diesem Volke ehemals zur Wohnung angewiesen war. Es ist ein einfaches Ziegelgebäude ohne allen Ueberwurf. Der Muezzin steigt, wenn er zum Gebete ruft, nicht auf den Thurm, sondern auf eine Mauer, die den zur Moschee gehörigen Garten umgiebt, wo sich die Gemeinde versammelt und, bevor sie eintritt, ihre vorgeschriebnen Waschungen ver-

richtet. Das Innere ist eben so einfach als das Aeufsere. Nur der Fufsboden ist, mit Ausnahme desjenigen Theils nächst der Thüre, welcher den Nicht-Mohammedanern angewiesen ist, mit Teppichen bedeckt. *)

Die Anzahl der *Wohlthätigkeitsanstalten* ist aufserordentlich grofs und gereicht dem menschenfreundlichen Sinne der russischen Herrscher sowohl als den Grofsen des Reichs und den vermöglichern Einwohnern zu hoher Ehre. Ihre Gebäude gehören unter die schönsten der Stadt. Die Civil-Spitäler sind meist im Jahre 1682, die militärischen unter Peter dem Grofsen errichtet.

Das grofse *Waisen-* und *Findelhaus* ist eine der staunens- und bewundernswürdigsten Anstalten dieser Art in der ganzen Welt. Es macht für sich nebst allen zugehörigen Gebäuden allein ein grofses Stadtviertel aus. Das Hauptgebäude, welches mit Recht für den schönsten Palast modernen Baustyls in ganz Moskau gehalten wird, enthält bequeme Wohnungen für mehr als 2000 Personen.

Die Anstalt nimmt jährlich an 5 bis 6000 Kinder auf. Wie grofs auch die Zahl der ihr übergebnen verlassenen Geschöpfe, und welches auch ihr Gesundheitszustand, ja selbst der Rang und Stand ihrer Aeltern seyn möge: kein einziges

*) Man vergleiche im I. Jahrgang unsers Taschenbuchs (1823), S. 428 u. ff., den Artikel: *Die Tataren in Kasan.*

darf abgewiesen werden. Bei der Aufnahme darf auch nicht die unbedeutendste Frage an die überbringende Person gestellt werden. Diese empfängt blofs, wenn sie es verlangt, ein Duplicat von der Nummer, welche dem Kinde sogleich um den Hals gehängt wird. Diese Nummer ist in ein Stück Elfenbein geschnitten und macht es den Aeltern möglich, das Kind in Zukunft, wenn sie es wünschen sollten, wieder zurück zu bekommen. Will die Ueberbringerinn, falls sie die Mutter ist, das Kind selbst säugen, so wird sie auch mit in die Anstalt aufgenommen, erhält Nahrung und Kleidung und täglich 50 Kopeken. Aufserdem wird das Kind einer Amme aufserhalb der Anstalt übergeben, welche dafür monatlich 5 Rubel empfängt.

Sobald die Kinder das siebente oder achte Jahr erreicht haben, werden sie von den Ammen und Pflegmüttern an die Anstalt zurückgegeben, und erhalten nun hier in der *Vorbereitungs-Schule* regelmäfsigen Unterricht und Erziehung. Hier erforscht man sorgfältig ihre natürlichen Anlagen, körperlichen und geistigen Fähigkeiten. Diejenigen, welche Geschick zu Handarbeiten verrathen, werden in die *Gewerbschule* gethan, und erhalten Unterricht im Verfertigen von allerlei hölzernen Geräthschaften, in der Tischlerei, Drechslerei, Schlösserei u. dgl. Jene Knaben und Mädchen aber, welche sich durch besondere Geistesgaben auszeichnen, werden den wissenschaftlichen Schulen der Anstalt übergeben und erhalten Unterricht in der russischen, lateinischen, teutschen

und französischen Sprache, in der Geschichte, Erdbeschreibung, Naturgeschichte und Mathematik; die Mädchen aufserdem noch Tanzen und Musik. Nach vollendeter Lehr- und Unterrichtszeit treten die Jünglinge entweder ins Gewerbsleben über, wo für ihre erste Einrichtung gesorgt wird, oder sie beziehen ein Lyceum oder eine Universität und widmen sich irgend einem Zweige der Gelehrsamkeit oder dem Staatsdienste. Die Mädchen werden vorzugsweise als Hauslehrerinnen und Erzieherinnen (Gouvernanten) angestellt und stehen noch sechs Jahre lang unter der Aufsicht und Fürsorge der Anstalt. Einer neuern sehr wohlthätigen und zweckmäfsigen Verordnung zufolge dürfen sie in den ersten sechs Jahren keine Stelle dieser Art in den beiden Hauptstädten annehmen. Man will dadurch dem ärmern Adel in den Provinzen Gelegenheit geben, seinen Kindern ebenfalls eine gute Erziehung zu verschaffen.

Solche Knaben, welche schon frühzeitig ein natürliches Ungeschick zu industriellen Beschäftigungen und zugleich Mangel an besondern Geistesgaben verrathen, werden nach den Kron-Ansiedlungen geschickt, um zu landwirthschaftlichen Arbeiten angehalten und verwendet zu werden. Indessen sind sie von der Aushebung zum Soldaten befreit. Späterhin sucht man den Jüngling mit einem ihm anständigen Mädchen der Ansiedlung zu verheirathen und giebt ihm zum Anfange der Wirthschaft ein eingerichtetes Haus, ein Pferd,

eine Kuh, etliche Schafe u. dgl. Er bezahlt während der ersten drei Jahre keine Steuer, nicht einmal die Kopfsteuer; erst nach Verflufs dieser Zeit hat er die Lasten der übrigen Kronbauern zu tragen. Jede Colonie hat eine Kirche, eine Schule und einen Arzt.

Die Anstalt beschränkt ihre Wohlthat nicht blofs auf arme und verlassene neugeborne Kinder, sondern dehnt sie selbst auf noch ungeborne aus, d. h. sie ist zugleich eine Gebär-Anstalt. Zu dem Ende hat das Gebäude zwei besondere Pflege-Abtheilungen; eine für verheirathete, aber arme Frauen, welche hier die Entbindung abwarten und ihre Wochen halten; die andere zu gleichem Zwecke für geschwächte ledige Frauenspersonen, in Ansehung deren das strengste Geheimnifs beobachtet wird. Keine Frage über Namen, Stand und Rang darf an sie gestellt werden, und es ist ihnen selbst gestattet, das Gesicht mit einer Maske zu bedecken.

Endlich ist mit diesem grofsen Findelhause auch eine Versorgungsanstalt für *Wittwen* vom Civil- und Militär-Stande verbunden. Sie behalten ihre Kinder bei sich, wenn sie deren haben, und zwar Knaben bis zum achten und Mädchen bis zum eilften Jahre. Nach dieser Zeit kommen sie, wie die andern Waisen der Anstalt, in die verschiednen Schulen derselben. Viele solche Wittwen übernehmen freiwillig die Pflege der Kranken; doch ist keine stiftungsmäfsig dazu verbunden.

Dieses Findel- und Waisenhaus wurde von der Kaiserinn *Katharina II.* gleich nach dem Antritte ihrer Regierung im J. 1762 gestiftet und 1764, am 21. April, ihrem Geburtstage eröffnet. Das erste Mädchen, welches aufgenommen und getauft wurde, erhielt den Namen *Katharina*, der erste Knabe wurde *Paul* genannt. Schon allein in diesem Eröffnungsjahre wurden 523 Kindsr aufgenommen. Die Erweiterung der Anstalt zu ihrem jetzigen Umfange verdankte sie der 1828 verstorbnen Kaiserinn-Mutter, *Maria Feodorowna*, Gemahlinn Pauls I., einer der edelsten Frauen, die jemals eine Krone getragen. Im J. 1834 wurden 8312 Kinder aufgenommen. Folgendes ist eine Uebersicht der Anstalt, an demselben Tage, wo *Ritchie* sie besuchte. Sie enthielt, verpflegte und unterstützte:

	Knaben		Mädchen
erwachsne Kinder, die in den Schuljahren dazu gerechnet	432	.	445
Kinder an der Brust . . .	299	.	357
in der Wittwenanstalt . . .	34	.	51
unter Aufsicht von Verwandten	1691	.	1492
in der Krankenanstalt . .	19	.	38
bei Säugammen aufserhalb des Hauses	10781	.	13579
in der Colonie Seratow . .	412	.	411
in der Gewerbsschule . . .	196	.	—
an besondern Orten . . .	106	.	60
	13970	.	16433

zusammen 30403.

Es läfst sich denken, dafs die Erhaltung dieser Anstalt beträchtliche Summen kosten müsse. Indessen sind die Preise der Lebensmittel so gering, dafs im Durchschnitt die Erhaltung jedes einzelnen Kindes nur ungefähr 20 Kopeken oder $\frac{1}{5}$ Rubel (= $5\frac{1}{5}$ Kr. Conv. M.) täglich zu stehen kommt. Die Einkünfte der Anstalt bestehen in gewissen Strafgeldern bei Polizeivergehungen, in Abgaben und Taxen von öffentlichen Belustigungen, Schauspielen etc., von Versteigerungen etc. Aber das Haupteinkommen gewährt das aus ursprünglichen Schenkungen, frommen Vermächtnissen etc., herrührende Stammvermögen, welches zur Errichtung einer *Spar-* und *Leihbank* angewandt worden ist. Diese empfängt Gelder zu 5 Prozent und leiht Capitalien gegen sichere Hypothek oder sonstiges Unterpfand zu 6 bis 8 Prozent.

Unabhängig von den oben beschriebnen Zweigen der Anstalt ist im J. 1831, unter der obersten Leitung der verstorbnen Kaiserinn, das *Alexandrinische Waisen-Institut* errichtet worden. Es bezieht seine Fonds von dem grofsen Findelhause, und war ursprünglich für Kinder bestimmt, deren Aeltern an der Cholera gestorben. Gegenwärtig aber hat es sich erweitert und enthält 150 verwaiste Söhne und eben so viel Töchter verstorbner Beamten und Offiziere. Sie erhalten eine sorgfältigere Erziehung und höhere Bildung als die Kinder des grofsen Waisenhauses. Die Knaben werden zu Universitäts-Studien vorbereitet und die Mädchen zu Erzieherinnen für die vornehmern

Familien gebildet, wo sie die bisher angestellten englischen, teutschen und französischen Gouvernanten entbehrlich machen sollen.

Eine andere grofsartige Stiftung ist das *Scheremetiewsche Hospital.* Das Gebäude dieser Anstalt strotzt von jenem Reichthum an äufsern Verzierungen, welcher die moderne russische Architektur auszeichnet. Einhundert und vierzig Greise sehen hier friedlich und behaglich dem Ziele ihrer irdischen Laufbahn entgegen. Die Zimmer, welche sie bewohnen, sind geräumig, geschmackvoll ausgemalt, sogar verziert, und das Gebäude hat eine so ansehnliche Gröfse, dafs in einem und demselben Gemache nicht mehr als zwei oder höchstens drei Personen zu wohnen brauchen. Kleidung, Wäsche und Möbeln sind von ausgesuchter Reinlichkeit; die Kost ist vortrefflich; ein Garten bietet Gelegenheit zum Lustwandeln dar, und die Kränklichen oder Gebrechlichen beschäftigen sich mit der Blumenpflege vor ihren Fenstern. Dasselbe Hospital enthält überdiefs Säle und Gemächer mit 60 Betten für Kranke, welche, eben so wie die Spitalpfleglinge, ohne Unterschied der Nation, des Standes und Glaubens aufgenommen werden.

Der verstorbne Graf *Scheremetiew*, einer der reichsten Grundbesitzer Rufslands, war der Stifter dieses Hospitals und schenkte ihm, nachdem er eine halbe Million Rubel auf die Errichtung des Gebäudes verwendet, 8400 Bauern. Als er starb, fügte sein Sohn und Erbe zu dieser Doti-

rung der Anstalt noch eine jährliche Summe von 25,000 Rubel. Die Anstalt, deren Einkommen sich jetzt auf 140,000 Rubel beläuft, ist im Stande, aufser jenen Pfründlern und der Krankenpflege noch eine beträchtliche Anzahl von Hausarmen zu unterstützen und jedes Jahr beinahe fünfzig junge Mädchen bei ihrer Verheirathung auszustatten.

Aehnliche von Privatpersonen gestiftete, wohlthätige Anstalten dieser Art sind: das *Galizinsche* und das *Andreiewsche Hospital*, so wie das *Invalidenhaus* der Fürsten *Kurakin*.

Unter den übrigen zu weltlichen Zwecken bestimmten Gebäuden der Stadt verdient der ungeheure *Kaufhof (Gostinoi Dwor)*, in der chinesischen Stadt (Kitaigorod) eine besondere Erwähnung. Der russische Name bedeutet eigentlich *Gasthof*, d. h. *Hof der Handelsgäste*. Gebäude dieser Art findet man in allen nur einigermafsen bedeutenden russischen Ortschaften, und sie stammen aus den ältesten Zeiten. „Als bei den slawischen Völkerschaften" — sagt Dr. *Erman* — „die Vorliebe zu Wanderungen und Reisen noch mächtiger wirkte als jetzt, war es Gebrauch, zu bestimmten Jahrszeiten, in dazu geeigneten freien Landstrecken, meist gewissen Hauptflüssen nahe, des Handels wegen sich zu versammeln. Damals, wie zum Theil noch jetzt, fehlte es an gemeinnützigen Transport - Mitteln und die Kaufleute selbst führten ihre Waaren einzeln zum Marktplatze herbei. Man mufste also darauf bedacht seyn, den zahlreichen Führern sowohl als ihrem

Zugvieh eine angemessene Beherbergung zu verschaffen, und so entstanden die *Höfe der Handelsgäste (Gostinnie Dwori)*, den *Karawanserais* turkomannischer Länder ähnlich, oder vielmehr, ihrer Bestimmung nach, die *Karawanserais* und die *Bazare* gleichzeitig ersetzend. Wurde in offnen und unangebauten Ebenen der Markt gehalten, so lagerten sich die herbeigezognen Käufer in eignen Hütten oder Zelten rings um die Herbergen der Händler *(Kaufhaus)*; in Städten aber war man beflissen, Letztere so viel als möglich in der Mitte der wichtigern Wohnhäuser zu erbauen.“

Der Moskauer Kaufhof besteht eigentlich aus zwei durch eine Strafse getrennten Abtheilungen; beide sind im Wesentlichen wie der Kaufhof zu St. Petersburg gebaut und eingerichtet,*) übertreffen aber denselben an Mannichfaltigkeit und Bedeutsamkeit des Verkehrs bei weitem. Sie enthalten 25 Gallerien, jede für eine besondere Gattung von Waaren bestimmt, und die Zahl der Gewölbe und Buden beträgt mehr als 5000.

Die Haupt-Vorderseite des Kaufhofes bildet die eine Seite des *Rothen Platzes (Krasnaja Ploschtschad)*, welcher sich bis zu den Mauern des Kreml erstreckt. In der Mitte dieses Platzes erhebt sich auf einem Fufsgestell von Granit, als Denkmahl eine kolossale Gruppe von Bronze, wel-

---

*) Man vergleiche den IX. Jahrgang (1831) unsers Taschenbuches, S. 323.

che den *Bürger Minin* und den *Fürsten Poscharskoi* vorstellt. Diese heldenmüthigen Patrioten bewirkten vor mehr als zweihundert Jahren, der eine durch sein Geld, der andere durch seinen Degen, die Befreiung ihres Vaterlandes. Rufsland war, nach dem Erlöschen der Dynastie Rurik, entkräftet durch die Tyrannei eines *Gudonow*, eines *Schuiski* und mehr als eines falschen *Demetrius*, welche sich mit Gewalt des Thrones bemächtigten, allen Schrecken der Anarchie preisgegeben und zuletzt ein Raub der *Polen* geworden. *Wladislaw Wasa*, Sohn König Sigmunds III., hatte sich 1610 in Moskau krönen lassen. Die Anarchie erreichte nun ihren höchsten Gipfel. Obschon durch eine vorhergegangene Capitulation die Unverletzbarkeit des Zarthums verbürgt worden war, so machte Sigismund gleichwohl, selbst zum Nachtheil seines eignen Sohnes, den Versuch, Rufsland zu zerstückeln. Nie war dessen Lage gefahrvoller gewesen, als in diesem Augenblicke. Da erinnerten sich einige heldenmüthige Männer, dafs sie noch ein Vaterland hätten. Der Fürst *Dmitri Michailowitsch Poscharskoi* erliefs einen Aufruf an den russischen Adel und zugleich entflammte *Kosma Minin*, ein schlichter aber reicher Bürger in *Nischni-Nowgorod* die Herzen seiner Landsleute. *Nischni-Nowgorod*, *Jaroslaw*, *Kostroma* griffen zu den Waffen. Die Fürsten *Poscharskoi* und *Trubetskoi* führten gemeinschaftlich mit dem Bojaren *Scheremetiew* den Oberbefehl über die Truppen, welche *Minins* und sei-

ner Mitbürger Gold ins Feld gestellt hatte und unterhielt. Moskau wurde mit Erfolg belagert, Wladislaw vertrieben, die polnischen Truppen, welche Sigismund zu seiner Unterstützung geschickt hatte, geschlagen und Rufsland seine Unabhängigkeit wieder gegeben. Den erledigten Thron erhielt, 1613, *Michael Romanow*, der Sohn des *Nikita Romanow*, eines Verwandten Iwans IV., welchen der eifersüchtige Godunow gezwungen hatte, ins Kloster zu gehen.*)

Der mit der Verewigung jener heldenmüthigen Vaterlandsfreunde beauftragte Künstler, *Martosch*, hat seine Aufgabe gut zu lösen gewufst. Die Stellung beider Figuren ist voll Adel und Würde, und wenn auch ein streng prüfendes Auge einige Fehler im Einzelnen auffindet, so kann man doch dem Kunstwerke, als Ganzes betrachtet, lobpreisende Anerkennung nicht versagen. Das Fufsgestell enthält die Inschrift: *Dem Bürger Minin und dem Fürsten Poscharskoi das dankbare Rufsland.* Der Künstler hat der Volksmeinung gehuldigt, dafs eigentlich dem *Bürger* der Ruhm gebühre, den Kampf, welchen die Nation mit Erfolg unterhielt, angeregt zu haben. Er hat nämlich *Minin* in einer Weise dargestellt, welche den Feuereifer für seine Angelegenheit und den muthigen Entschlufs das Vaterland zu retten, in

*) *Schnitzler Essai d'une Statistique générale de l'Empire de Russie*, etc. Paris et St. Petersbourg, 1829. S. 377 u. f.

jeder Bewegung und Miene ausdrückt, während *Poscharskoi* in Trauer versunken ist über das Elend, in welchem Moskau schmachtet, und nur durch die kriegerischen Aufmunterungen des Nischgoroder Bürgers wieder ermuthigt wird.

Der ganze Stadttheil Kitaigorod gehört, wie sich Dr. *Erman* ausdrückt, dem behaglichen Volke der Krämer. Während besoldeten Kaufdienern *(Prikaschtschiki)* die Sorge der Buden übertragen ist, sieht man die bärtigen Besitzer auf der Strafse in der Nähe des Kaufhofes mit einander verkehren. Mit mäfsiger Geduld scheinen sie nur von der Gunst des Zufalls zu leben, und die phlegmatische Sorglosigkeit ihrer Gespräche ist bei den Moskauern sprichwörtlich geworden. Da die Kaufleute einen wesentlichen Bestandtheil der Bevölkerung von Moskau bilden, und zugleich in Beziehung auf Lebensweise und staatsbürgerliche Verhältnisse, wie überhaupt in Rufsland, sich vielfach von ihren Gewerbsgenossen anderer europäischer Staaten unterscheiden: so wollen wir die Beobachtungen und Bemerkungen desselben Reisenden, wie er sie während seines Aufenthalts in Rufsland zu machen Gelegenheit hatte, hier mittheilen.

Die russischen Kaufleute werden nach der Gröfse ihres Vermögens in drei sogenannte *Gilden* oder Rangklassen eingetheilt. In die *erste* Gilde gehören die, welche ein Vermögen von wenigstens 50,000 Rubel angeben; in die *zweite* die mit wenigstens 20,000 und in die *dritte* die mit wenigstens 8000 Rubeln aufgezeichneten Bürger.

Uebrigens kann sich in eine dieser Gilden jedes nicht im Staatsdienste befindliche Individuum, welches mit seinem angegebnen Vermögen Handelsunternehmungen beabsichtigt, einschreiben lassen, und es steht dieser Eintritt nicht blofs den *Freigebornen*, sondern auch solchen *Leibeignen* frei, welche eignes Vermögen erworben haben und ihre Grundherrn statt durch unmittelbare Dienstleistungen, mittelst einer jährlichen Abgabe zu befriedigen im Stande sind.

Im Allgemeinen geniefst der russische Kaufmann, selbst der freigeborne und zur ersten Gilde gehörige, sei er auch noch so reich, nicht den Grad von bürgerlichem Ansehen, welcher ihm in Teutschland, Frankreich, England etc. zu Theil wird. Der Grund davon liegt theils in den geringschätzigen Ansichten der höhern Stände Rufslands in Beziehung auf bürgerliche Beschäftigungen, theils in den Eigenthümlichkeiten des Handelsstandes selbst. Dieser ist nämlich ausschliefslich auf Gelderwerb bedacht und hangt mit halsstarriger Beharrlichkeit an einer gewissen Alterthümlichkeit in Kleidung und Lebensweise, welche mit den Ansichten der höhern Stände und den Beamten im schneidendsten Widerspruche steht. Selbst in St. Petersburg, wo doch das Beispiel der mit ihnen gleiche Beschäftigung habenden Ausländer weit häufiger ist, als in Moskau und andern Provinzial-Städten, vermeiden es die einheimischen Kaufleute geflissentlich, von ihrer einfachen und durch die Umgebungen höchst veraltet

erscheinenden National-Tracht im Geringsten abzuweichen. Mit sehr wenigen Ausnahmen tragen sie lange Bärte, (daher sie auch den Spitznamen *Borodatschi*, Langbärte, führen), und nur in seltnen Fällen sieht man sie bequemere europäische Kleidung, anstatt des alterthümlichen weiten Rockes *(Kaftan)* und eines ihn zusammenhaltenden Leibgurtes *(Kuschak)*, anwenden. Eben so alterthümlich einfach ist ihr ganzes häusliches Leben. Selbst die reichsten russischen Kaufleute enthalten sich mancher sinnlichen Lebensgenüsse, blofs weil diese, nicht dem Herkommen gemäfs und das Gepräge modernen Leichtsinnes tragend, mit ihrem Hauptberuf, dem Handelsgeschäft, unverträglich erscheinen. Es bedarf keiner Erinnerung, dafs Leute dieser Art nicht geneigt seyn werden, mit den ihnen in so vielfacher Hinsicht ganz fremden Staatsdienern auf anderem Wege zu rivalisiren oder sich mittelst ihres grofsen Vermögens eine Art äufsern Ansehens zu verschaffen. Geflissentlich beschränken sie ihren vertrautern Umgang nur auf ihre Gewerbsgenossen, unter welchen sie übrigens keine Auswahl in Bezug auf gröfsern oder geringern Reichthum treffen. Auch die *Frauen* des russischen Handelsstandes erkennt man, aufser dem dafs sie sich durch eine reiner erhaltene National-Physiognomie vor den Frauen der höhern Stände auszeichnen, leicht an der von ihnen bald mehr, bald weniger beibehaltnen volksthümlichen Tracht, namentlich was den Kopfputz und die Haare betrifft.

Die kaufmännische Laufbahn wird häufig mit äufserst geringen Mitteln begonnen und zwar in Moskau zunächst auf dem grofsen Trödel- oder Tandelmarkte, welcher unmittelbar an die Kaufhöfe angränzt und gewöhnlich, ohne dafs man etwas Anstöfsiges in dieser Benennung fände, *Wschiwui Ruinok* d. h. der Läusemarkt, genannt wird. Aufserdem sind bei der ärmern Volksklasse die s. g. *Podrjadi* sehr beliebt. Man versteht darunter jede Art von Uebereinkommen mit reichen Besitzern, theils um irgend eine verlangte Leistung auszuführen, theils auch um durch Pachtung von kurzer Dauer sich einen augenblicklichen Erwerb zu verschaffen. Zu dieser Klasse von *Podrjadtschiki* (Unternehmern) gehört unter andern auch eine grofse Anzahl von jährlich nach Moskau einwandernden Bauern (s. g. *Pafsbauern)*, welche im Frühling kleine Landstücke bei der Stadt miethen und darauf mit aufserordentlichem Fleifse Gartengewächse aus Samen ziehen, von welchen sie ganze Säcke voll mitbringen. Schon ein Theil ihres Verdienstes ist bei diesen, so wie bei ähnlich beschäftigten Landleuten hinlänglich, ihrem Grund- und Leibesherrn die verlangte Steuer zu bezahlen und neue Erlaubnifs zum Wandern zu erhalten. Andere pachten und bewirthschaften Treibhäuser, deren grofse Anzahl mitten im Winter die meisten Obstarten in Menge liefert. Werden diese *Podrjadtschiki* nur einigermafsen vom Glücke begünstigt, so gehen sie bald zu ausgedehntern Unternehmungen ähnlicher Art über, zu

denen in den Moskauer Zeitungen sowohl von Privatleuten als Behörden täglich Gelegenheit dargeboten wird. Sie verbinden sich unter einander oder benützen das etwa schon Erworbne, um Leute ihres Gleichen zu miethen. Bald sind Holz oder Steine zu Bauwerken zu liefern, bald Pferde oder Arbeiter zu stellen, und zwar nicht nur für die Nähe der Hauptstadt, sondern eben so gut auch für die entferntesten Provinzen des Reichs, weil man überzeugt ist, dafs der Trieb zum wandernden Leben und die Hoffnung eines, wenn auch noch so geringen Gewinnes, sicher Meldungen veranlassen werden. Zur Pacht eines zu eröffnenden Steinbruchs im südlichen Rufsland, zum Transport der in der Krym gewonnenen Weine hört man gleichmäfsig in Moskau die reichern *Podrjadtschiki* auffodern. Gemeiniglich werden alle solche Pachtungen und Leistungen durch Feilbietung, d. h. an den Mindestfodernden, überlassen.

Wie das Gewerbe dieser Leute allmählich in das der eigentlichen Kaufleute übergehe, ist leicht zu ersehen. Der Eintritt leibeigner Bauern in städtische Zünfte erfolgt um so häufiger, als er sich auch mit dem Vortheile des Gutsherrn verträgt; denn die Abgaben der mit bürgerlichen Gewerben beschäftigten Leibeignen sind meist ansehnlicher als der Ertrag von den Feldern, welche, bei mangelndem Interesse der Arbeiter, stets nachlässig von ihnen bestellt werden.

Auf dem oben erwähnten *Rothen Platze*, in

der Nähe der Kaufhöfe, sieht man häufig gröfsere oder kleinere Gruppen von Männern und Weibern, welche ihre Herren dorthin geschickt haben, damit sich ein Miether oder auch wohl ein Käufer für sie finde. Es sind Leibeigne, die wegen Mangel an Gelegenheit sie zu beschäftigen, ihrem Besitzer bisher keinen Nutzen gebracht haben. Uebrigens hat dieser Verkehr nicht, wie Manche sich wohl einbilden dürften, die mindeste Aehnlichkeit mit einem asiatischen oder amerikanischen Sklavenmarkte, sondern er gleicht vielmehr den öffentlichen Anstalten, welche in manchen teutschen Städten für die Vermiethung des Hausgesindes bestehen. Die Sache ist so durchaus gewöhnlich und für die Betheiligten selbst so gleichgiltig geworden, dafs man niemals nöthig hat, den auf den Markt Geschickten einen Wächter oder Bevollmächtigten des Herrn beizugesellen, sondern ihnen selbst die Sorge für eine neue Art der Existenz überläfst. Oefter noch als die Ausstellung auf dem Markte werden in Moskau Zeitungsanzeigen zu diesem Zwecke benützt. Indessen kommen auf diese Art häufiger Miethungen als Käufe zu Stande. Die Miethung ist nämlich sowohl für die wohlhabendern Bürgersleute, als auch für die grofse Zahl der ansässig gewordnen Ausländer, der einzige Weg, sich Dienstleute zu verschaffen.

Ritchie beschreibt eine grofse Mittagstafel bei einem der reichern Kaufleute von Moskau.

„Die Gäste" — sagt er — „werden in der

Hausflur von verschiednen bärtigen Bedienten empfangen, und in das Vorzimmer geführt, um Mäntel und Shawls abzulegen. Diese Bedienten sind, so wie die bei der Tafel aufwartenden Lakeien gewöhnlich nur für diesen einzelnen Tag gemiethet. Das nächste Zimmer, welches betreten wird, ist das Speisezimmer, wo man schon die sorgfältig gedeckte Tafel erblickt. Aber man wird für diesen Augenblick nur durchgeführt und gelangt, vielleicht noch durch ein paar andere Gemächer, in das Besuchzimmer. Dieses ist dunkel- und hellblau gemalt, welches die beiden Lieblingsfarben der Russen sind. Die Wände sind mit Familienbildnissen und einigen andern Gemälden behangen, denen man eine gewisse Originalität nicht absprechen kann. In einer Ecke des Zimmers sieht man das Bild des Schutzheiligen der Familie, geschmückt mit Bändern, Ostereiern, künstlichen Blumen und verdorrten Palmzweigen vom letzten Palmsonntage her. Vor dem Heiligenbilde hangt an einer messingnen Kette eine brennende Lampe mit vielfarbigem Glas.“

„Hier sitzt nun eine Anzahl Damen in schweigender Erwartung der zu beginnenden Unterhaltung. Die Anzahl der bis jetzt angekommnen Herren ist noch nicht stark genug, um sich an diese Citadelle weiblicher Schönheit zu wagen; wir haben sie in abgesonderten kleinen Gruppen im Speisezimmer oder in den Zwischengemächern gesehen. Da wir Fremde sind, so machen wir eine tiefe Verbeugung, welche von der Frau vom Hause

anmuthig erwiedert wird; aber einer von uns, der das Glück hat, genauer mit ihr bekannt zu seyn, nähert sich der Stelle, wo sie sitzt. Er beugt sich und küfst ihr die Hand, und indem er sich wieder aufrichtet, küfst sie ihn auf die Stirn. Wir wenden uns nun auch gegen die übrigen Damen, verbeugen uns mehrmals und treten dann seitwärts, um das Weitere abzuwarten."

„Die Gesellschaft wird bald zahlreicher; die in den Nebenzimmer Versammelten benutzen die Gelegenheit, im Gefolge neuankommender Gäste sich herein zu schleichen. Die Damen begrüssen und küssen einander sehr lebhaft und auch die Herren umarmen sich, wahrscheinlich ebenfalls unter lauten Küssen, obschon man diefs der langen und struppigen Bärte wegen nicht bemerken kann. Die Damen sind in der Regel modisch gekleidet, obwohl etwas übertrieben aufgeputzt. Sie unterscheiden sich dadurch von dem einfachern und geschmackvollern Anzuge der Adeligen. Ist diefs nicht die Fürstinn N. N.? fragte ich eines Tages meinen Freund und deutete auf eine Dame, die mit dem Rücken gegen mich stand. Sie sieht ihr allerdings sehr ähnlich, war die Antwort; aber sie ist es nicht, denn sie ist zu kostbar gekleidet; es mufs eine Kaufmannsfrau seyn. — Gewöhnlich legen bei solchen Gastmählern die Frauen das kleine Tuch ab, welches sie sonst aufser dem Hause auf dem Kopfe zu tragen pflegen. Das Hauptstück ihres Anzugs ist der *Sarafan*, eine lange Robe von sehr reichem dicken



Seidenstoff, gewöhnlich stark dunkelroth oder von einer andern grellen Farbe. Die Männer gehen in Kaftan und Stiefeln einher, und die wenigen, welche sich in sogenannter „teutscher Tracht" zeigen, wozu vor allen Dingen ein Haarzopf gehört, machen neben den echten bärtigen Russen eine jämmerliche Figur."

„Nachdem die ersten Begrüssungen vorüber sind, ziehen sich die Männer wieder zurück und nehmen in einer andern Abtheilung des Zimmers eine defensive Stellung an, während die Frauen, gleichsam durch diese Kriegslist des Feindes in Verlegenheit gebracht, nach einigen schwachen Versuchen, eine Unterhaltung zu Stande zu bringen, wieder in ihr voriges Stillschweigen versinken. Dieses wird jedoch bald durch die Bedienten unterbrochen, welche, um vorläufig den Appetit zu wecken, ein kleines Voressen herum reichen, bestehend in Kaviar, Anchovies, geräuchertem Lachs, Häring, Käse, Zwiebeln etc. etc. nebst kleinen Schnittchen Brod und verschiednen Sorten Liqueurs. (Dieser Gebrauch wird auch in den Häusern der Adeligen beobachtet.) Jedermann spricht diesen guten Dingen zu, und die Damen, welche durch diese Erfrischung erst Muth bekommen zu haben scheinen, erheben sich, sobald die Tafel angekündigt worden, von ihren Sitzen, ziehen in Reihe und Glied beherzt an den Männern vorüber und begeben sich in das Speisezimmer. Die Männer ihrerseits warten, bis die letzte Dame vorüber ist, halten dann eine kurze

Berathschlagung über Rang und Vortritt, und folgen nun ihren schönen Gesellschafterinnen nach.“

„Die Tafel ist ganz so besetzt, wie man sie bei dem höhern Adel findet. Die Speisen sind von französischen Köchen zubereitet, die für diesen einzelnen Tag gemiethet werden. Auch die Gläser, Teller, Schüsseln, Messer und Gabeln etc. sind nur ausgeliehen. Die Tafel ist überdieſs mit allerlei Schaugerichten, vergoldeten Tempeln und andern Aufsätzen geschmückt. Die Gäste setzen sich nieder, die Herren auf der einen, die Damen auf der andern Seite, während der Herr und die Frau vom Hause stehen bleiben. Es ist ihr Geschäft, Alles was die Bedienung der Gäste und die Besorgung der Tafel betrifft, sorgfältig zu beobachten. Nichts entgeht auch wirklich ihrer Aufmerksamkeit. Kein Teller bleibt einen Augenblick leer, noch ein Glas ungefüllt. Endlich wird eine Gesundheit ausgebracht. Es gilt „dem Kaiser!“ Plötzlich öffnen sich die Thüren und ein musikalischer Tusch tönt herein aus dem Nebenzimmer, mit welchem die Gäste ihr Jubelgeschrei verbinden. Das neue Volkslied: „Gott erhalte den Kaiser!“ wird angestimmt und von den meisten Anwesenden recht gut vorgetragen. Noch verschiedne Gesundheiten folgen, während ein Glas Champagner nach dem andern geleert wird. Auch sonstige französische Weine sind auf der Tafel, desgleichen Madeira, den die Russen besonders hoch schätzen. Dem Engländer wird vorzugsweise eine Flasche Portwein hingesetzt. . . . . . Nach

aufgehobner Tafel begiebt man sich in derselben Ordnung wie früher, d. h. die Damen zuerst, wieder in das Besuchzimmer, um die etwas schwer gewordnen Häupter durch eine Schale Kaffeh zu erleichtern und nimmt dann unter vielfältigen Danksagungen, Verbeugungen und Küssen Abschied."

V.

KÜNSTE UND GEWERBE DER CHINESEN.

NACH DAVIS. *)

Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, dafs die drei Erfindungen, welche wir Europäer als die wichtigsten der neuern Zeiten betrachten, nämlich die *Buchdruckerei*, das *Schiefspulver* und der *Compafs*, ihren Ursprung von den Chinesen herleiten. Wie sehr wir dieselben auch in der Vervollkommnung und Anwendung dieser Gegenstände übertroffen haben mögen, so können sich doch die Chinesen rühmen, sie zuerst gekannt und besessen zu haben. Wahrscheinlich hat sich die Kunde davon allmählich auf dem Wege des Handels, über Klein-Asien oder das Rothe Meer, nach Europa verbreitet.

---

*) *The Chinese.* A General Description of the Empire of China and its Inhabitants. By *J. Fr. Davis* etc. late His Majesty's Chief Superintendent in China. II. Volumes. London, 1836. mit 56 Holzschnitten.

Es ist ausgemacht, dafs die Chinesen schon im zehnten Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung gedruckte Bücher gehabt haben. Das eigentliche Verfahren dabei ist freilich von dem unsrigen sehr verschieden; aber die Hauptsache ist ganz dieselbe wie bei uns. Kurz vor dem Anfange der Dynastie *Sung*, um die Mitte des X. Jahrhunderts, sollen auf Veranlassung des Staatsministers *Fung-tau* die ersten Versuche in der Art gemacht worden seyn, dafs mit Steinblöcken, auf welchen die Schrift *eingegraben* war, gedruckt wurde, so dafs der Grund des *Papiers schwarz* und die *Schrift weifs* erschien. Diefs führte weiterhin zu der verbesserten Erfindung hölzerner Tafeln, auf welchen die Charactere *erhaben* ausgeschnitten waren und folglich beim Abdruck die *Schrift schwarz* erschien, das übrige *Papier* aber *weifs* blieb. Diese noch immer gebräuchliche Art von Stereotypen-Druck pafst für die chinesische Schrift mehr als für irgend eine andere. Das europäische Alphabet besteht blofs aus einer kleinen Zahl Buchstaben, deren unzählbar vielfältige Verbindungsweisen die verschiednen Sprachen bilden. Bei den Chinesen aber hat jedes *Wort* sein eignes Schriftzeichen. Die Buchstaben unsers Alphabets sind alle im Bereich des vor seinem Kasten stehenden Schriftsetzers, und er trifft, durch lange Uebung geleitet, fast blindlings jedes Fach, ohne es erst mit den Augen suchen zu dürfen. Aber in China müfste sich ein Briareus mit einem Argus verbin-

den, um in der Auswahl dieser Hunderte und Tausende von Schriftzeichen keinen Fehlgriff zu thun. Aufserdem macht auch der Umstand, dafs die heiligen Bücher der Chinesen von einer Volksmenge, die man nach Hunderten von Millionen berechnet, gelesen werden, den Stereotypen-Druck zum Bedürfnifs.

Indessen kommen doch Fälle vor, wo der Gebrauch beweglicher Typen den Vorzug verdient, und dann werden sie auch wirklich von den Chinesen angewendet. Ein Beispiel dieser Art ist das s. g. *Rothe Buch* oder der *Staats-Kalender*, welcher die Namen und Bedienstungen aller Beamten des Reichs enthält. Jedes Vierteljahr erscheint eine neue Auflage desselben, und da die Charaktere, welche er enthält, fast immer die nämlichen sind und nur jedes Mal anders zusammengestellt werden, so findet man es bequem, für diese bestimmte Anzahl von Charakteren bewegliche Typen zu verfertigen. Aufser dem Kalender werden auch noch einige andere Werke auf diese Weise gedruckt. Für die gewöhnliche Literatur hat der Stereotypen-Druck noch einen andern Vortheil; es können gerade nur so viel Exemplare abgezogen werden, als für den jedesmaligen Bedarf nöthig sind, und man läuft keine Gefahr, Maculatur zu drucken.

Das gewöhnliche Material zu den Platten ist Birnbaum-Holz oder *Lei-mu*. Die Platte oder der Block, von hinlänglicher Dicke, wird sauber beschnitten und so geviertet, dafs zwei Seiten

darauf gehen. Dann reibt man sie mit einer Art Teig oder Kleister ab, aus gekochtem Reifs gemacht, wodurch sie vollkommen glatt wird. Die abzudruckenden zwei Schriftseiten sind unterdessen von einem eigens dazu bestimmten Manne auf dünnes durchscheinendes Papier geschrieben worden und werden nun dem Schriftschneider übergeben, der sie, so lange die Oberfläche der Platte noch feucht ist, fest darauf anklebt. Diefs geschieht jedoch in verkehrter Stellung der Charaktere, welche durch das dünne Papier vollkommen sichtbar sind. Späterhin, wenn Alles trocken ist, wird das Papier abgerieben, und die mit der Tinte abgedruckten Schriftzeichen bleiben allein auf dem Holze zurück. Es ist nun das Geschäft des Schriftschneiders, alles nicht von der Tinte bedeckte Holz zwischen den Charakteren wegzunehmen, so dafs diese in erhabener *Gestalt* auf dem Grunde der Platte erscheinen. Kleine Fehler werden, wie bei unsern Holzschnitten, dadurch verbessert, dafs man kleine Stückchen Holz einsetzt. — Für Arbeiten von nur augenblicklichem Werthe ist dieser Druck mit Holzplatten weniger anwendbar. Zu der Zeitung in Canton z. B. bedient man sich einer Composition von der Dichtigkeit des Wachses, worin die Charaktere schnell ausgeschnitten werden können.

Streng genommen, ist der Ausdruck „die chinesische Presse," als Buchdruckerei oder Schriftenthum bezeichnend, nicht richtig: denn es wird beim chinesischen Druck von keiner Presse Ge-

brauch gemacht. Das Papier, welches fast so dünn und schwammicht, oder Tinte einsaugend ist, als unser s. g. Silberpapier, nimmt die nasse Schrift bei der leisesten Berührung an und würde durch den mindesten scharfen Druck beträchtlich leiden. Der Drucker hat in jeder Hand eine Bürste. Mit der einen trägt er die Tinte oder Farbe auf die Schriftplatte und mit der andern, welche trocken ist, fährt er leise über das Papier, mit welchem die Platte bedeckt worden, wodurch die Schrift sich demselben vollkommen mittheilt. Beides geschicht so geschickt und so schnell, dafs ein Mann 2000 Abdrücke täglich machen kann. Das Papier wird seiner Dünne und Durchsichtigkeit wegen nur auf Einer Seite bedruckt und jeder Bogen (der, wie schon gesagt, nur zwei Schrift-Columnen hat) wird rückwärts gefaltet, so dafs die zwei weifsen Columnen der andern unbedruckten Seite sich nach innen berühren. Die Falte macht daher den äufsern Rand des Buchs (was wir den Schnitt nennen) und die Bogen werden am andern Ende zusammengeheftet, so dafs ein dieses Verfahrens Unkundiger glauben kann, ein chinesisches Buch sei ein neues Werk, das noch nicht aufgeschnitten worden. Beim Zusammenfalten der Bogen richtet sich der Arbeiter nach einer schwarzen Linie zwischen beiden Columnen, welche hier die Stelle der Löcher vertritt, die bei uns durch die Spitzen der Presse gemacht werden und unsern Buchbindern zur Richtschnur dienen.

Jedes chinesische Buch ist eine Art von Brochüre, mit seidnen Faden geheftet und sauber mit einem Umschlage von glattem und weichem Papiere versehen. Die gewöhnlichen Bücher sind beträchtlich wohlfeiler als in Europa, namentlich in England. Drei oder vier Bände eines Werks in Octav kann man für ungefähr einen Gulden haben. Diese Wohlfeilheit rührt theils von der einfachen Art des Drucks, theils von dem geringen Preise des Papiers her. Was unsere Kupferstecher und Kunsthändler *Indisches* oder *Chinesisches Papier* nennen, sind die grofsen Bogen, in welche chinesische Seidenzeuge, die aus Canton kommen, eingewickelt werden. Man kauft sie gewöhnlich in London zu sehr hohen Preisen, könnte sie aber kistenweise an Ort und Stelle äufserst wohlfeil erhalten. Indessen liegt in England ein ansehnlicher Zoll auf ihrer Einfuhr.

Die Zeit, wenn das *Papier* in China erfunden worden, scheint zu beweisen, dafs einige der wichtigsten Künste, die mit den Fortschritten der Civilisation in Verbindung stehen, kein ausgezeichnet hohes Alter bei den Chinesen haben. Zu den Zeiten des *Kongfutse* (Confucius) schrieb man mit einem Griffel auf fein abgeschnittne Bambus-Rinde. Hierauf bediente man sich der Seide und der Leinwand, woraus sich der Umstand erklärt, dafs der Charakter *Tschei*, welcher Papier bedeutet, mit dem Charakter für Seide zusammengesetzt ist. Erst um das Jahr 95 unserer christlichen Zeitrechnung wurde das Papier erfunden.

Die Stoffe, aus welchen man es bereitet, sind verschieden. Eine grobe gelbliche Sorte, die man blofs zum Einpacken verwendet, wird aus Reifsstroh gemacht. Die bessern Gattungen bereitet man aus der innern Rinde (dem Splinte) eines Maulbeerbaums, so wie aus Baumwolle, hauptsächlich aber aus Bambus. Auch wird altes, schon gebrauchtes Papier wieder verarbeitet, und selbst von Seiden- und Baumwollen-Hadern weifs man Nutzen zu ziehen. Um aus Bambus Papier zu machen, werden die Stängel desselben nahe am Boden abgeschnitten, dann nach dem Alter sortirt und in kleine Bündel zusammengebunden. Je jünger das Rohr ist, desto feiner wird das Papier. Diese Bündel legt man nun vierzehn Tage lang in schlammiges Wasser, damit sie weich werden, nimmt sie dann heraus, schneidet sie in Stücke von gehöriger Länge, schüttet sie mit ein wenig Wasser in einen Mörser und zermalmt sie mittelst einer hölzernen Keule zu einem Brei. Nachdem man ferner diese halbflüssige Masse von den gröbsten Theilen gereinigt hat, bringt man sie in eine grofse Butte voll Wasser, und thut noch mehr Bambus-Stoff hinzu, bis das Ganze hinlänglich dicht ist, um Papier daraus zu machen. Ein Arbeiter schöpft nun mit der Form, die aus schmalen Bambusspänchen, glatt und rund wie Draht, gemacht ist, so viel ein, als zu einem Bogen nöthig ist, und legt es dann zum Trocknen auf eine glatte Tafel, während andere Hände fortdauernd beschäftigt sind, die Masse umzurüh-

ren. Dieses erste Papier, welches eine gelbliche Farbe hat, taugt indessen noch nicht zum Schreiben. Die Chinesen steifen es, indem sie die Bogen in eine Auflösung von Fischleim und Alaun tauchen. Gewöhnlich sind die Bogen $3\frac{1}{2}$ Fufs lang und 2 Fufs breit. Das feine Schreibpapier wird nach dem Leimen mit glatten Steinen abgerieben und polirt.

Was man bei uns *Indische* oder *Chinesische Tinte* (oder *Tusche*) zu nennen pflegt, ist nichts weiter als die gewöhnliche, welche die Chinesen zu ihrem eignen Schreibgebrauch zubereiten. Das Schreibzeug besteht aus einem viereckigen Tintenfafs, einer kleinen schwarzen und geglätteten Schieferplatte mit einer Vertiefung an dem einen Ende, um Wasser hineinzugiefsen, einem kleinen Pinsel von Kaninchenhaar mit einem Stiel von Rohr, und einem Bündel Papier. Diese vier Gegenstände werden (aus der den Chinesen eignen Ehrfurcht vor den Wissenschaften) „die vier kostbaren Werkzeuge" genannt. Schon das Kind wird frühzeitig gewöhnt, sie stets im besten Stande zu halten, und diese Gewohnheit bleibt ihm durchs ganze Leben.

Man hat ziemlich allgemein geglaubt, die chinesische Tinte sei eine Flüssigkeit, welche eine Gattung *Sepia* (oder s. g. Tintenfische) absondern. Sie wird aber aus Lampenrufs und Leim bereitet, und ein wenig Moschus dazu gethan, um ihr einen angenehmen Geruch zu geben. Es giebt bekanntlich verschiedne Sorten. Zu den be-

sten nimmt man den Rufs, welcher durch das Verbrennen gewisser Oelgattungen entsteht. Die gewöhnlichste und wohlfeilste kommt vom Rufs des Tannenholzes. Wie fast jede Stadt und Gegend in China durch irgend ein vorzügliches Erzeugnifs vor andern berühmt ist, so wird auch die beste Tinte in *Hoey-tschau-fu*, unweit Nanking, gemacht; eine bestimmte Menge davon mufs jährlich für den Kaiser und den Hof abgeliefert werden, und heifst *Kung-mi* (gleichsam Steuertinte). Derselbe Name wird indefs auch oft jeder andern Waare gegeben, und man will dadurch ihre Vorzüge vor andern derselben Gattung anzeigen, ungefähr, als wenn die Person, welche sie verfertigt, sich „Fabrikant Seiner Majestät" oder etwa, wie bei uns, „Hofsattler," „Hofglockengiefser" etc. nennen wollte.

Was die zweite der oben erwähnten Erfindungen, die des *Schiefspulvers*, betrifft, so mag dieselbe allerdings sehr alt in China seyn; aber die besondere Anwendung desselben zu Feuergewehren ist wahrscheinlich aus westlichen Ländern gekommen. Auch hat der chinesische Name des Pulvers, welcher ungefähr *Feuerstaub* bedeutet, keine Beziehung auf Schiefsgewehre. Das Stillschweigen, welches die beiden ältern *Polo*, die um das Jahr 1273 der Belagerung von *Siang-yang-fu* beiwohnten, in Betreff der Kanonen beobachten, während sie doch der Schleudermaschinen erwähnen, scheint zu beweisen, dafs die Chinesen damals eben so unbekannt mit Feuer-

waffen waren als die Europäer. Ihre Geschichtschreiber sagen uns aber, dafs man eine, dem griechischen Feuer ähnliche, Masse zu bereiten verstanden habe, welche in die Wallgräben der belagerten Städte geworfen wurde und, sobald sie mit Wasser in Berührung kam, sich entzündete und grofse Verheerungen anrichtete. Die Erfindung des Pulvers, als einer Zusammensetzung von „Schwefel, Salpeter und Weidenkohle" ist uralt und wurde vermuthlich anfangs nur zu Feuerwerken (worin bekanntlich die Chinesen sich sehr auszeichnen) oder andern unschädlichen oder auch nützlichen Zwecken angewandt, lange vorher, ehe ihr unkriegerischer Geist auf den Einfall kam, Schiefsgewehre zu verfertigen, oder ehe sie den Gebrauch derselben von den Europäern gelernt hatten.

Vielleicht wurde die frühzeitige Erfindung des Pulvers durch den Ueberflufs an *Salpeter* befördert, welchen man in den aufgeschwemmten Ebenen um Peking eben so häufig wahrnimmt als in Bengalen. *Wilkinson*, in London, hat in einer Vorlesung über diesen Gegenstand die Verhältnisse der drei Bestandtheile angegeben, wie sie bei den Chinesen und den vornehmsten europäischen Völkern Statt finden. Es zeigte sich, dafs das chinesische Pulver nur wenig in seiner Zusammensetung von dem unsrigen abweicht. In *Frankreich* z. B. bestehen 100 Theile Pulver aus 75 Theilen Salpeter, $15\frac{1}{2}$ Kohle und $9\frac{1}{2}$ Schwefel. Das chinesische Pulver enthält in 100

Theilen $75\frac{7}{10}$ Salpeter, $14\frac{4}{10}$ Kohle und $9\frac{9}{10}$ Schwefel.

In Hinsicht der Feuergewehre haben die Chinesen stets anerkannt, wie sehr sie darin hinter den Europäern zurückstehen. Ehe sie von den Jesuiten Kanonen gießsen lernten, gebrauchten sie höchst wahrscheinlich Röhren von geschmiedetem Eisen, die durch Reifen zusammengehalten wurden. Der letzte Kaiser von der *Ming*-Dynastie ersuchte die Portugiesen in *Macao* um einige Kanonen und Artilleristen zum Beistande gegen die Mandschu-Tataren, und *Kang-hei* stellte nach der Eroberung China's den Pater *Verbiest* als Oberaufseher der Stückgiefserei an, welche Vereinigung geistlicher und weltlicher Geschäfte den ehrwürdigen Vater zu Rom nicht sonderlich beliebt machte. Was der Anwendung des Pulvers beim chinesischen Militär auf jeden Fall grofsen Nachtheil bringt, ist der Umstand, dafs die Soldaten es häufig, wo nicht immer, selbst bereiten. Es geht diefs aus einem Artikel der *Pekinger Zeitung* vom J. 1824 hervor, worin es heifst: „der Statthalter der Provinz *Hunan* erstattet Bericht über den Tod verschiedner Leute durch die Verpuffung von Schiefspulver, welches sie in ihrem Lager bereiteten. Während in dem Lager der linken Abtheilung der Truppen des Statthalters die Materialien in einem steinernen Mörser gestampft wurden, entzündete ein zufällig entstandener Funke die ganze Masse und fünf Soldaten nebst sechs andern Personen verloren das Leben."

Es bleiben jetzt noch die Ansprüche zu untersuchen übrig, welche die Chinesen auf die erste Erfindung des magnetischen Compasses haben dürften. Der verstorbene *Julius v. Klaproth* hat sich darüber in einem Schreiben an den Freiherrn *Alexander v. Humboldt*, vom J. 1834, ausgesprochen. Die erste bestimmte Spur in Europa von einer Kenntnifs der Eigenschaften, welche die Magnetnadel besitzt, findet sich in einem satyrischen Gedicht des *Guyot de Provins*, vom J. 1190. Der nächste Schriftsteller, der von dieser Erscheinung spricht, ist der Cardinal *de Vitry*, welcher Palästina zur Zeit des vierten Kreuzzuges und später, am Anfange des XIII. Jahrhunderts noch ein zweites Mal besuchte. Er sagt ausdrücklich: „Der Magnet wird in Indien gefunden;" und setzt hinzu: „Eine eiserne Nadel, welche mit dem Magnet berührt worden, richtet sich stets nach dem Polarstern, der wie die Himmelsaxe, während die andern sich umdrehen, seine Stelle nicht verändert; sie ist daher den Seefahrern sehr nothwendig und nützlich." *Klaproth* beweist aus diesen und noch einigen andern Schriftstellern, dafs der *Gebrauch* der Magnetnadel schon am Anfange des XIII. Jahrhunderts in Europa bekannt war; aber keiner von diesen Schriftstellern sagt, dafs der Compafs hier *erfunden* worden sei; sie leiten vielmehr auf die Vermuthung, dafs die Kenntnifs davon während der Kreuzzüge zu uns gelangt seyn möge. Es wird übrigens durch eine Stelle aus *Baylak*, einem

arabischen Verfasser, bewiesen, dafs der Seecompafs den Arabern um das J. 1242 bekannt war, und dieser Baylak spricht davon als von einer unter den Seefahrern in dem Meere von Syrien allgemein bekannten Sache. *Klaproth* zeigt ferner, dafs der *chinesische* Compafs um das J. 1117 genau so verfertigt war, als der, welchen Baylak bei den syrischen Seefahrern gesehen hatte. *Gioja di Amalfi*, der gewöhnlich als der Erfinder des Compasses am Anfange des XIII. Jahrhunderts angegeben wird, hat ihn wahrscheinlich durch die Seefahrer der Levante kennen gelernt.

Die Anziehungskraft des Magnets ist den Chinesen schon im grauesten Alterthume bekannt gewesen. In einem chinesischen Wörterbuche vom J. 121 nach Christus steht folgende Erklärung des Magnets: „Ein Stein, mit welchem man eine Nadel in Bewegung setzen kann.“ Pater *Gaubil*, der Jesuit, sagt in seiner Geschichte der Dynastie *Tang*, dafs er in einem Werke, welches hundert Jahr später, als das erwähnte Wörterbuch, geschrieben worden, den Gebrauch des Compasses ausdrücklich erwähnt gefunden hatte. In einem Wörterbuche, das unter der Regierung des *Kang-hei* erschienen, wird gesagt, es seien unter der Dynastie *Tsin* (also vor dem J. 419) Schiffe mit Hilfe des Magnets nach Süden gesegelt.

Aber die Chinesen waren nicht blofs mit dem Compafs im Allgemeinen bekannt, sondern sie hatten auch schon, wie *Klaproth* ebenfalls zeigt,

Kenntnifs von der *Abweichung* der Magnetnadel. Der Verfasser eines chinesischen Werkes über Heilkunde und Naturgeschichte hat unter andern folgende Stelle: „Wenn eine stählerne Spitze mit dem Magnet gerieben wird, so erlangt sie die Eigenschaft, nach Süden zu zeigen; indessen weicht sie stets nach Osten ab und ist nicht genau südlich. Wird die Nadel durch einen (aus Binsen gemachten) Docht gezogen, so wird sie auch nach Süden zeigen, aber stets mit einer Neigung gegen den Punkt *Ping*, oder $\frac{5}{6}$ Süd." *Klaproth* zeigt, dafs diefs wirklich in *Peking* der Fall ist, wie es nämlich Pater *Amiot* als Ergebnifs seiner eignen Beobachtungen eine Reihe von Jahren hindurch gefunden hat; er sagt: „die Veränderung der Magnetnadel ist in dieser Hauptstadt immer dieselbe, nämlich 2° bis 2° 30′ *westlich*. Da nun die Chinesen den Punkt der magnetischen Anziehungskraft nach *Süden* verlegen, so verwechseln sie auch die übrigen Himmelsgegenden und sagen, dafs die Nadel nach *Osten* abweicht.

Dieser Unterschied ist eine bezeichnende Eigenthümlichkeit des chinesischen Compasses, welche (nach *Barrow's* Bemerkung) auch darin sich äufsert, dafs sie ihre uralten astrologischen Kenntnisse damit in Verbindung gebracht und auf demselben eingegraben haben. Anstatt einer Windrose, wie sie unsere Compasse haben, besteht der chinesische blofs aus einer Nadel von weniger als einem Zoll Länge, in einer mit Glas be-

deckten Vertiefung hin und her schwankend, welche in einer hölzernen, fein lackirten Scheibe angebracht ist. Der breite Umfang der Letztern ist mit concentrischen Kreisen bedeckt, auf welchen die acht mystischen Figuren des *Fohi*, die zwölf Charaktere der Stunden, die zehn andern, welche in Verbindung mit diesen die Jahre des Cyclus bezeichnen, die 24 Eintheilungen des Sonnenjahrs, die 28 Mondhäuser u. dgl. m. eingeschrieben sind.

Die Chinesen scheinen von der Polarität des Magnets einen doppelten Nutzen gezogen und den Compafs in alter Zeit nicht blofs als Führer auf dem Meere, sondern auch auf dem Lande angewendet zu haben. Das Letztere geschah mittelst einer Maschine, der *magnetische Wagen* genannt, auf welcher eine kleine menschliche Figur angebracht war, die sich auf einer Spitze herum drehte und mit einem Finger stets nach einerlei Himmelsgegend zeigte. *Klaproth* hat in seinem erwähnten Schreiben die Abbildung eines solchen Wagens aus einer chinesischen Encyklopädie mitgetheilt. In einer Geschichte der Dynastie *Tsin* wird gesagt, dafs die Figur auf dem Wagen „einen Genius in einem Federkleide“ vorstellte, und dafs, wenn der Kaiser in Staatsangelegenheiten reise, dieser Wagen „stets den Weg zeigte und die vier Himmelsgegenden andeutete.“ Dergleichen magnetische Wagen waren auch um die Mitte des VII. Jahrhunderts in *Japan* bekannt, wohin die Erfindung wahrscheinlich aus China gekommen ist.

Wie alt indessen auch die Kenntnifs des Compasses bei den Chinesen seyn möge, so hat ihre *Schiffahrtskunst* doch in spätern Zeiten eher Rück-, als Fortschritte gemacht. Es ist gewifs, dafs sie ehemals bis nach Vorder-Indien gefahren sind, während ihre weitesten Reisen gegenwärtig nur bis Japan und südwärts bis zu den malayischen Inseln gehen. Das vornehmste Hindernifs jeder Verbesserung ist das unbezwingbare Vorurtheil, welches jede Aenderung in dem Baue ihrer schwerfälligen und unsichern Dschonken (Junken) verbietet. Der Rumpf dieser Fahrzeuge hat viel Aehnlichkeit mit einem chinesischen Schuh, wie sie ihn denn auch selbst damit vergleichen. Statt des Pechs überzieht man das Schiff mit einer Art Kitt, aus gebranntem Gyps und Oel gemischt, wozu bisweilen statt der Taufäden Bambus-Späne genommen werden. Ihre flachen und steifen Bastsegel setzen sie zwar in den Stand, sich in gewissen Fällen näher an den Wind zu legen, als es die europäischen Schiffe mit ihren Hanfsegeln vermögen; dagegen macht aber auch der flache Boden der chinesischen Schiffe, ohne allen Kiel, dafs sie leicht windwärts fallen, ein Nachtheil, den unsere Schiffe nicht haben. Die plumpen Anker der Dschonken sind aus einer schweren und festen Holzgattung gemacht, welche die Chinesen *Teih-mu* (Eisenholz) nennen; sie haben häufig nur Einen Arm.

So lange diese Dschonken sich auf die Nachbarschaft der Küsten beschränken, geht die Fahrt

ganz gut und sicher von Statten. Als Richtschnur dienen gewöhnlich ziemlich genaue Seekarten, auf welchen die Häfen, Strömungen, Untiefen und mehr dergleichen angegeben sind. Sonnenbeobachtungen können sie nicht machen. Zuweilen aber trifft es sich, dafs ein nach Batavia segelndes Fahrzeug so glücklich ist, einen Portugiesen aus Macao an Bord zu bekommen, welcher mit einem alten verrosteten Sextanten eine Sonnenhöhe zu nehmen und eine Breite so ziemlich zu berechnen versteht. Diefs geschieht jedoch nur auf weiten Reisen, denn bei kurzen Fahrten steuern sie ohne Karte blofs nach dem Compafs und schätzen die Entfernungen nach dem letzten Vorgebirge oder der Insel, die sie im Gesicht behalten, worin sie durch lange Uebung eine grofse Sicherheit erlangt haben.

Der bekannte Missionär *Gützlaff* fuhr als Reisender auf einer solchen Dschonke von Siam nach dem nördlichen China und hat eine vollständige und unterhaltende Beschreibung dieser Fahrt, so wie von der Führung und der innern Einrichtung eines chinesischen Handelsschiffes mitgetheilt. Die Mannschaft opfert nicht nur unaufhörlich vor dem Bilde der s. g. „Beherrscherinn des Himmels,“ der Schutzgöttinn der Matrosen, sondern selbst dem Compafs wird religiöse Verehrung erwiesen. Kleine Weihrauchstöckchen und vergoldetes Papier, in Form einer Dschonke, werden vor demselben angezündet. Die Beschreibung, welche Gützlaff von der Bemannung und Disciplin

dieser Handels - Dschonken mittheilt, erklärt in Verbindung mit der fehlerhaften Bauart und Führung derselben, den Umstand, dafs so viele jährlich zu Grunde gehen. Sie scheinen mit dem Abschaum und dem Auswurf des chinesischen Volks bemannt zu werden, mit verzweifelten Leuten, die nichts zu verlieren haben und auf dem Lande nicht länger zu bestehen wissen. Aufser dem Haupteigenthümer der Ladung oder dessen Agenten und Stellvertreter, ist noch der Capitän oder Pilot zu bemerken. Dieser sitzt fortwährend an der Windseite des Schiffs, beobachtet die Küsten und Vorgebirge und legt sich selten schlafen. Aber obgleich er den Titel eines Befehlshabers der Matrosen führt, so gehorchen ihm diese doch nur, wenn es ihnen beliebt, und behandeln ihn zuweilen nicht anders, als wenn er ihres Gleichen wäre. Dann ist ferner der Steuermann, welcher die Leitung des Steuerruders und der Segel über sich hat; ferner einige Handlungsdiener zur Beaufsichtigung der Ladung, ein Proviantmeister, der da, wo gelandet wird, für den Einkauf von Lebensmitteln sorgt, und noch ein Angestellter für den Opferdienst. Die geschicktern Seeleute, wie z. B. der Capitän und der Steuermann, führen den Namen *Tau - mu*, Kopf und Auge, die übrigen sind nur gewöhnliche Matrosen und heifsen Kameraden.

Alle diese Leute, mit Ausnahme der letztern Klasse, haben besondere Schlafstätten, eben grofs genug, um Eine Person aufzunehmen. Jeder hat

einen gewissen Antheil an der Ladung des Schiffs, oder kann eine bestimmte Waarenmenge mit an Bord nehmen. Daher ist auch die Hauptsache bei Allen der Handel und die Führung des Schiffs nur ein untergeordneter Gegenstand. Die Mannschaft übt eine vollständige Controlle über das Schiff aus und widersetzt sich jeder Mafsregel, die sie ihrem Interesse für nachtheilig ansieht, so dafs der Capitän oft genöthigt ist, den Leuten nachzugeben. In Zeiten der Gefahr werden oft alle zusammen gänzlich muthlos, und ihre Unentschiedenheit verbunden mit der Verwirrung, welche den Mangel an Mannszucht begleitet, führt häufig den Untergang des Schiffes herbei.

Weit besser als auf dem Meere hat sich der Erfindungsgeist der Chinesen in ihren Künsten und Gewerben auf dem Lande kund gethan, namentlich wohl am deutlichsten in den sinnreichen und einfachen Methoden, manche Arbeit abzukürzen und bei Gelegenheit auch wohl einen mechanischen Vortheil zu benutzen, ohne dafs derselbe eigentlich wissenschaftliche Kenntnisse voraus setzte. Das Tagebuch eines Dr. *Abel* beschreibt unter andern folgendes Verfahren, welches er beobachtete. „Ein Bursche hatte ein weites und flaches Gefäfs mit Oel vor sich, das eben erst aus der Stampfmühle gekommen war, und schlug mit einem grofsen kupfernen Stöfsel die Oberfläche desselben, um es für irgend einen besondern Gebrauch zuzubereiten. Das Gewicht des Stöfsels und die einförmig anstrengende Bewegung des Armes würde

in die Länge sehr ermüdend gewesen seyn; dagegen war aber folgendes sinnreiche Mittel als Erleichterung angewendet. Unmittelbar über dem Gefäfse mit Oel war an der Decke des Zimmers ein kleiner Bogen von Bambus mit dem einen Ende angemacht, und an dessen andern Ende mittelst eines Riemens der Stöfsel befestigt. Dieser konnte nun ohne Mühe durch die leiseste Berührung in Bewegung gesetzt werden, und wurde durch die Schnellkraft des Bambusbogens immer wieder von selbst in die Höhe gezogen. Ein junger Bursche konnte nun eine Arbeit verrichten, zu welcher aufserdem ein starker Mann erfoderlich gewesen seyn würde.“

Ueberhaupt verstehen die Chinesen in Allem, was Maschinenwesen betrifft, unsere mechanischen Hilfsmittel anzuwenden, ohne dafs sie von den theoretischen Regeln gehörig unterrichtet wären. Die Gradeintheilung ihrer *Schnellwage* beweist, dafs sie mit der Idee des Hebels und mit den Gesetzen des Gleichgewichts in Beziehung auf den langen und den kurzen Arm, und das Verhältnifs der Kraft zur Last, bekannt sind. Sie gebrauchen diese Schnellwage zur Abwägung aller Artikel, der gemeinsten Waaren, wie des Goldes und des Silbers. Auch das gezähnte Rad und das in dasselbe eingreifende Getriebe (oder der Trilling) sind ihnen bekannt. Das oberschlächtige Wasserrad wird gemeiniglich bei den Getraidmühlen angewendet, wo nur immer die Beschaffenheit des Bodens irgend einen Flufs oder Bach darbietet.



[illegible]

Verlag von [illegible] Calve in Prag





In den Gebäuden bedient man sich auch häufig einer Handmühle, die durch einen einzelnen Mann oder auch nur einen Knaben in Bewegung gesetzt wird. Sie besteht aus zwei runden Steinen über einander, wie bei unsern Mühlen, und die Bewegung geschieht durch einen langen Hebelarm, welcher mit dem einen Ende an dem Räderwerk befestigt ist, das den obern Stein umdreht. Der Saft des Zuckerrohrs wird durch ähnliche Mühlen ausgeprefst, wie diejenigen, deren man sich in den europäischen Colonien bedient. Sie bestehen aus zwei senkrechten Walzen, die durch einen Büffel, mittelst eines an die Spitze der einen Walze befestigten Hebelarmes oder Balkens in Bewegung gesetzt werden. Das Zuckerrohr wird nun zwischen die beiden Walzen gesteckt, hier zerquetscht und auf die andere Seite durchgezogen. Der ausgeprefste Saft fliefst durch eine unten angebrachte Rinne in ein grofses Behältnifs, wird von da in die Siedekessel gebracht, und nachdem er hinlänglich verdickt worden, in Fässer gethan, um dann raffinirt zu werden.

Die Chinesen zeichnen sich besonders auch durch ihre sinnreichen *Bewässerungs-Methoden* aus, welche wahrscheinlich so alt sind als ihr ganzer Land- und Gartenbau. Ein Beispiel davon ist die sinnreiche *Kettenpumpe*, welche *Staunton* in dem Berichte über Lord Macartney's Gesandtschaftsreise nach Peking beschrieben und abgebildet hat. Diese Pumpe besteht zuvörderst aus einem hohlen Trog oder hölzernen viereckigen Ka-

sten. Flache und viereckige Holzstücke, deren Länge und Breite genau zu den Dimensionen der Höhlung des Troges passen, werden in kleinen Entfernungen von einander an einer Kette befestigt, die sich über eine Rolle oder ein kleines Rad dreht, welches an jedem Ende des Kastens angebracht ist. Indem nun die Kette in Bewegung gesetzt wird, drehen sich auch die an derselben befestigten viereckigen Holzstücke oder Brettchen mit herum und treiben zugleich eine Menge Wasser vor sich her, welche den Dimensionen des Kastens entspricht, und sich, sobald es am obern Ende desselben angekommen ist, daselbst in ein bestimmtes Behältnifs (Teich, Graben, Grube etc.) ergiefst. An dem obern Ende des Kastens, worin die Kette läuft, ist queerüber eine bewegliche Axe angebracht, mit einem Rade in der Mitte, welches an seinem Umfange mit ähnlichen viereckigen Holzstückchen versehen ist, wie die an der Kette sind, in welche sie beim Umdrehen eingreifen und diese dadurch vorwärts treiben. Die Umdrehung der Axe und des Rades kann auf dreierlei Weise geschehen. Wenn eine beträchtliche Quantität Wasser durch die Maschine gehoben werden soll, so werden an der Axe eine Anzahl hölzerner Arme in bestimmten Entfernungen angebracht, welche an ihrem andern Ende zwei Queerarme haben (wie ein lateinisches T) und somit eine Art Stufen bilden, auf welche man den Fufs setzen kann. Indem nun mehre Arbeiter auf diese Stufen treten, bewirken sie die Um-

drehung des an der Axe befestigten Rads und folglich auch der Kette. Eine Queerstange weiter oben dient den Arbeitern zum Anhalten. Eine zweite Methode, die Kettenpumpe zu bewegen, ist die mittelst eines Ochsen oder Pferdes, welches an den verlängerten Balken eines horizontalen Rades angespannt wird, dessen Zähne in das Getriebe der Axe eingreifen. Endlich hat man auch kleine Maschinen dieser Art, welche ganz einfach mit der Hand, indem diese eine Kurbel dreht, in Bewegung gesetzt werden können. Diese sind die gebräuchlichsten. Jeder Landbauer hat eine solche tragbare Maschine und sie ist ihm bei der Bestellung der Reifsfelder so unentbehrlich als unsern Ackersleuten der Pflug oder der Spaten. Es giebt zahlreiche Handwerker, die sich blofs mit der Verfertigung solcher Kettenpumpen beschäftigen.

Was die eigenthümliche *Baukunst* der Chinesen betrifft, so hat Barrow mit der gröfsten Wahrscheinlichkeit die Gestalt ihrer Dächer von dem ursprünglichen Gebrauche der Zelte in den frühesten Zeiten ihres Hirtenlebens abgeleitet. Welches auch immer der Zweck eines chinesischen Gebäudes seyn mag, das Dach hat jederzeit die einwärts gekrümmte Form, welche ein zwischen zwei Punkten aufgehängtes Seil annimmt und welche man aus demselben Grunde auch an dem beweglichen Dache eines Zeltes erblickt. Aus derselben Herleitung vom Zelte erklärt sich auch der bei jedem chinesischen Gebäude sogleich ins

Auge fallende Mangel an Solidität, wozu noch der Gebrauch hölzerner Säulen statt der steinernen mächtig beiträgt. Diese Säulen sind meistens im Verhältnifs zu ihrer Höhe ziemlich dünn. Wie wir den Gebrauch der steinernen Säulen in unserer europäischen Architektur von der ursprünglichen Anwendung grofser Baumstämme ableiten, welche von unten nach oben immer schmaler zulaufen, so dürften die chinesischen Säulen wohl auch von dem uranfänglichen Gebrauche des bei seiner geringen Dicke fast durchaus gleichförmigen Bambus-Stammes herzuleiten seyn.

Die zierlichen Ehrenpforten *(Pa-lau)* (zuweilen sehr uneigentlich Triumphpforten genannt), welche man häufig mitten in den chinesischen Strafsen antrifft, sind von ähnlicher Bauart. Ihre Schönheit besteht einzig in der Malerei und Vergoldung, aber nicht in den architektonischen Verhältnissen, die äufserst fehlerhaft sind. Das Dach oder der Obertheil und was man das Gebälk nennen kann, überwiegt bei weitem die langen und schlanken Säulen, auf welchen es ruht. Dergleichen Ehrenpforten läfst der Kaiser zuweilen auf öffentliche Kosten errichten, um den verdienten Namen irgend eines Civilbeamten oder eines in der Schlacht gefallnen tapfern Offiziers, oder sonst einer durch Tugend, Talente und Verdienste ausgezeichneten Person, auf die Nachwelt zu bringen. Gemeiniglich werden solche Denkmähler von Stein, bisweilen aber auch nur von Holz errichtet. Die Höhe beträgt dreifsig Fufs und darüber.

Unter einem weit vorragenden, reich verzierten Dach und auf einer Art von Fries über den vier Säulen, meldet eine Inschrift die Veranlassung zur Errichtung des Denkmahls, so wie den Namen und Titel des Mannes, auf welchen es sich bezieht.

Die Chinesen errichten einzelne *Thürme* oder *Castelle*, zur Vertheidigung wichtiger Punkte, z. B. am Zusammenflusse des grofsen Kaiser-Kanals mit dem Flusse von Peking. Die Grundlage besteht bis zu einer Höhe von 30 bis 40 Fufs aus Stein und das obere Gemäuer ist von Ziegeln. Als Eingang dient ein gewölbtes Thor, in einiger Höhe über dem Boden, so dafs man nur auf einer Leiter hinein gelangen kann. Unter den gröfsern Forts sind die schönsten wohl jene vier oder fünf, welche mit ungeheuerm Aufwande am Eingange des Canton-Flusses errichtet sind. Als die Engländer im September 1834 unter Lord *Napier* die Durchfahrt zwischen diesen Forts erzwangen, überzeugten sie sich, dafs einige Ladungen aus den Zweiunddreifsig-Pfündern der königlichen Schiffe *Imogene* und *Andromache* einen ansehnlichen Theil der steinernen Mauern am Obertheile der Werke zu zerstören vermochten, aber die untern Theile waren so aufserordentlich fest, dafs nur ein Kanonenfeuer von mehren Stunden sie demoliren konnte.

Von den *Brücken* der Chinesen sind einige in den ältern Berichten von *Du Halde* und den Missionären allzu sehr erhoben und gepriesen wor-

den, namentlich die Brücke bei *Fu-tschau-fu*, welche das Schiff *Amherst* bei der bekannten Handelsfahrt im J. 1832 zu untersuchen Gelegenheit hatte. Diese nämliche Brücke, in jeder Hinsicht ein armseliges Machwerk, ist von den Jesuiten als etwas Aufserordentliches gerühmt worden. Lord *Macartney* passirte eine Brücke von 91 Bogen zwischen *Su-tschau* und *Hang-tschau*, nahe bei dem See *Ta-hu*. Es war das, was man bei uns eine Ueberschwemmungs- (oder Inundations-) Brücke nennen würde, wie dergleichen an tiefen und sumpfigen Stellen beim Kunststrafsen-Baue vorkommen. Der gröfste Bogen hatte 20 bis 30 Fufs Höhe und die Länge der Brücke war ½ engl. Meile (= 2546 Wiener Fufs). Auf der Strafse von Peking nach der Mandschurei ist eine Brücke über einen Flufs gebaut, welcher durch Gebirgsfluthen oft stark anzuschwellen pflegt. Sie wurde auf Unterlagen von Flechtwerk, mit Steinen ausgefüllt, errichtet. Nur in der Provinz *Kiang-nan* fand Sir Staunton massive Brücken, die über den Canal führten und theils aus einem groben grauen Kalkstein, theils aus einem röthlichen Granit erbaut waren. Einige Bogen waren halbkreisförmig, andere hatten den Queerdurchschnitt einer Ellipse und noch andere die Form eines Hufeisens oder eines griechischen grofsen Omega (Ω). Bei den zierlichen Brücken, die man häufig in Gärten und öffentlichen Anlagen findet, ist der Bogen so hoch, dafs ein Boot mit aufgespanntem Segel darunter hinwegfahren kann. Auch führen

zu beiden Seiten förmliche Treppen auf die Höhe der Brücke.

Alle Steine des chinesischen Bogengewölbes sind gemeiniglich von keilförmiger Gestalt, so dafs ihre Seiten Halbmesser bilden, die gegen den Mittelpunkt der Curve laufen. Nach der Meinung des Capitän *Parish*, welcher einen Theil der bekannten Grofsen Mauer, an der nördlichen Gränze des eigentlichen China, untersucht und beschrieben hat, wird diese Art von Maurerei von keiner andern übertroffen. Man kann daraus schliessen, dafs den Chinesen lange vor den Griechen und Römern der Bau und die Eigenschaften des Bogengewölbes bekannt gewesen seyn mufs.

Ueber den *Ackerbau* der Chinesen sind von den brittischen Gesandtschaften auf ihren Reisen mehre Beobachtungen gemacht worden. Bei der ersten Landung des Lord *Amherst*, im J. 1816, an den Küsten des Busens von *Petscheli*, boten die ausgedehnten Flächen aufgeschwemmten Bodens längs dem Flusse und der nach der Hauptstadt führenden Strafse, den Anblick einer traurigen Wüste, auf der man nur hin und wieder einige angebaute Stellen und einzelne Baumgruppen fand, welche Häuser oder Tempel umgaben. Nur die Flufsufer hatten eigentliche Ackerfelder, welche mit einer kleinen Hirsegattung bestellt waren. Diefs war der Anblick des Landes bis nahe an *Tien-tsin*, wo das nördliche Ende des grofsen Kanals ist. Jenseits dieser Stadt aber sah man deutlich bessern Boden, eine vollkommnere Bear-

beitung der Felder und gröfsere Mannichfaltigkeit der Cultur-Gewächse. Aufser dem Hirse wurden auch Bohnen, Sesam, aus welchem ein geniefsbares Oel gewonnen wird, und die Ricinus-Oel-Pflanze *(Ricinus communis)*, vornehmlich aber die Pflanze *Pe-tsae* (eine Art Weifskohl, die theils als Gemüs, theils als Sallat gegessen, und selbst bis nach *Canton* gebracht wird) angebaut. Die Felder waren nicht durch Hecken von einander getrennt, sondern wie in den übrigen Theilen des Reichs durch schmale Dämme oder Gräben, oder durch Raine, welche zugleich als Fufssteige dienten.

Als die Reisenden auf ihrem Wege nach *Canton* den Kanal hinab fuhren, hatte ein grofser Theil des Landes zu beiden Seiten desselben in der Provinz *Schantang* so aufserordentlich durch Ueberschwemmungen gelitten, dafs es unmöglich war, von seinem vorigen oder gewöhnlichen Zustande und Ansehen eine deutliche Vorstellung zu erhalten. Doch liefs sich aus dem Vorkommen des *Nelumbium* schliefsen, dafs der Boden im Allgemeinen sumpfig seyn müsse. Bei dem Eintritt in *Kiang-nan* fing das Land an sich zu verbessern. Die nördlichen Gegenden dieser Provinz waren höchst fruchtbar und gröfstentheils mit Reifs und Hirse angebaut. In der Umgebung von *Nanking* waren die Ufer des gröfsten Flusses *Kiang* mit Gebüschen von *Thuya orientalis* und an flachen aufgeschwemmten Stellen mit Reifs bepflanzt. Auch wurde in diesem Theile des Landes zuerst

die Baumwollen-Staude bemerkt. Auf dem Wege längs dem Flusse gegen *Kiang-sei* und der See wurde der Anbau des Reifses vorherrschend, aber als man sich dem See näherte, kam hügeliges und waldiges Land zum Vorschein. Das mit Getraide, Küchengewächsen und Zuckerrohr angebaute Land dieser Provinz stand in keinem Verhältnifs zu den Bergen und Hügeln, welche entweder ganz unfruchtbar oder nur mit Anpflanzungen der einfach weifsen *Camellia* bedeckt waren, deren Samen den Chinesen das bei ihnen am meisten geschätzte Pflanzenöl liefert. Dieser Strauch wird gemeiniglich sechs bis acht Fufs hoch und trägt eine überschwängliche Menge weifser Blüthen. Die damit bewachsnen Berge sahen von weitem wie dünn mit Schnee bedeckt aus, und erst, als man näher kam, entwickelte sich ein unermefslicher Garten.

Aufser der Camellia aber wurden in der Provinz *Kiang-sei* noch andere sehr nützliche und schöne Gewächse angetroffen, wie der Talgbaum (Croton), die Tanne, der Kampherbaum und der Firnifs-Strauch. In dem Mafse, als die Strömung des Flusses, je mehr man seinem Ursprunge und dem Pafs *Meiling* sich näherte, immer mehr zunahm, sah man längs den Ufern desselben zahlreiche *Schöpfräder*, von derselben Gestalt und Einrichtung, wie sie bei uns in Teutschland gebräuchlich sind. Es sind nämlich längs dem Umfange des Rades in bestimmten gleichen Entfernungen Gefäfse oder hohle Röhren angebracht,

welche sich beim Umdrehen des Rades unten mit Wasser füllen und dasselbe, wenn sie bis an den höchsten Punkt der Umdrehung gekommen sind, in ein Behältnifs ausgiefsen.

Lord *Macartney* und sein Gefolge schlugen von Peking nach Canton Anfangs denselben Weg ein, verliefsen ihn aber an der Stelle, wo der *Kiang* vom Kanal durchschnitten wird, indem sie ihre Reise auf dem Kanal nach *Hang-tschau-fu* fortsetzten. Auf diese Weise, die Provinz *Tschi-kiang* durchschneidend, betraten sie *Kiang-sei* von der östlichen Seite und erreichten den See an seinem südlichen Ende. Sie beobachteten auf dieser Reise den Anbau der Baumwollen-Staude von Nanking und die Pflanzungen von jungen Maulbeer-Bäumen zum Behuf der Seidenraupen-Zucht. Auch der Reifs war hier ein Hauptgegenstand des Feldbaues und die Berge waren mit den anderwärts üblichen Bäumen und Gesträuchen bepflanzt. Indem man sich dem See von der östlichen Seite her näherte, wurde das Land sumpfig; die Abzugsgräben an den Abhängen der Berge waren von zahlreichen Flufsarmen durchschnitten. Die Beschäftigung der Einwohner bestand hier vorzüglich in der Fischerei und der Jagd des im Ueberflufs vorhandenen Wassergeflügels.

Guter Boden wird nirgends in China zur *Viehweide* verwendet, so dafs die Wiesenkultur und der Futterkräuterbau kaum als ein Theil der chinesischen Landwirthschaft betrachtet werden kann. Das wenige Vieh, welches sie besitzen,

wird blofs auf wüstes Land getrieben, welches niemals auf irgend eine Weise durch künstliche Düngung oder Zubereitung verbessert wird. Diesem Gebrauch ist zum Theil das armselige und verbuttete Ansehen ihrer Kühe und Pferde beizumessen. Nur reiche Leute essen Rind- oder Schaffleisch und kein Chinese überhaupt geniefst jemals Butter, Milch oder Käse. Es ist sogar gesetzlich und unter schweren Strafen verboten, ein Hausthier ohne besondere Erlaubnifs der Behörde zu schlachten. Es giebt daher, mit Ausnahme der Hindus (aber diese geniefsen wenigstens Milch), kein Volk in der Welt, welches so wenig Fleisch, andererseits aber so viel Fische und Pflanzenspeisen verzehrte, als die Chinesen; eben so ist gewifs kein anderes Land zu finden, wo so wenig Vieh zum Ziehen und Lasttragen angewendet würde. Ganz besonders ist diefs im südlichen Theile des Reiches der Fall, wo mit Ausnahme einiger elenden Reitpferde und einer geringen Zahl Ackerbüffel Zug- und Lastthiere fast ganz unbekannt sind. Etwas anders gestaltet sich das Verhältnifs, wie man Peking und den Gränzen der Mongolei näher kommt. Indessen kann die Grofse Mauer im Allgemeinen als die Schranke betrachtet werden, die zwei Völker trennt, von denen das eine ausschliefslich dem Hirtenleben, das andere dem Feldbau zugethan ist.

Worüber man besonders zu erstaunen Ursache hat, ist der Umstand, dafs die *Erdäpfel* seit ihrer ersten Einführung in Canton als Gegenstand

des Landbaues und als Nahrungsmittel bis jetzt so geringe Fortschritte gemacht haben. Nichts beweist in der That augenscheinlicher die Stärke des chinesischen Vorurtheils als diese Gleichgiltigkeit, welche sich aufserdem auch auf andere europäische Küchengewächse, z. B. Kohl, Erbsen etc. erstreckt, die nebst den Kartoffeln schon schon seit länger als funfzig Jahren zu *Macao* angebaut werden. Die Reifsfelder bei dieser Stadt werden nämlich im Winter zum Anbau von Küchengewächsen, namentlich auch der Kartoffeln, verwendet; diefs geschieht aber zunächst nur für die Bedürfnisse der Europäer und der einheimischen portugiesischen Bevölkerung. Sogar die Schiffe in und bei Canton versorgen sich mit Erdäpfeln von Macao, wo sie in reichlicher Menge und wohlfeil zu haben sind; dagegen ist bei Canton ihr Anbau noch nicht so ausgedehnt, dafs sie im Preise herunter gegangen wären. Ohne Zweifel werden Klima, Boden und andere Ursachen, in Verbindung mit den Vorurtheilen des Volks, den Reifs noch lange zum Hauptgegenstande des chinesischen Landbaues machen. Die darauf zu verwendende Arbeit ist nicht so mannichfaltig und mühsam als diejenige, welche die Pflege der Küchengewächse erfodert; auch ist dieser Culturzweig in den südlichern Provinzen des Reichs wahrscheinlich am ergiebigsten.

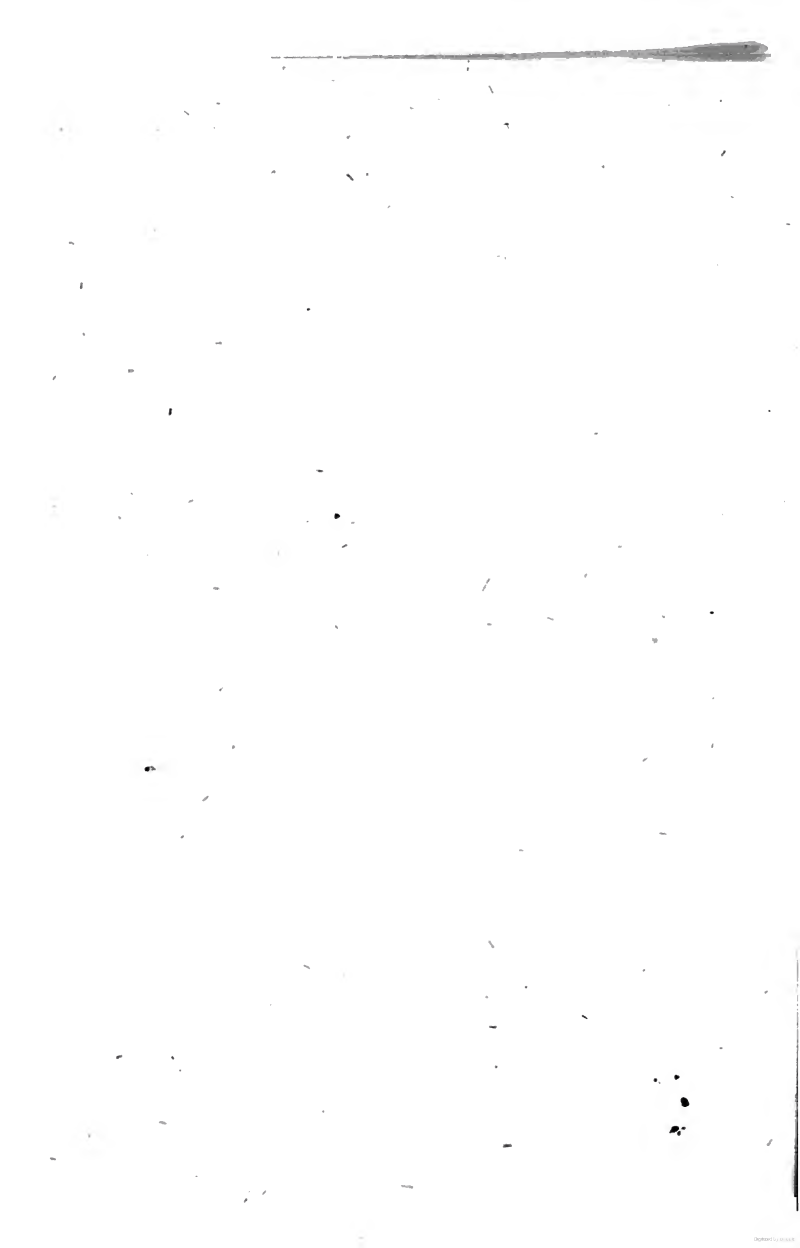
Mit Ausnahme des Reifses pflegt der Chinese bei allen übrigen Feldfrüchten den Dünger mehr auf die Pflanze selbst, als auf den Boden zu brin-

gen, indem er sie reichlich mit der düngenden Flüssigkeit begiefst. Es geschieht diefs aus Wirthschaftlichkeit, indem die häufigen Regengüsse alle auflöslichen Theile des Bodens wegwaschen und nur eine unfruchtbare Masse von Sand und Steinen zurücklassen. Jeder zu Dünger verwendbare Stoff wird übrigens sorgfältig gesammelt und aufbewahrt. Die nach Auspressung des Oels zurückbleibenden Kuchen, zermalmte Hörner und Knochen, Rufs und Asche, so wie der Unrath aus den Kloaken und Schleusen — Alles wird zur Düngerbereitung angewendet. Besonders geschätzt ist der alte Mauerkalk aus den Küchen, welche in China keine Rauchfänge und Schornsteine, sondern nur eine Oeffnung an der Decke haben; es wird daher eine Küche häufig nur deshalb neu geweifst, damit man den alten Ueberzug abkratzen könne. Auch allerlei Haare werden als Dünger verwendet und vorzüglich die Abfälle der Kopf- und Bartscheerer aufgesammelt. Es läfst sich denken, dafs in einem Lande, wo einige Hundert Millionen Köpfe von Zeit zu Zeit geschoren werden, die Menge dieser Abfälle sehr bedeutend seyn mufs.

Die Samenkörner, welche zum Absäen bestimmt sind, werden zuvor in flüssigen Dünger eingeweicht, bis sie aufschwellen und schon der Keim sichtbar zu werden anfängt. Die Erfahrung lehrt, dafs nicht nur das Wachsthum der Pflanzen dadurch befördert, sondern der Same auch gegen das Ungeziefer geschützt wird, welches ihn

im Boden erwartet. Vielleicht ist dieser Gebrauch Ursache, dafs die chinesischen Rübengewächse nichts von dem schädlichen Insekt zu leiden haben, welches diesen Pflanzen anderwärts so oft verderblich wird. Auch die Wurzeln der Pflanzen und Obstbäume pflegt der Chinese mit flüssigem Dünger zu begiefsen. In Bezug auf die Letztern haben sie gefunden, dafs sie am besten längs den Ufern der Flüsse gedeihen. Der aufgeschwemmte Boden, aus welchem diese meistens bestehen, eine Mischung der besten und auflösbarsten Theile der benachbarten Ländereien mit einer verhältnifsmäfsigen Menge von thierischen und pflanzlichen Stoffen, enthält für die Obstbäume einen unerschöpflichen Vorrath von Nahrung.

Die Ufer der chinesischen Flüsse sind gemeiniglich hohe Eindeichungen fetten Schlammes, welche als Dämme zum Schutz der anstofsenden Felder aufgeworfen werden, die man grofsentheils dem Bette des Flusses abgewonnen hat. Diese Dämme sind am Obertheile 6 oder 8 Fufs breit, haben eine Höhe von 5 bis 6 Fufs und fallen unter einem Winkel von etwa 30 Grad gegen den Wasserspiegel ab. Die Wurzeln der darauf gepflanzten Bäume werden auf diese Weise vom Wasser genährt, ohne eigentlich damit überschwemmt zu seyn, und das herrliche Aussehen der Obstbäume längs dem Canton-Flusse spricht für die Zweckmäfsigkeit dieses Verfahrens. Freilich ist auch der Nachtheil davon unzertrennlich, dafs die so blofsgestellten Bäume oft von den vor-

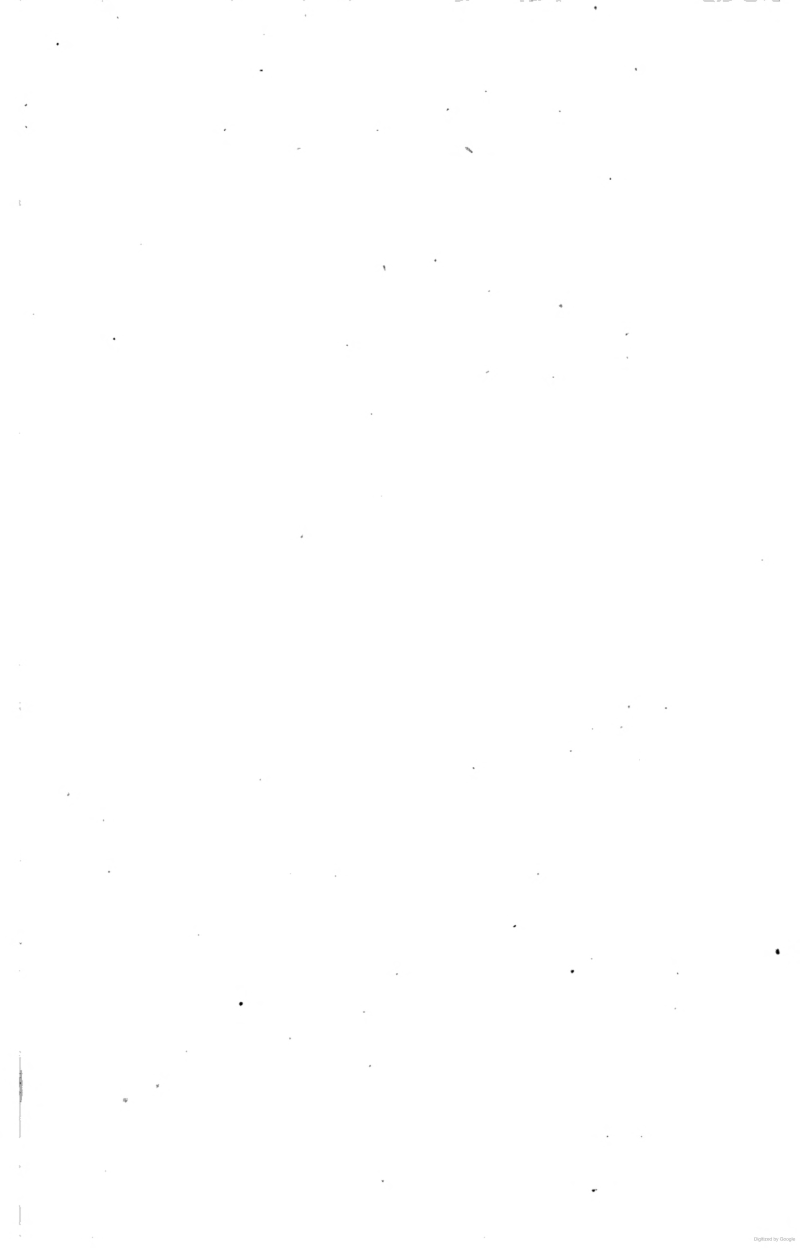




Rybicka sc.

BEWÄSSERUNGSART.

Verlag von J G Calve in Prag

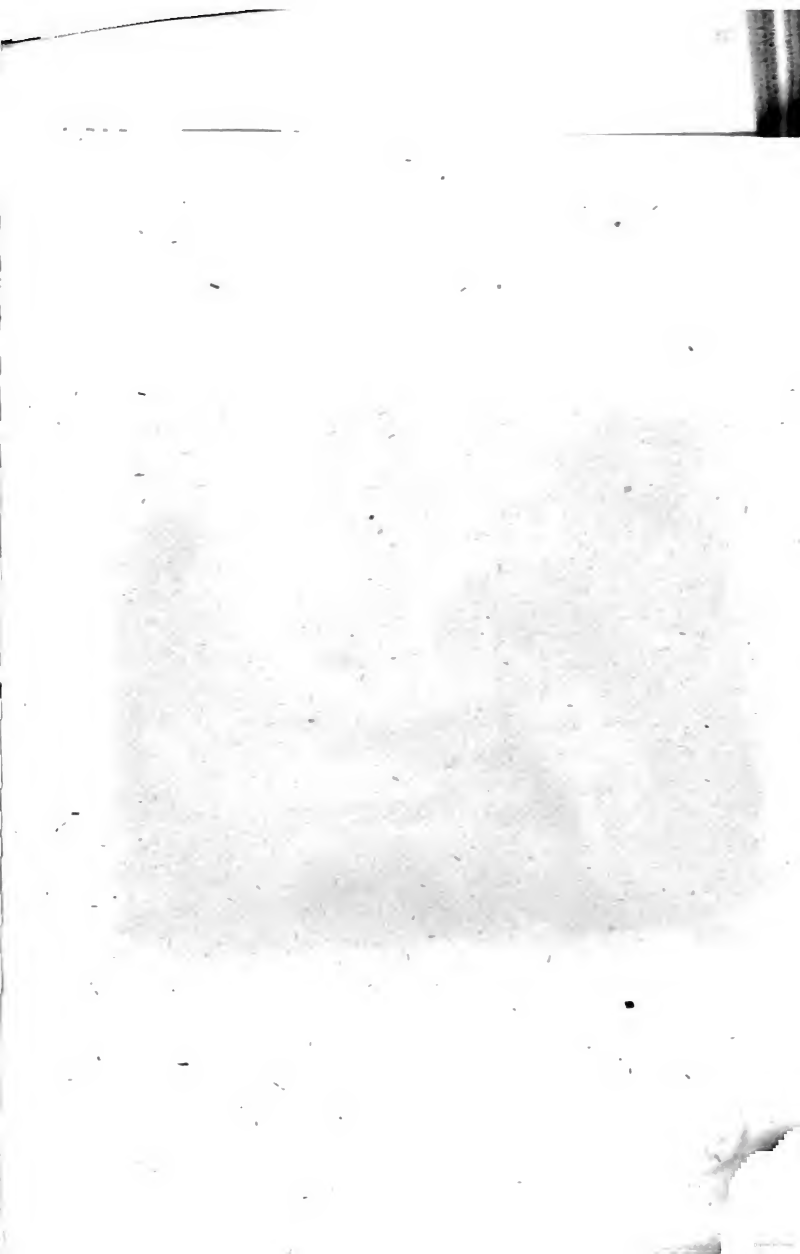


beifahrenden Schiffen geplündert werden, namentlich in stark bevölkerten Landstrichen. Vermuthlich hat dieser Uebelstand zu der verkehrten Gewohnheit Anlafs gegeben, die Früchte abzupflücken, bevor sie völlig reif sind. Die schlimmsten Feinde der Obstkultur sind indefs an einigen Punkten der südlichen Küsten die Orkane, welche zahlreiche Bäume zerstören.

Die höchst sinnreichen mechanischen Vorrichtungen zur Bewässerung der Felder sind zum Theil schon oben beschrieben worden. Zuweilen findet man auch längs der Flufsufer, wie bei uns und in andern europäischen Ländern, den *Schöpfeimer* in Gebrauch, welcher mittelst einer langen Stange an dem einen Ende eines Hebels befestigt ist und auf und nieder gezogen wird. Wo die Höhe des Uferdammes, über welchen das Wasser auf das dahinter liegende Feld gebracht werden soll, nur unbedeutend ist, da bedient man sich nicht selten folgender einfachen Methode. Ein leichter wasserdichter Korb oder Eimer wird von zwei Arbeitern, die sich gegenüber stehen, an Stricken gehalten. Indem diese nun die Stricke abwechselnd scharf anziehen und wieder nachlassen, geben sie dem Eimer eine gewisse schwingende Bewegung, so dafs er sich zuerst mit Wasser anfüllt und dann dasselbe ruckweise plötzlich über den Rand des Uferdammes ausgiefst. Die Federkraft, welche die Stricke besitzen, erleichtert die Arbeit sehr beträchtlich.

Der von den Chinesen angebaute Reifs hat

ein viel gröfseres Korn als der gewöhnliche ostindische, und besteht vornehmlich aus zwei Sorten, der weifsen, oder feineren, und der rothen oder gröbern Sorte. Die Chinesen sind sehr für ihren eignen Reifs eingenommen; wenn dieser aber nicht geräth, so kaufen sie gleichwohl sehr bereitwillig Alles, was aus der Fremde davon eingeführt wird. Die Regierung in *Canton* ermuntert sogar die Einfuhr fremden Reifses, indem sie den damit befrachteten Schiffen die Hafengebühren nachsieht. Indessen wird dieser scheinbare Vortheil grofsentheils wieder zur blofsen Posse herabgewürdigt durch die Schlechtigkeit und die Erpressungen der niedern Beamten, (Mandarins), welche zuweilen die Reifsschiffe nicht weiter als bis *Lintin* fahren lassen, wo sie gezwungen sind, ihre Ladung an die Küstenfahrer zu verkaufen. Dagegen sind aber auch wirklich Zeiten bekannt, wo durch die Ersparung der Hafenabgaben in Canton 15 bis 20,000 Tonnen in Schiffen verschiedner Nationen eingeführt worden sind, freilich eine kleine Menge für die Bedürfnisse einer so ungeheuern Bevölkerung. Eine beträchtliche Menge Reifs wird zur Bereitung gebrannter Wasser verbraucht. Die Mandarine sind so schlechte Staatswirthe, dafs sie häufig, wenn Mangel an Reifs zu besorgen ist, diese Art von Verwendung desselben verbieten, da sie doch wissen sollten, dafs, wenn der Reifs wirklich als Nahrungsmittel gesucht wäre, der hohe Preis desselben schon an sich jede andere Benutzung verhindern würde.



J. Rybička sc

REIS - MÜHLE.

Verlag von J. G. Calve in Prag.

Der zum Reifsbau gebräuchliche Pflug ist von der einfachsten Bauart. Ein scharfes Messer an der Vorderseite der Pflugschaar wird für unnöthig gehalten, da der Boden meist aus einem lockern Lehm besteht und nirgends feste Rasenerde zu durchschneiden ist. Der Pflug wird in einigen Provinzen blofs durch Menschenkraft in Bewegung gesetzt, in andern aber von Ochsen, Eseln und Maulthieren gezogen, die ohne Unterschied mit einander angespannt werden. Die Pflugschaar läuft rückwärts in eine Krümmung aus, welche zugleich als Streichbret dient, um die Erde auf die Seite zu werfen. In der Provinz Canton bedient man sich beim Pflügen der Reifsfelder einer Gattung kleiner Büffel, von dunkelgrauer Farbe, welche von den Chinesen *Schuei-niu* genannt werden, weil sie sich gern in seichte schlammige Gewässer und Pfützen begeben und sich darin herumwälzen. Wenn im Frühling genug Regen gefallen ist, um die Reifsfelder unter Wasser zu setzen, so beginnt das Pflügen der Felder, indem der Büffel und sein Treiber bis an die Kniee im Wasser und Schlamme waten, eine Verrichtung, zu welcher der „Wasserochs" mehr als jedes andere Zugthier geeignet ist. Hierauf wird ein Rechen oder eine Egge, mit einer einfachen Reihe von Zähnen, auf welche sich ein Mann stellt, über das Feld gezogen, um die Erdschollen zu zerbrechen und den Grund zu reinigen. Die weitere Behandlung der Reifsfelder übergehen wir.

Die Chinesen entwickeln auch in verschiednen

Zweigen der *Metallfabrication* grofse Geschicklichkeit. Sie verstehen die Kunst, Eisen in äufserst dünne Platten zu formen und daraus verfertigte Gefäfse auszubessern, und zwar blofs mittelst eines kleinen Ofens und eines Blasebalgs, mit welchen ein wandernder Schmiedt von Ort zu Ort herumzieht. Ihre Arbeiten von geschmiedetem Eisen sind zwar sehr brauchbar, aber nicht so nett und zierlich als in Europa. Auch kommen sie theurer zu stehen, als englische Arbeiten dieser Art. Man glaubt, dafs, wenn Modelle von eisernen Geräthschaften und Werkzeugen nach England gebracht und hier in Birmingham oder Sheffield, aber ohne die mindeste Veränderung in ihrer Gestalt und Einrichtung, nachgeahmt würden, daraus ein sehr vortheilhafter Handelsartikel für England entstehen könnte. Gegenwärtig führen die Chinesen nur englisches Stangeneisen ein und verarbeiten es selbst. Ein strenges Festhalten an den Formen und der Einrichtung ihrer Geräthschaften ist unumgänglich nöthig, wenn europäische Artikel bei ihnen Eingang finden sollen. Was davon abweicht, sehen sie kaum an, wenn es auch besser seyn sollte, als das, was bei ihnen gebräuchlich ist. Die einzige Ausnahme machen *Glocken* und *Uhren*, deren grofsen Nutzen sie unbedingt eingestehen. Indessen haben sie schon begonnen, eigne Fabriken dieser Gegenstände einzurichten, indem sie die Federn und andere Bestandtheile aus England einführen lassen.

Das *Weifskupfer* der Chinesen, welches dem

Silber sehr ähnlich sieht, hat ein dichtes Korn und läfst sich gut poliren. Es ist ein Gemisch von Kupfer, Zink und Eisen, mit ein wenig Silber, zuweilen auch wohl etwas Nickel. Diese Metalle werden im vererzten Zustande gepülvert, mit Staub von Holzkohlen vermischt und in Krügen über ein gelindes Feuer gestellt, wo dann das Metall in Dunstgestalt aufwärts in einen Destillir-Apparat steigt und mittelst Wasser verdichtet wird. Dieses Weifskupfer ist hinlänglich hämmerbar, um zu Dosen, Büchsen, Tellern und andern Hausgeräthschaften verarbeitet zu werden. Aber die seltsamste Anwendung ist die zur Verfertigung einer eignen Art von *Theekannen*, wo ein *irdenes Gefäfs* von gleicher Form mit dem Metall überzogen wird, so dafs jenes gleichsam die inwendige Ausfütterung der metallnen Theekanne vorstellt. Der Griff und die Röhre aber bestehen gemeiniglich aus einer Art Jaspis, welchen die Chinesen *Yu* nennen. Auf den äufsern Seiten stehen verschiedene Inschriften.

Der starke Schall der chinesischen Glocken (*Gongs*) mag von dem reichen Antheile an Zinn herrühren, welcher dem Kupfer beigemischt ist. In den vornehmsten buddhistischen Tempeln hängt stets eine grofse walzenförmige Glocke, welche aber nicht, wie bei uns, geläutet, sondern äufserlich mit einem grofsen hölzernen Hammer geschlagen wird. Die grofse Glocke in Peking, welche einer von den französischen Jesuiten gemessen hat, war 14½ Fufs (engl.) hoch und hatte

beinahe 13 Fufs im Durchmesser. Diese Glocke ist, wie die meisten andern dieser Art, sehr alt. Von gleichem Alter dürften auch die Vasen und Dreifufse von Bronze und andern Metallen seyn, die man häufig in chinesischen Gebäuden antrifft, welche aber zu schwerfällig sind und wenig Zierlichkeit besitzen. Unter die chinesischen Alterthümer von Metall gehört auch der kreisrunde Spiegel, dessen Scheibe dem Anscheine nach aus einer Mischung von Kupfer und Zinn, vielleicht mit einem Theile Silber, besteht. Unter den runden Spiegeln in *Salt's*, des brittischen Consuls, Sammlung *ägyptischer* Alterthümer sind mehre, welche den chinesischen zum Erstaunen ähnlich sehen.

Gegenwärtig sind in China an die Stelle der metallnen Spiegel die gläsernen getreten. Diese Letztern sind jedoch äufserst dünn und die Oberfläche ist nur sehr unvollkommen geschliffen und polirt; an der Rückseite aber haben sie, wie die unsrigen, eine Folie aus einem Amalgam von Quecksilber bestehend. Das Glas in Canton wird zum Theil durch Umschmelzen desjenigen gewonnen, welches beim Transport aus Europa zerbrochen ist; indessen führen die Chinesen auch englischen Kies ein, um ihn in ihren einheimischen Glashütten zu verwenden.

Die letzte brittische Gesandtschaft (unter Lord *Amherst*) machte die Bemerkung, dafs in der Nähe von *Peking* keine Glasfenster zu sehen waren, indem man sich statt derselben allgemein ei-

nes starken, halb durchsichtigen Papiers bedient, welches aus *Korea* kommt. Die Chinesen sagen zur Erklärung dieses Umstandes, dafs man Glasfenster niemals stark genug gefunden habe, um so grofsen Extremen von Hitze und Kälte zu widerstehen, als im nördlichen China wahrgenommen werden. In *Canton* sind allerdings zuweilen bei einem ungewöhnlichen Wechsel der Temperatur die Fensterscheiben gesprungen; aber diefs scheint mehr in Folge des Druckes von den nur halb ausgetrockneten und schlecht gearbeiteten Rahmen geschehen zu seyn. Was das Tischgeschirr betrifft, so hangen die Chinesen noch immer fest an dem alten Gebrauche des Porzellans, welches sie dem Glase oder jeder andern Masse vorziehen.

In zierlichen Arbeiten aus geschnitztem Holz, Elfenbein oder andern Stoffen übertreffen die Chinesen die meisten übrigen Völker des Erdbodens. Jene Elfenbeinkugeln, welche zuweilen sieben oder acht andere in sich eingeschlossen enthalten, haben lange das Erstaunen der Europäer erregt und selbst zu der Vermuthung geleitet, dafs irgend eine Täuschung dabei Statt finden müsse und die äufsern Kugeln erst zusammengefugt würden, nachdem die innern hineingelegt werden. Indessen werden sie wirklich eine in der andern ausgeschnitten, und zwar mittelst scharfer und krummer Werkzeuge, mit denen der Arbeiter durch die zahlreichen runden Löcher, von welchen die Kugel durchbohrt ist, in das Innere dringt, die

Masse losarbeitet und so eine Kugel von der andern trennt, worauf die Oberflächen ausgeschnitzt und verziert werden. Die Geschicklichkeit und Betriebsamkeit der Chinesen zeigt sich nicht minder in der Bearbeitung der härtesten Stoffe, wie man unter andern an ihren Schnupftabaks-Fläschchen aus Agat und Berg-Krystall sehen kann, welche zu vollkommnen Fläschchen von etwa zwei Zoll Länge ausgehöhlt werden, obschon die Oeffnung am Halse nicht einen Viertelzoll weit ist. Noch mehr! Die durchsichtigen Krystallfläschchen haben auf der inwendigen Seite Inschriften, aus winzig kleinen Charakteren bestehend, so dafs man sie von aufsen lesen kann. Wie grofs der Ruf ist, den die Chinesen in Betreff ihrer mechanischen Geschicklichkeit bei allen minder gebildeten Völkern in Asien sich erworben haben, beweist eine Anekdote, welche dem Lieut. *Burnes* in Kabul erzählt wurde. Ein dortiger Kaufmann versicherte ihn nämlich ganz ernsthaft, ein Chinese habe eine mechanische Figur als Sklavinn verkauft, welche aus Pappendeckel und Stahlfedern so kunstreich zusammengesetzt gewesen, dafs sie alle Bewegungen lebendiger Wesen habe vornehmen können, und erst drei Tage später habe der Käufer den Betrug entdeckt.

Die ganz eigenthümliche Gestalt der chinesischen *Werkzeuge* spricht in den meisten Fällen für ihre Originalität oder, mit andern Worten, dafür, dafs sie nicht von fremden Völkern entlehnt sind. Die *Zimmermanns-Säge* z. B. besteht

aus einer sehr dünnen Stahlplatte, welche eben deshalb durch einen am Rücken angebrachten leichten Rahmen von Bambus, der zu gleicher Zeit als Handhabe dient, in gerader Richtung erhalten wird. Dem Anscheine nach ist dieses Werkzeug sehr schwerfällig und plump, aber die Leichtigkeit des Bambus bewirkt das Gegentheil. Einige Tischler-Artikel, welche sich Engländer in Canton machen lassen, können selten von englischen Meistern an Nettigkeit übertroffen werden, und auch in Hinsicht auf Festigkeit und Dauerhaftigkeit übertreffen sie zuweilen die Erzeugnisse brittischer Werkstätten. Der Ambos des chinesischen Grobschmiedts hat, statt einer platten Oberfläche, eine leicht abgerundete oder convexe. Das darauf geschmiedete Eisen streckt sich unter dem Hammer leichter nach allen Seiten, verliert aber wahrscheinlich etwas an Festigkeit. Der Blasbalg ist ein hohler Cylinder, dessen Stämpel so eingerichtet ist, dafs der Wind unausgesetzt fortbläst.

Die Chinesen haben zwei Haupterzeugnisse, *Seide* und *Porzellan*, deren ursprüngliches Eigenthum ihnen Niemand bestreitet, da es allgemein anerkannt ist, dafs beide Artikel zuerst aus China nach Europa gekommen sind. Selbst wenn die Chinesen nichts Anderes als Beispiele ihrer Erfindungsgabe aufstellen könnten, so würden sie schon dadurch allein auf einen Ehrenplatz unter den Völkern des Erdbodens Anspruch machen dürfen. *Rom* erhielt die Seide von den *Griechen* und diese empfingen sie von den *Persern*, zu welchen

Letztern sie, den bewährtesten morgenländischen Schriftstellern zufolge, aus *China* gekommen ist. Hier aber verliert sich die Ueberlieferung vom Ursprunge der Seiden-Cultur in der Dunkelheit mythologischer Fabeln und fällt mit dem Ursprunge des Ackerbaues zusammen. „In uralter Zeit" — sagen die heiligen Bücher der Chinesen — „lenkte der Sohn des Himmels (der Kaiser) den Pflug und die Kaiserinn pflanzte den Maulbeerbaum. Also haben diese hohen Personen, Arbeit und Anstrengung nicht verschmähend, Allem, was unter dem Himmel ist, ein Beispiel gegeben, um die Millionen ihrer Unterthanen zur Beachtung ihrer wesentlichen Vortheile anzuleiten."

In einem auf kaiserlichen Befehl herausgegebnen Werke unter dem Titel „Erläuterungen zur Hauswirthschaft und Weberei" findet man zahlreiche Holzschnitte mit beigefügten gedruckten Erklärungen der verschiedenen Verrichtungen bei der Landwirthschaft und Seiden-Manufaktur. Die letztern Kapitel dieses Buches handeln von der Anpflanzung und Pflege der Maulbeerbäume, der Einsammlung der Blätter u. s. w., und den Beschlufs macht die Lehre von der Seidenweberei. Aufser dem gemeinen chinesischen Maulbeerbaum, welcher in etwas vom europäischen verschieden ist, verwendet man auch zur Fütterung der Seidenraupen eine wilde Gattung des Geschlechts *Morus*, desgleichen auch die Blätter eines andern Baumes, der für eine Eschen-Abart gehalten wird. Die Brittisch-Ostindische Compagnie hatte einen Ver-

such gemacht, den Seidenbau auf chinesische Art, mit Hilfe geborner Chinesen, auf der Insel *St. Helena* zu betreiben, hat aber denselben, nebst ihren andern Einrichtungen auf dieser Insel, seit dem Erlöschen ihres Privilegiums, wieder aufgegeben. Die Hauptsache bei der Kultur der Maulbeerbäume ist, die möglichst gröfste Menge junger und gesunder Blätter, ohne Früchte, zu gewinnen. Daher dürfen die Bäume ein gewisses Alter und eine bestimmte Höhe nicht übersteigen.

Der zum Seidenbau bestimmte Maulbeerbaum wird hauptsächlich in *Tschi-kiang* gezogen, welche Provinz nebst den einzigen drei übrigen, wo schöne Seide gewonnen wird, nämlich *Kiang-nan*, *Hu-pi* und *Se-tschuen*, unter dem dreizehnten Breitenkreise liegt. *Tschi-kiang* besteht aus aufgeschwemmtem Boden, wird von zahlreichen Flüssen und Kanälen bewässert und hat ein Klima, welches ziemlich nahe mit dem unter gleicher Breite in den Vereinigten Staaten von Amerika übereinkommt. Der Boden wird mit Flufsschlamm, Asche und Mist gedüngt, und den Raum zwischen den Maulbeerbäumen besäet oder bepflanzt man mit Hirse oder andern Küchengewächsen. Die Zeit zur Beschneidung der jungen Bäume, so dafs sie zarte Blattschöfslinge treiben, ist der Anfang des Jahres. Etwa vier Augen werden an jedem Schöfsling gelassen und zugleich sorgt man dafür, die Zweige gehörig zu vermindern, damit die Blätter hinlänglich Luft und Licht haben mögen. Beim Einsammeln der Blätter be-

dient man sich, da die jungen Bäume die Last einer gewöhnlichen angelehnten Leiter nicht ertragen können, einer Stützleiter. Die Bäume und ihr Laub werden sorgfältig gepflegt, und die Beschädigung durch Insekten verhindert man auf verschiedne Weise, namentlich durch Anwendung einiger Oelgattungen.

Da die jungen Bäume, indem sie ihrer Blätter beraubt werden, nothwendig Schaden leiden, so ist diefs ein Grund mehr, sie nach einer gewissen Zeit durch neue zu ersetzen. Man verschafft sich diese entweder durch Ableger oder Senkreifser, zuweilen auch aus dem Samen. Wenn die Bäume zu alt werden, um noch zarte Blätter hervorzubringen, oder wenn sie besonders zum Fruchttragen geneigt sind, so werden sie entweder ganz ausgerottet, oder so beschnitten, dafs sie durchaus neue Zweige treiben müssen.

Die Gebäude, worin die Seidenraupen gezogen werden, stehen gemeiniglich im Mittelpunkte jeder Pflanzung, damit sie so viel als möglich vor allem Geräusch und Lärm geschützt seyn mögen; denn es ist eine unbestreitbare Erfahrung, dafs schon ein plötzliches Geschrei oder das Gebell eines Hundes den jungen Raupen schädlich wird. Zuweilen ist bei einem Donnerwetter eine ganze Brut zu Grunde gegangen. Die Gemächer sind so eingerichtet, dafs im Nothfalle auch künstliche Wärme angewendet werden kann. Für die Papierbogen, auf welche die Seidenschmetterlinge ihre Eier legen, wird grofse Sorge getra-

gen. Das Ausbrüten der Eier kann durch geeignete Anwendung von Wärme und Kälte nach Umständen entweder beschleunigt, oder verzögert werden, so dafs das Auskriechen der jungen Raupen genau mit dem Zeitpunkte zusammentrifft, wo die ersten zarten Blätter der Maulbeerbäume hervorbrechen.

Auch bei der Austheilung der Blätter unter die jungen Raupen geht man mit der gröfsten Vorsicht zu Werke. Die Portionen werden abgewogen und die Blätter Anfangs klein geschnitten. Erst wenn die Raupen gröfser geworden, giebt man ihnen ganze Blätter. Eben so grofse Sorgfalt beobachtet man in Bezug auf die Reinlichkeit der Gemächer. Die Raupen werden auf einer Art kleiner Hürden von Flechtwerk gefüttert. Auf diese streut man die Blätter und erneuert sie der Reinlichkeit wegen von Zeit zu Zeit. Die Raupen wittern sogleich die neuen Blätter, und begeben sich schnell nach der frischen Hürde. So wie sie gröfser werden, vermehrt man die Zahl der Hürden, damit sie mehr Raum bekommen, und vertheilt die Raupen, welche Anfangs auf einer einzigen Platz hatten, stufenweise auf drei, sechs und mehr Hürden. Wenn die Raupen sich mehrmals gehäutet und ihre bestimmte Gröfse erlangt haben, so bringt man sie an besondere Plätze, welche in Fächer abgetheilt sind und wo die Raupen sich einspinnen können.

Eine Woche nach dem Beginn dieses Einspinnens sind die Seiden - Cocons fertig, und nun

mufs man sie abhaspeln, ehe der unterdessen in der Puppe gebildete Schmetterling ausschlüpft und sich durch den Cocon einen Weg bahnt, wodurch dieser zu Grunde gerichtet wird. Nur eine bestimmte Anzahl von Cocons wird bei Seite gelegt, um Schmetterlinge und von diesen Eier zu künftigen Raupen zu erhalten. Die übrigen Cocons werden, um die Puppen zu tödten, in Töpfe gelegt und mit Lagen von Salz und Blättern bedeckt, wobei zugleich aller Zutritt der Luft verhindert wird. Später weicht man die Cocons in warmen Wasser ein, welches den leimigen Stoff, durch den die Fäden des Gespinnstes aneinander kleben, auflöst, und endlich haspelt man die Fäden auf kleine Weifen ab. Nachdem man ferner kleine Päckchen von bestimmter Gröfse und Schwere daraus gemacht hat, verkauft man sie entweder als *rohe Seide*, oder bringt sie auf den Weberstuhl, wo die Seide zu verschiednen Zeugen verarbeitet wird. So einfach die chinesischen Weberstühle aussehen, so versteht man doch die neuesten und schwierigsten Muster englischer und französischer Zeuge genau nachzuahmen. Vornehmlich zeichnen sich die Chinesen in damasten und geblümten Satins rühmlich aus. Ihr Krepp ist bis jetzt noch unübertroffen. Auch verfertigen sie eine Gattung Zeug von Waschseide, in Canton *Ponge* genannt, welcher immer weicher und sanfter wird, je länger man ihn trägt.

Was das *Porzellan* betrifft, so sind die Chinesen gleichfalls die unbestreitbaren Erfinder des-

selben. Der erste Porzellan-Ofen, dessen die Geschichtsbücher gedenken, war in *Kiang-sy*, in derselben Provinz, wo noch jetzt das meiste und beste Porzellan gemacht wird, und zwar um den Anfang des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Die berühmten Oefen von *King-te tschin* aber, genau östlich vom Poyang-See, sind erst um das Jahr 1000 errichtet worden. Als die letzte brittische Gesandtschaft durch diese Gegend reiste, bemerkte man, dafs die gröfste Menge Porzellan zum Verkauf nach *Nantschang-fu* gebracht wurde, welches gerade südlich von dem erwähnten See liegt, und von wo aus eine Wasserverbindung mit *King-te-tschin* Statt findet. Die Chinesen haben eine gedruckte Geschichte von den Oefen dieses Ortes, welche aus vier Bänden besteht; aber die Hauptschwierigkeit bei einer Uebersetzung dieses Werkes würde die richtige Bezeichnung der verschiednen Substanzen seyn, welche in der Porzellan-Manufaktur angewandt werden. Es ist bekannt, dafs die Hauptvorzüge des chinesischen Porzellans in seiner Festigkeit, seinem feinen Bruch und in dem Widerstande, welchen es, ohne zu brechen, der Hitze entgegenstellt, bestehen. Die bessern Gattungen sind, was die Masse oder Substanz betrifft, bis jetzt noch von keiner andern Fabrik der Welt übertroffen; nur in Hinsicht der Malerei und Vergoldung steht das chinesische Porzellan dem europäischen nach.

Die vornehmsten Bestandtheile des chinesi-

schen Porzellans sind ziemlich genau bekannt. Man entdeckte bald, dafs das vom Pater *Dentrecolles*, bei *Du Halde*, erwähnte *Kao-lin* unsere feine weifse Thonerde sei, der wir eben deshalb den Namen *Porzellan-Erde* gegeben haben. Die brittische Gesandtschaft bemerkte, dafs diese Erde in der Nähe des Sees *Poyang* im Ueberflufs vorhanden war. Aus der Beschreibung, welche *Dentrecolles* von der Bereitung des chinesischen Porzellans giebt, war übrigens wenig zu lernen. Erst einige Proben der verschiednen Bestandtheile, welche in Natur aus China nach *Frankreich* gebracht wurden, setzten die Franzosen in den Stand, das Fabrikat nachzuahmen und die erste förmliche Anstalt zu diesem Behufe zu errichten. *Marsden* hat zur Gnüge bewiesen, dafs der Name *Porzellan (Porcelain, Porcellana)*, welchen die Europäer dem chinesischen Erzeugnifs beilegten, von der Aehnlichkeit mit der glatten Oberfläche der bekannten einschaligen Muschel entlehnt war, diese Muschel selbst aber ihren Namen *(Porcellana)* von der gekrümmten und höckerigen Gestalt ihrer obern Seite erhalten hat, welche man mit dem Rückenkamme eines kleinen Schweines *(Porcella)* verglich.

Unter dem *Kao-lin* des *Dentrecolles* ist die *Thonerde* zu verstehen; was er *Pe-tun-tse* nennt, ist die *Kieselerde*. Nach den chinesischen Schriftstellern bedeutet *Kao-lin*, oder wie es richtiger heifst, *Kau-ling*, soviel als „hoher Bergrücken," wahrscheinlich weil die Thon-

erde aus verwittertem *Feldspath* besteht und dieser ein Bestandtheil der Granitberge ist. Sie sagen ferner, dafs kleine glänzende Theilchen damit verbunden sind, worunter augenscheinlich der *Glimmer* zu verstehen ist. Im Betreff des *Pe-tun-tse* bemerken sie, dafs es eine weifse und feste Masse mit glatter Oberfläche sei, also *Quarz*. Sie sagen auch, dafs das Kau-ling leichter zu bearbeiten sei als das Pe-tun-tse. Das Kau-ling wird aus den Gebirgen gegraben, „überall, wo die Oberfläche des Bodens eine röthliche Farbe und einen Ueberflufs an glänzenden Theilchen hat." Das *Pe-tun-tse* wird mühsam in Mörsern gestofsen; die Keule wird durch fliefsendes Wasser in Bewegung gesetzt und aus der gestofsnen Masse bereitet man mit Wasser eine Art von Teig, den man zu Kuchen formt und in dieser Gestalt an die Porzellan-Fabriken vertauscht. Aufserdem wird in diesen Fabriken noch ein dritter Stoff angewendet, welchen die Chinesen *Hua-schi*, d. h. schlüpfrigen Stein, nennen; es ist der Seifenstein oder Stratit. Ein viertes Mineral ist das *Schi-kau*, Alabaster oder Gyps, welcher zum Malen des Porzellans, nachdem es gebrannt ist, nothwendig seyn soll.

Die Glasur erhält das chinesische Porzellan durch eine Verbindung von gestofsnen Quarz oder Kieselerde mit der Asche von Farnkraut, welches bei King-te-tschin auf denselben Bergen wächst, aus denen die andern Stoffe gegraben werden. Wie bekannt ist die Glasur eine Verbindung von

Kieselerde und Kali. Die Chinesen bedienen sich zur Bezeichnung des Glasirens der Ausdrücke „firnissen“ oder „ölen,“ worin eine Beziehung auf ihre lackirten Geräthschaften enthalten ist.

Im dritten Theile von Dr. *Morrison's* Wörterbuche findet man unter dem Artikel „Porzellan“ einige Nachrichten über die Geschichte der Fabriken in *King-te-tschin.* Es wird bemerkt, dafs *Kauling* der Name eines Berges, östlich von dem Fabriksorte, sei, und dafs die von dorther gebrachte Erde von einem Grundstücke komme, welches vier verschiednen Familien gehöre, deren Namen auf die aus dem gestampften Materiale geformten Kuchen eingedrückt werden. . . . Die chinesische Regierung hat schon vor mehr als tausend Jahren der Porzellan-Manufaktur grofse Aufmerksamkeit geschenkt, namentlich der von *King-te-tschin*, welche der grofsen Stadt *Tschao-tschau-fu* gehört. Der Kaiser *Kien-lung* schickte einen Mann aus Peking eigens dahin, um von allen dabei vorkommenden Arbeiten Zeichnungen zu entwerfen.

In einem weitläuftigen chinesischen Werke findet man das, was diese Zeichnungen darstellen, umständlich beschrieben. . . . . Alle Arbeiten sind fabriksmäfsig vertheilt. So giebt es z. B. beim Malen des Porzellans eigne Personen, welche blofs die Umrisse zeichnen, und andere, welche sie mit Farben ausfüllen. Es wird ausdrücklich bemerkt, dafs ein und dasselbe Stück, ehe es in den Brennofen kommt, durch zwanzig ver-

schiedne Hände geht, und dafs es bis zum Verkauf noch doppelt so viel durchlaufen mufs. . . Die ganze Reihe dieser Zeichnungen schliefst mit der Feierlichkeit des Dankopfers, welches zuletzt dem Gott des Brennofens dargebracht wird. Dieser Gott verdankt, nach *Dentrecolles*, seinen Ursprung den Schwierigkeiten, auf welche einst die Arbeiter stiefsen, als gewisse von Peking aus erlassene Befehle, in Betreff des Kaisers, ausgeführt werden sollten. Es waren mehre Modelle geschickt worden, aber von einer Gestalt und Gröfse, dafs alle Anstrengungen der Arbeiter, sie nachzubilden, vergebens waren. Die Gegenvorstellungen, welche deshalb an den Hof gemacht wurden, hatten keinen andern Erfolg, als dafs der Kaiser nur noch hartnäckiger auf seinem Verlangen bestand. Aus Verzweiflung über das Mifslingen aller Anstrengungen stürzte sich endlich einer von den Arbeitern in den glühenden Brennofen und wurde sogleich von der Hitze verzehrt. Die Geschichte sagt, dafs hierauf Alles nach Wunsch gegangen und jedes Stück Waare so vollkommen aus dem Ofen gekommen sei, als es der Kaiser verlangt habe. Zugleich aber sei der Arbeiter, welcher sich gleichsam als Opfer für das Ganze hingegeben, von den Uebrigen zur Schutzgottheit der Manufaktur erhoben worden.

In Verbindung mit dem, was so eben über das chinesische Porzellan gesagt worden, führt *Davis* auch eine merkwürdige Entdeckung an, die man neuerlich in *Aegypten* gemacht haben will.

In einer Anmerkung zu einem Artikel des Londoner *Quarterly Review* über *Aegypten und Theben*,*) heifst es: „*Signor Rosellini* zeigte neulich einem unserer Freunde eine Art Riechfläschchen, augenscheinlich von *chinesischem Porzellan* und mit Schriftzeichen, die allem Ansehen nach ebenfalls chinesisch waren. Dieses Gefäfs hatte Rosellini selbst in einem Grabgewölbe gefunden, welches ohne Zweifel seit den Tagen der Pharaonen nicht geöffnet worden war.“ Drei andere kleine Fläschchen dieser Art, welche ebenfalls in Aegypten gefunden und von Lord *Prudhoe* und Herrn *Wilkinson* nach England gebracht worden, hat *Davis* sorgfältig untersucht und bürgt dafür, dafs sie an Gestalt und Ansehen, obwohl nicht an Feinheit des Porzelläns, den Riech- und Schnupftabaks-Fläschchen, wie sie noch heutiges Tags von den Chinesen verfertigt werden, vollkommen gleich sehen. Folgendes sind die nähern Umstände, die altägyptischen Flaschen betreffend.

Als die Reisenden den *Nil* aufwärts fuhren, um Alterthümer zu suchen, hielten sie bei *Coptos* an. Ein Fellah bot ihnen zwei Flaschen zum Verkauf an, die fast einerlei Gestalt und Inschriften hatten. Beide Flaschen wurden gekauft, so wie auch das Bruchstück einer Bildsäule ohne Inschrift, die aber, der Arbeit nach zu urtheilen, aus der Zeit der spätern Dynastien war. In *Coptos* sind Tempel der frühern Dynastien (Thothmes III.,

---

*) Nr. 105, Febr. 1835.

der wahrscheinlich zu Josephs Zeiten regierte) bis auf die römischen Kaiser herab; indessen scheinen alle Alterthümer kleinerer Gattung und Gröfse, welche man daselbst gekauft hat, den spätern Dynastien oder dem Zeitalter des Psammetich anzugehören. *Davis* erhielt eine von diesen Flaschen, um eine Zeichnung davon machen lassen zu können. Sie hat eine beinahe viereckige Gestalt, jedoch mit abgerundeten Ecken. Die Farbe ist ein lichtes Grün, von der Art, wie die Chinesen ihre Porzellan-Gefäfse, nicht blofs äufserlich, sondern zuweilen auch inwendig, zu bemalen pflegen. Nur zwei entgegengesetzte Seiten sind weifs. Auf der einen sieht man die Umrisse eines Gewächses, dem Anscheine nach wie mit blasser chinesischer Tusche gemalt, nämlich lichtschwarz; nur die Blume ist hellroth. Die Zeichnung ist ganz im chinesischen Styl. Auf der entgegengesetzten Seite sind fünf Charaktere, welche ganz der s. g. Currentschrift *(Running-hand)* der Chinesen ähnlich sehen. Drei davon können mit den gegenwärtigen Schriftzeichen in Uebereinstimmung gebracht werden; aber die beiden andern sind so zusammengezogen, dafs man sie nicht zu deuten vermag und die ganze Inschrift demnach unverständlich ist. Inwendig enthält das Fläschchen eine kleine Menge eines schwarzen Pulvers von kohlenartigem Ansehen. Wenn dieses merkwürdige Alterthum in *China* gefunden worden wäre, so hätte es, wegen der Uebereinstimmung mit andern noch jetzt gebräuchlichen Gefäfsen da-

selbst, wenig Aufmerksamkeit erregt; aber da es in einem *ägyptischen Grabe* entdeckt worden, so bietet sich dem Alterthumsforscher ein weites Feld zu endlosen Vermuthungen und Speculationen dar.*)

Die *lackirten* oder gefirnifsten Waaren der Chinesen stehen zwar, wie sie selbst bekennen, den japanischen dieser Art weit nach; es giebt aber einzelne geschickte Arbeiter, welche vortreffliche Artikel in diesem Fache zu liefern im Stande sind. Die chinesischen Lackirwaaren sind übrigens, von der polirten schwarzen Oberfläche der prachtvollen spanischen Wände an, die zuweilen selbst nach Europa gebracht werden, bis zu den kleinen Hausgeräthschaften herab, wie sie die Chinesen zum eigenen täglichen Gebrauch in der Gestalt von Fäfschen, Mulden, Waschgefäfsen u. dgl., wozu noch die lackirten Verzierungen an ihren Gebäuden kommen, äufserst verschieden. Die gröbern Lacksorten werden aus den Nüssen oder Samen der *Dryandra cordata*, die feinern aus dem Gummi einer Gattung *Rhus*, bereitet. Am meisten vertheuert werden alle diese lackirten Artikel durch die aufserordentliche Sorgfalt, mit welcher der Arbeiter beim Auftragen des Lacks

*) Nach dem so eben einlaufenden neuesten Hefte des Londoner *Quarterly Review*, Nr. 112 (Juli, 1836), stammen die von Lord *Prudhoe* gekauften Flaschen keineswegs aus ägyptischen Gräbern. Wahrscheinlich sind sie durch *Araber* nach Aegypten gekommen, welche in frühern Zeiten China in Handelsgeschäften besuchten.

zu Werke gehen mufs; jeder von den vielen auf einander folgenden Ueberzügen braucht eine lange Zeit, um vollkommen zu trocknen, ehe ein neuer aufgetragen werden kann. Als diese chinesischen Artikel zuerst nach Europa gebracht wurden, waren sie äufserst beliebt und die Ausfuhren von Canton sehr beträchtlich; seitdem aber die englischen Waaren dieser Art sich ansehnlich vervollkommt haben, ist der Absatz der chinesischen ziemlich unbedeutend geworden.

Die den Chinesen angeborne Geschicklichkeit, welcher sie selbst und die übrige Welt so manche wichtige und nützliche Erfindung zu verdanken haben, wird unter anderm auch von dem verstorbnen *Sir George Staunton* gerühmt, welcher in seinem Reisebericht mehre Fälle erwähnt, wo die Gesandtschaft die Hilfe der Eingebornen in Anspruch zu nehmen genöthigt war. „Zwei Chinesen" — sagt er — „packten die prachtvollen gläsernen Kronleuchter aus, welche dem Kaiser als Geschenk überbracht wurden, um sie an einer schicklichern Stelle aufzuhängen. Sie legten sie Stück für Stück auseinander und setzten sie in kurzer Zeit eben so ohne Schwierigkeit oder Versehen wieder zusammen, ungeachtet ein solcher Kronleuchter aus vielen Hundert kleinen Stücken bestand und sie nie zuvor etwas Aehnliches dieser Art gesehen hatten. Der gewölbte Glasdeckel des Planetariums war unterwegs durch das Fahren beschädigt worden. Ein Chinese besserte den Schaden aus, indem er von dem Rande einer ge-

krümmten Glasplatte ein schmales Streifchen abschnitt und es an der beschädigten Stelle des Deckels genau einfügte. Die zur Gesandtschaft gehörigen englischen Handwerker hatten mit Hilfe des Diamants vergebens ein eben so gekrümmtes Stück Glas auszuschneiden versucht. Der Chinese liefs sich übrigens bei seiner Arbeit nicht zusehen. Man versicherte aber, dafs er zuerst mit der Spitze eines glühenden Eisens auf der Oberfläche des Glases die Umrisse des auszuschneidenden Stückchens verzeichnet habe."

Was die s. g. *Schönen Künste* betrifft, so müssen, wie bei jedem Volke überhaupt, so auch bei den Chinesen, die besondern Eigenthümlichkeiten des National-Geschmacks in Anschlag gebracht werden. Die Zeichen- und Malerkunst stehen in China keineswegs in so hohem Ansehen, als in Europa; da sie also wenig Aufmunterung finden, so läfst sich auch nicht erwarten, dafs sie grofse Fortschritte gemacht haben werden. In Gegenständen, welche kein strenges Festhalten an den wissenschaftlichen Regeln der Perspective erfodern, sind die Chinesen zuweilen sehr glücklich. Sie malen Insekten, Vögel, Früchte und Blumen ganz vortrefflich, und nichts übertrifft den Glanz und die Mannichfaltigkeit ihrer Farben. Eingeborne Künstler sind oft in *Canton* und *Macao* von englischen Naturforschern zum Abbilden botanischer und zoologischer Gegenstände mit Vortheil verwendet worden. Nur das *Schattiren* können oder wollen sie sich nicht vollkommen zu ei-

gen machen, und sie widersetzen sich aufs bestimmteste der Einführung der Schatten in ihre Malerei. *Barrow* sagt: „Als verschiedene Portraits von den besten europäischen Meistern, die zu Geschenken für den Kaiser bestimmt waren, der Besichtigung ausgesetzt wurden, bemerkten die Mandarine zwar die Verschiedenheit der Farben, wie sie durch Licht und Schatten hervorgebracht werden, fragten aber, ob die Urbilder wirklich auch die linke und die rechte Seite ihres Gesichts verschieden gefärbt hätten. Sie betrachteten namentlich den Schatten der *Nase* als eine grofse Unvollkommenheit, und Einige waren sogar der Meinung, dafs *durch Zufall* ein dunkler Fleck auf diese Stelle des Gemäldes gekommen sei."

Wenn auch die Chinesen die Kunst der Perspective nicht mit aller Genauigkeit und nach wissenschaftlichen Grundsätzen anzuwenden verstehen, so darf man darum doch nicht glauben, dafs sie ganz und gar unbekannt damit seien oder sie durchaus vernachlässigten. Wenigstens in *Canton* haben die chinesischen Maler durch Betrachtungen europäischer Kunstwerke Manches in dieser Hinsicht gelernt und ihre Zeichnungen sind oft, was die Perspective betrifft, ziemlich richtig, obschon sie auf Licht und Schatten noch immer wenig Rücksicht nehmen. Die Holzschnitte in chinesischen Büchern bestehen in der Regel fast nur aus Umrissen, welche aber zuweilen sehr treu und geschickt ausgeführt sind. Am meisten sind

bei den Chinesen selbst Zeichnungen mit Wasserfarben und Tusche beliebt, welche in leichter Manier entweder auf feinem Papier oder auf Seidenzeug entworfen werden. Ein Lieblingsgegenstand ihrer Malereien ist das Bambus-Rohr, welches in allen verschiednen Stufen seines Wachsthums, vom zarten, dem Boden kaum entstiegnen Schöfsling (welcher, wie bei uns der Spargel, gegessen wird) bis zu der Zeit, wo der Stängel Blüthen und Samen trägt, dargestellt zu werden pflegt.

In Verbindung mit Zeichnung und Malerei steht die schöne Gartenkunst. *Sir William Chambers* hat allerdings in einem bekannten Werke darüber die Geschicklichkeit der Chinesen in Betreff dieser Kunst sehr übertrieben. Indessen urtheilt *Barrow*, welcher ziemlich lange in *Yuen-ming-yuen* ,,dem Garten des immerwährenden Glanzes,“ einem weitläuftigen kaiserlichen Park, nordwestlich von *Peking*, sich aufgehalten hat, nicht ungünstig darüber. ,,Die grofsen und anmuthigen natürlichen Bestandtheile“ — sagt er — ,,waren so einsichtsvoll theils von einander gesondert, theils mit einander verbunden, dafs ein recht wohlgeordnetes Ganze dadurch entstanden war, ungeachtet Alles seinen natürlichen Charakter behalten hatte. . . . Die Chinesen scheinen besonders geschickt, die Oberfläche eines gegebnen Stück Bodens durch eine zweckmäfsige Vertheilung der darauf angebrachten Gegenstände zu verschönern. Zu dem Ende waren grofse und stark belaubte Bäume vom dunkelsten Grün in den

Vordergrund gestellt, von wo aus der Ueberblick des Ganzen Statt fand, während nach dem Hintergrunde zu die Gewächse allmählich kleiner und weniger dunkelfarbig waren. Der Hintergrund selbst bestand aus unregelmäfsigen Gruppen von Bäumen, deren Laubwerk sowohl nach Beschaffenheit der Gewächse selbst, als nach den verschiedenen Jahreszeiten einen sehr mannichfaltigen Anblick gewährte. Hier und da sah man alte oder verkümmerte Bäume, die sich mühsam einen Weg durch Felsenspalten gebahnt hatten. Letztere waren theils von Natur schon vorhanden, theils durch die Kunst an geeigneten Stellen angebracht worden... Auch auf die Effekte der Verwickelung und der Ueberraschung scheinen sich die Chinesen bei der Anlage ihrer Gärten zu verstehen. In *Yuen-ming-yuen* war eine leichte Mauer errichtet in der Art, dafs, wenn man sie aus einer gewissen Entfernung durch die Zweige des Dickichts erblickte, man ein prachtvolles Gebäude zu sehen glaubte. Auf ähnliche Art waren Wassersammlungen angebracht, die das Auge angenehm täuschten..... Einige jener hohen Thürme, die die Europäer Pagoden zu nennen pflegen, waren besonders auffallende Gegenstände für weite Aussichten, und daher meistens auf erhabnen Stellen angebracht."

Die *Bildhauerkunst*, insofern man darunter die Geschicklichkeit versteht, lebende Gegenstände in Stein nachzubilden, steht bei den Chinesen auf einer sehr niedrigen Stufe der Vollkommenheit.

Man hat diese Ungeschicklichkeit, so wie überhaupt die geringen Fortschritte in allen Zweigen der schönen Künste, mit Recht der wenigen Verbindung zugeschrieben, die die Chinesen mit andern Nationen haben. Hiezu kommt noch der Mangel an einheimischer Aufmunterung, da die Staatsklugheit es räthlich findet, Alles, was der Ueppigkeit fröhnt, zu unterdrücken und nur die eigentliche Arbeitsamkeit, hauptsächlich die Hervorbringung der Lebensbedürfnisse, zu befördern. Ihre steinernen Figuren sind sowohl in Hinsicht der Form als der Verhältnisse höchst plump gearbeitet; dagegen entfalten die Chinesen eine nicht geringe Geschicklichkeit im Modelliren mit weichen Stoffen. Aus dieser Ursache werden auch ihre Gottheiten nicht in Stein, sondern in geformten Thon dargestellt. Ueberdiefs ist dabei keine besondere anatomische Kenntnifs vonnöthen, da die Figuren stets in voller Kleidung erscheinen. Doch ist diese Letztere, was den Faltenwurf betrifft, meistens mit bemerkenswerther Richtigkeit und Geschicklichkeit ausgeführt.

In Betreff der *Musik* der Chinesen sagt Herr *Hüttner*, ein Begleiter Lord Macartney's auf seiner Gesandtschaftsreise nach Peking, dafs ihre Tonleiter nach unsern europäischen Begriffen sehr unvollkommen und die Verbindung harter und weicher Tonarten sehr ungeschickt sei. Die chinesischen Tonkünstler, welche er spielen hörte, schienen weder eine Kenntnifs der halben Töne, noch einen Begriff von Harmonie und den ver-

schiednen Stimmen in der Musik (Diskant, Tenor, Bafs) zu haben. Wie grofs auch die Anzahl der Musiker sein mochte, so spielten doch alle eine und dieselbe Melodie und nur in wenigen Fällen spielten einige Instrumente diese Melodien um eine Oktave tiefer als die andern. Uebrigens ist die Musik in China von hohem Alter. *Kong-fu-tse* erwähnt ihrer häufig in seinen Schriften und ermuntert das Volk, sich damit zu beschäftigen. Gleichwohl mufs man sich wundern, dafs diese Kunst im Laufe so vieler Jahrhunderte sich auf keine höhere Stufe emporgeschwungen hat, als auf welcher man sie jetzt erblickt. Zu bemerken ist noch, dafs die Chinesen gewisse Charaktere haben, mit welchen sie die Töne ihrer beschränkten Scale bezeichnen können. Ob aber diese Art von Noten ihnen schon von Alters her eigenthümlich, oder erst durch die Jesuiten erfunden worden, ist nicht ausgemacht. Indessen scheint das Letztere der Fall zu seyn. Wenigstens wird erzählt, dafs der Kaiser *Kang-hei* sehr erstaunt gewesen sei, als er gesehen habe, wie der Pater *Pereira* die chinesischen Melodien in Noten aufgeschrieben und sie nachher vollkommen gleich wieder nachgespielt habe. Wenn dem Kaiser schon eine Tonschrift überhaupt bekannt gewesen wäre, so würden ihn die europäischen Noten gewifs nicht überrascht haben.

Die Tonwerkzeuge der Chinesen sind zahlreich und mannichfaltig. Sie bestehen in verschiednen Arten von Lauten und Guitarren, man-

cherlei Flöten und andern Blasinstrumenten, einer quikenden Geige mit drei Saiten, einer Art von Hackebret mit Drahtsaiten, welche mit zwei dünnen Bambusstäbchen geschlagen werden, Glockenspielen und Trommeln mit Schlangenhaut überzogen. Die Geigen und Guitarren sind, anstatt der Darmsaiten, mit seidnen und metallnen Saiten bezogen. Noch ist zu bemerken, dafs die Chinesen ein feines Ohr für Musik haben und auch an europäischen Instrumenten Gefallen finden.

Unter den chinesischen Instrumenten darf eines nicht zu erwähnen vergessen werden, welches ziemlich genau die Töne unserer *Sackpfeife* hervorbringt, jedoch ohne das anhaltende tiefe Brummen, welches mit der Letztern verbunden ist. Auch sind die Melodien der chinesischen und der schottischen Instrumente dieser Art so genau übereinstimmend, dafs sie von jeher die Aufmerksamkeit der Schotten, welche nach China gekommen, erregt haben. Andererseits hat sich diese Ueberraschung auch bei den Chinesen kund gegeben. Als einst ein hochländischer Sackpfeifer nach *Canton* gekommen war und dort bei einer lustigen Versammlung schottischer Matrosen aufspielte, waren die Chinesen nicht weniger verwundert über seine malerische Nationaltracht, als entzückt über die Töne, welche er seinem Instrumente zu entlocken wufste.

Zum Beschlusse dieses Artikels wollen wir noch einiger Geschicklichkeiten der Chinesen er-

wähnen, die mit ihrer *wissenschaftlichen* Bildung in Verbindung stehen.

Die Chinesen bringen alle menschlichen Kenntnisse unter drei Hauptabtheilungen: *Himmel*, *Erde* und *Mensch*. Eine wohlbekannte Encyclopädie, in 64 Bänden, welche unter dem Titel *San-tsae-too-hoey* gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts erschienen ist, besteht aus Holzschnitten mit erläuterndem Text, und ist nach jenen drei Haupt-Rubriken abgetheilt. Indessen wird dieses Werk von den Chinesen selbst, als nur von einem einzelnen Manne verfafst und meistens aus Bildern bestehend, nur für eine oberflächliche Arbeit erklärt, welche bei weitem noch keine vollständige Uebersicht ihrer gesammten Gelehrsamkeit zu gewähren im Stande ist. Unter der Rubrik *Himmel* wird die Astronomie (oder vielmehr Astrologie, nebst dem, was sie von den Jesuiten gelernt haben,) abgehandelt. Die Abtheilung *Erde* umfafst hauptsächlich die dürftigen geographischen und naturhistorischen Kenntnisse der Chinesen. Am reichhaltigsten ist die dritte Abtheilung, der *Mensch*. Sie enthält Darstellungen berühmter Personen aus der Geschichte und verschiedner Menschenstämme. Dann wird der chinesische Jahreszirkel (der eigentlich in der ersten Abtheilung vorkommen sollte) nebst den Zahlenverbindungen des *Fo-hei* abgehandelt. Hierauf folgen: Gebäude, Hausgeräthschaften, Werkzeuge, und friedliche Gewerbe, Waffen, Holzschnitte mit anatomischen Gegenständen, Kleidertrachten, Spiele,

Proben alter Inschriften, Naturgeschichte mit Anwendung auf Heilkunde, Leibesübungen, endlich Proben von Münzen.

Obwohl die theoretischen Wissenschaften bei den Chinesen noch sehr wenig vorgeschritten sind, so ist doch der praktische Sinn des Volks auf manche Resultate gekommen, die bei uns erst Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen gewesen seyn mögen. Die Chinesen legen überhaupt keinen Werth auf abstrakte Wissenschaft, als solche, sondern fragen überall nach dem Nutzen derselben. Man könnte eine erstaunliche Menge Fälle anführen, wo die Chinesen mehr durch bloſsen Zufall auf nützliche Erfindungen gekommen zu seyn scheinen, ohne irgend einen Leitfaden wissenschaftlicher Art dabei gehabt zu haben. Indessen fehlt es auch nicht an Beispielen, wo sie in dieser Hinsicht den europäischen Missionären Vieles zu verdanken haben möchten. Ohne etwas von jenen Lehren der Optik zu wissen, welche die Brechung des Lichts bei seinem Durchgange durch Linsen von verschiedener Gestalt zum Gegenstande haben, kennen sie gleichwohl den Gebrauch der *Brillengläser* (oder eigentlich Krystalle), um der Schwäche des Gesichts zu Hilfe zu kommen. Bei der schlechten Beschaffenheit ihres eignen Glases ersetzen sie dasselbe durch die Anwendung des *Bergkrystalls*. Aus der eigenthümlichen Art, wie sie die Brille aufsetzen und mittelst seidner Schnüre, an welchen Gewichte hangen, hinter den Ohren befestigen, könnte man

freilich schliefsen, dafs es eine einheimische Erfindung sei.

Um die Augen gegen den Glanz der Sonne zu schützen, bedienen sie sich eines durchsichtigen Minerals, welches sie *Tscha-schi* oder „Theestein" nennen, weil es der Farbe nach einem schwachen Aufgusse schwarzen Thees ähnlich sieht. Wahrscheinlich ist es Rauchquarz. Man weifs, dafs Chinesen versucht haben, unsere Teleskope nachzubilden; aber wo es sich um etwas wissenschaftliche Kenntnifs handelte, nämlich bei Instrumenten, die aus zusammengesetzten Linsen bestehen, da schlugen ihre Versuche natürlich fehl. Indessen wurde Brewster's Kaleidoskop, sobald die ersten Muster davon nach *Canton* gelangten, sehr leicht nachgeahmt. Die Chinesen fanden aufserordentliches Vergnügen daran; eine ungeheure Menge wurde verfertigt und weiter landeinwärts geschickt, wo sie unter dem Namen *Wan-hua-tung* (Röhren von zehntausend Blumen) den stärksten Absatz fanden.

Dafs die *Heilkunde* der Chinesen mit der *Sterndeuterei* zusammenhangt, darf uns nicht wundern, da ja dieses selbst in Europa, namentlich in Frankreich und England, noch am Anfange des vorigen Jahrhunderts der Fall war. Ihre ganze medicinische Kenntnifs beruht auf folgendem Schema ihrer Naturlehre. Es giebt 5 *Planeten:* Saturn, Jupiter, Mars, Venus und Merkur. Diesen entsprechen (in derselben Reihenfolge) die 5 *Eingeweide* des Menschen: Magen, Leber, Herz,

Lunge und Nieren; ferner die 5 *Elemente:* Erde, Holz, Feuer, Metall und Wasser; die 5 *Farben:* Gelb, Grün, Roth, Weifs und Schwarz; endlich die 5 Gattungen des *Geschmacks:* Süfs, Sauer, Bitter, Stechend und Salzig. Indessen scheinen doch nicht alle chinesischen Aerzte blindlings diesem Systeme zu folgen, sondern mit Hilfe der Beobachtung und des gesunden Verstandes nicht selten das Rechte zu treffen. *Dentrecolles* übersetzt eine ärztliche Abhandlung, von einem chinesischen Praktiker verfafst, welche unter dem Titel *Tschang-sing* (Langes Leben) recht brauchbare Bemerkungen über Diät und Lebensweise enthält. Sie besteht aus vier Capiteln: Leidenschaften, Nahrungsmittel, Tagesbeschäftigungen und Nachtruhe.

Wie Dr. *Abel* bemerkt, enthalten die Apotheken der Chinesen ein gewaltiges Verzeichnifs von einfachen Arzneikräutern, einigen Gummi-Gattungen und Mineralien. Diese Arzneien werden in kleinen Päckchen verkauft, jedes eine Dosis enthaltend und mit einem Papierumschlage versehen, auf welchem der Gebrauch angezeigt ist. Die Apotheken werden äufserst reinlich gehalten, und sehen mit ihren Gestellen, Büchsen etc. so ziemlich unsern europäischen ähnlich. Das Hauptwerk der Chinesen über ihre *Materia medica* ist das berühmte *Pun-tsau* (Kräuterbuch), welches sich aber nicht blofs auf Botanik beschränkt, sondern auch das Thier- und das Mineralreich umfafst. An der Spitze aller Arzneien steht das *Gin-*

seng, die Wurzel des *Panax quinque-folius*, einer in der Chinesischen Tatarei und längs der Grofsen Mauer wachsenden Pflanze (die aber auch in Nord-Amerika gefunden wird). Bekanntlich war dieses Gewächs in China ehemals so selten, dafs das drei- bis achtfache Gewicht an Silber für die Wurzel bezahlt wurde. Diese ist als kräftiges Reizmittel berühmt, soll fett machen, erschöpfte Kräfte wie durch Zauber wieder herstellen, die Ausdünstung befördern und den ganzen Leib erwärmen. Die Chinesen mischen das Ginseng unter alle übrigen Arzneimittel. Auch Thee, in seinen verschiednen Zubereitungen, ist ein sehr geschätztes Heilmittel.

In manchen Fällen ziehen die Chinesen aus Vorurtheil gewisse Stoffe andern ähnlichen vor, welche, dem Anscheine nach, dieselben Eigenschaften besitzen. So erhalten sie z. B. vom *Laurus camphora*, einem grofsstämmigen Baume, der sehr häufig in China wächst, auf eine leichte und wohlfeile Weise sehr viel Kampher, welcher zu äufserst geringen Preisen, das Pfund zu 8 bis 10 Kreuzer, verkauft wird. Statt dessen aber bedienen sie sich als Heilmittel einer Gattung Kampher, welche in kleinen Stückchen von der Gröfse einer Erbse aus *Sumatra* und *Borneo* kommt, wo man sie in krystallinischem Zustande aus dem Innern des *Dryobalanops camphora* gewinnt. Diese Gattung aber kostet in Canton das Pfund an 40 fl. Conv. Münze. — Unter die kräftigsten Mittel gegen örtliche Schmerzen rechnen

sie die Anwendung der *Moxa*. Man bereitet diese, indem man die Stängel einer *Artemisia*, von den Chinesen *gae-tsau* genannt, in einem Mörser zermalmt und dann die zartesten Fasern heraussucht. Diese werden nun auf den schmerzhaften Theil gelegt und angebrannt, wobei sie sich schnell verzehren, ohne bedeutende Schmerzen zu verursachen. Die Fasern der Artemisia werden von den Chinesen auch als Zunder beim Anbrennen ihrer Tabakspfeifen gebraucht, nachdem man sie vorher in eine Salpeter-Auflösung gelegt hat. Das Anzünden geschieht mit Stein und Stahl, oder auch mit einem kleinen Brennglase.

Ein Arzt, den Dr. *Abel* in *Canton* kennen lernte, war in der Anatomie ganz und gar unwissend. Es war ihm zwar nicht unbekannt, dafs es solche Eingeweide gebe, welche man Herz, Lunge und Leber nennt; aber er wufste nicht, wo sie lagen, oder suchte sie, wie Molière's *Médecin malgré lui*, auf der unrechten Seite des Körpers. Da die Chinesen keine Zergliederung des Menschen, nicht einmal die Ablösung eines Gliedes (das Köpfen gewisser Verbrecher ausgenommen) vornehmen: so entbehren sie freilich alle Kenntnifs des Baues und der Verrichtungen der wichtigsten Lebens-Organe. Indessen sind sie doch ziemlich mit dem Knochen-System bekannt. Die Ehrfurcht, welche sie den Ueberresten ihrer verstorbnen Anverwandten beweisen, ist so grofs, dafs sie, z. B. bei einer Wohnungsveränderung, oft das ganze Skelett auseinander

nehmen und die einzelnen Knochen in ein Gefäfs legen, um sie mit fortschaffen zu können. Jeder Knochen wird dabei besonders aufgeschrieben und mit seinem gehörigen Namen bezeichnet. Den Beschlufs macht der Schädel.

Ist ein Arzt unglücklich in der Behandlung seines Kranken, so zieht er sich mit dem chinesischen Sprichwort zurück: „dafs es nur Arzneien gegen die Krankheit, aber keine gegen das Schicksal gebe." Der schlechte Zustand der Heilkunst läfst sich übrigens theils durch die geringe Achtung erklären, welche der ärztliche Stand geniefst, theils auch dadurch, dafs es keine öffentlichen Lehranstalten dafür giebt, und der Anfänger gezwungen ist, bei einem ältern erfahrnen Arzte förmlich in die Lehre zu gehen. Dafs es aber Einzelnen gelingt, zu besonderem Ansehen und beträchtlichem Vermögen zu gelangen, zeigt das Beispiel eines vielbeschäftigten Doktors in *Canton*, der sich vom gemeinen Arzneien-Hausirer zum medizinischen Orakel der ganzen Nachbarschaft emporgeschwungen hat. Sein Haus ist schon am frühen Morgen den Patienten geöffnet, die Hilfe bei ihm suchen, und jeder Einzelne wird der Reihe nach vorgelassen. Zu bestimmten Stunden geht er aus und besucht jene Kranken, die eigens nach ihm geschickt haben. Er spricht nicht viel und am allerwenigsten erklärt er sich über sein Heilverfahren; indessen sagt man, dafs die meisten seiner Kranken glücklich genesen.

Was die mit der Heilkunde in Verbindung

stehende *Chemie* betrifft, so sind die Chinesen in mancher Hinsicht darin weiter vorwärts als in der Heilkunde selbst. Es scheint, dafs sie, z. B. eine Mannichfaltigkeit von Quecksilber, Zubereitungen besitzen, welche unsern europäischen ziemlich nahe kommen, nur dafs ihr Verfahren ungeschickt, unwissenschaftlich, in Absicht des Erfolgs unsicher und mit gröfserm Kostenaufwand verknüpft ist. Obwohl unbekannt mit der *mechanischen Kraft* des Dampfes, kennen sie doch die grofse *Hitze* desselben, wenn er in einen kleinen Raum gepreſst wird, und machen davon bei ihrer täglichen Kocherei Gebrauch. Zu diesem Behuf haben sie einen grofsen eisernen Kessel, welcher das siedende Wasser enthält. Ueber diesem bringen sie ein hölzernes Gestell in Form eines gleichseitigen Dreiecks an und auf dasselbe legen sie ein siebförmiges Gefäfs, welches Reifs oder anderes Gemüse enthält. Diese Gegenstände werden nun blofs durch Dampf gekocht, dessen Entweichen ein hölzerner Deckel verhindert. Die Chinesen verstehen sich auch auf das *Destilliren* und bereiten verschiedene gebrannte Wasser, von welchen die beste Sorte dem englischen Whiskey gleich kommt.

VI.

EINIGES ÜBER HAÏTI.

(NACH HANNA.)

Unter dem Titel: „*Notes of a Visit to some Parts of Haïti, Jan., Febr.* 1835," hat ein anglikanischer Geistlicher auf der Insel Jamaika, Namens *S. W. Hanna*, vor Kurzem eine kleine Sammlung vermischter Beobachtungen herausgegeben, welche er auf einem kurzen Ausfluge nach einigen Theilen dieser interessanten westindischen Insel zu machen Gelegenheit hatte. Obwohl der Verfasser bei seiner Reise zunächst nur den Zweck hatte, sich aufzuheitern und seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen: so enthalten seine flüchtigen Beobachtungen doch Manches, was auch die Leser unsers Taschenbuches ihrer Aufmerksamkeit würdig finden dürften, um so mehr, da noch kein Artikel über Haïti in den bisherigen Jahrgängen desselben erschienen ist.

Herr *Hanna* verliefs Jamaika auf dem Schiffe „der Donner" *(The Thunder)*, am 8. Jan. 1835 und landete am 13. dess. Mon. etwa 23 engl.

Meilen östlich vom *Cap Tiburon*, an der Küste des Departements des Süden, ein wenig westlich von dem kleinen Dorfe *Les trois Rivières* (die drei Flüsse). Ein Spaziergang durch das Dorf, während Capitän *Owen*, der Befehlshaber des Schiffs, Messungen an der Küste vornahm, überzeugte den Verfasser, dafs sich die schwarzen Einwohner in einem bessern Zustande befanden, als die Neger auf Jamaika. Beide Geschlechter trugen ostindische Tücher von glänzenden Farben um den Kopf gewunden. Sie waren sehr höflich und versprachen Milch, frische Butter, Eier, Kokosnüsse etc., soviel davon verlangt wurde, an den Strand zu bringen.

Am 15. Jan. fuhr der Verfasser mit dem Capitän in einem Boote nach der kleinen *Kuh-Insel (Isle de Vache)*. Diese Insel ist 9 engl. Meilen lang, mit Gesträuch bewachsen und hat in der Mitte einen grofsen Teich voll brakischen Wassers. Von hier begaben sie sich nach *Cayes* (eigentlich *Les Cayes*). Diese Stadt (die Hauptstadt des Departements) hat, vom Meere aus gesehen, viel Aehnliches mit dem westlichen Theile von *Kingston* (auf Jamaika). Im Hafen lagen drei oder vier französische und amerikanische Fahrzeuge; auch war eine Anzahl Boote in verschiednen Richtungen über die Oberfläche des Hafens zerstreut. Der Landungsplatz war mit neugierigen, gröfstentheils gut gekleideten Schwarzen und Farbigen angefüllt. Es schienen viel Soldaten darunter zu seyn. Die Reisenden begaben

sich nach dem Hause des Gouverneurs oder Commandanten und wurden von einem schwarzen Offizier begleitet. Die Hauptstrafse ist gut und breit, besteht aus grofsen hölzernen Gebäuden und entfaltet zwar nirgends Reichthum oder Luxus, aber auch keinen Mangel an Reinlichkeit und hat im Ganzen ein recht anständiges Aussehen. In den untern Stockwerken waren Kaufläden mit mancherlei Gegenständen, hauptsächlich gedruckten Kattunen, Musselinen und grellfarbigen Seidenzeugen. Die Verkäuferinnen waren theils Negerinnen, theils Mulattinnen, viele stattlich aufgeputzt. *Hanna* fragte nach dem Preise verschiedner Artikel und erhielt, obwohl er nichts kaufte, überall höflich und verbindlich Bescheid.

Als die Engländer beim Commandanten ankamen, fanden sie am Eingange eine Ehrenwache, die aus sehr unmilitärisch aussehenden Soldaten in blauen Uniformen und Kappen, mit rothen Baumwollen- oder Wollen-Netzwerk überzogen, bestand. Die meisten, selbst die Schildwache, safsen auf Stühlen oder langen Bänken. Der General, Namens *Borgella*, konnte, seiner Hautfarbe nach, eher für einen Weifsen angesehen werden; es war ein schon bejahrter und wohlbeleibter Mann. Seine Wohnung war gut eingerichtet, obwohl die Möbeln mehr Prunkstücke als Sachen von wirklichem Werthe zu seyn schienen. Der Dolmetscher erklärte ihm die Beschaffenheit der Mission des Capitän *Owen*, nämlich die Küsten, Inseln, Häfen etc. aufzunehmen und zu verzeich-

18 *

nen. Auch übergab ihm der Capitän selbst zwei Briefe, die er bei einem frühern Besuche der Insel vom Sekretär des Präsidenten von Haïti erhalten hatte. Diese Briefe schienen den Commandanten vollkommen zufrieden zu stellen; sie billigten nicht nur das Unternehmen des Capitäns, sondern boten ihm auch von Seiten der Regierung Haïti's jede mögliche Unterstützung an.

Ein ansehnlicher Irländer nahm die Reisenden für die Nacht bei sich auf, und führte sie Abends zu einem Herrn *Townings*, aufserhalb der Stadt, an welchen der Capitän Empfehlungsschreiben hatte. Dieser erzählte den Engländern viel von dem gedrückten Zustande des Landes etc. Er sagte unter andern, dafs kaum noch Zucker bereitet und der Saft des Zuckerrohrs meistentheils nur bis zur Molasse gebracht würde; der vorzüglichste, ja beinahe der einzige Ausfuhr-Artikel sei Kaffee, welcher aber vom Centner einen Dollar Ausfuhrzoll bezahlen mufs. Andere Nachrichten erklärten diese Darstellung für etwas übertrieben. Die Ausfuhr von Mahagony, wenn auch nicht aus der Umgebung von *Cayes*, doch aus andern, namentlich aus den östlichen, Theilen der Insel, ist beträchtlich. Die Einwohner in der Nähe von Cayes bereiten eine Menge trefflichen Syrups; er hat eine glänzende Bernsteinfarbe, ist von herrlichem Geschmack und ersetzt den Zukker vollkommen. Die ungeheure fruchtbare Ebene um *Cayes*, welche sich auf 40 engl. Meilen weit ausbreitet, liefert gegenwärtig 3 Mill. Pfund Mo-

lasse. Der daraus erzeugte Rum wird auf der Insel selbst zu höhern Preisen angebracht, als man ihn in England oder auf andern europäischen Märkten verkaufen könnte.

Herr *Hanna* unterhielt sich mehrmals mit verschiednen wohlgekleideten schwarzen Einwohnern, theils Soldaten, theils Civilisten, und war sehr befriedigt. Sie schienen im Ganzen verständige Leute und über viele Gegenstände, die ihr Interesse berührten, wie die Angelegenheiten des täglichen Lebens, wohl unterrichtet zu seyn. Der Irländer *Roberts* (ein Mann, der gegen die Eingebornen nicht eben freundlich gesinnt war) versicherte, dafs man mit der gröfsten Summe Geldes von einem Ende der Insel bis zum andern reisen könne, ohne etwas von Räubern befürchten zu dürfen.

Die Weifsen sind übrigens sehr gedrückt. Keiner durfte nach den bisherigen Gesetzen Grundeigenthum auf der Insel besitzen; indessen soll in Betreff dieses Punktes seit 1835 eine Milderung, wo nicht gar Aufhebung des Gesetzes, eingetreten seyn. Auch darf kein farbiges Mädchen einen weifsen Mann heirathen, wenn sie nicht ihre Rechte als Staatsbürgerinn verlieren will. Herr *Hanna* erzählt zum Beweis, was die Schwarzen sich erlauben dürfen, folgenden Vorfall. Ein englischer Arzt, Dr. *Daglish*, ein grofser Jagdliebhaber, schofs drei oder vier Schnepfen; aber ein Farbiger, welcher zur Jagdgesellschaft gehörte, machte Anspruch auf eine dieser Schnepfen,

indem er behauptete, dafs *er* sie geschossen habe. Dr. *Daglish*, obwohl vom Gegentheil überzeugt, sagte sogleich: „O ja freilich; Sie haben sie geschossen; hier nehmen Sie sie, und reden Sie nicht weiter davon.“ Alle übrigen Anwesenden versicherten, dafs in dergleichen Fällen dem Weifsen nichts übrig bleibe als nachzugeben, indem man bei den Gerichtsbehörden selten auf unpartheiische Entscheidung rechnen dürfe.

Ein paar Tage später unternahmen Capitän *Owen*, unser Geistlicher und ihre beiden Landsleute einen Ausflug zu Pferde in die Gegend um *Cayes*. Auf dem Wege durch die Stadt hatten sie Gelegenheit, sich von den Verwüstungen zu überzeugen, welche der schreckliche Orkan vom 12. August 1831 angerichtet hatte. Ganze Strafsen waren zerstört, fast alle Häuser abgedeckt und manche selbst bis auf die Grundmauern dem Boden gleich gemacht. Ein ganz besonderer Fall wurde erzählt, wo der Sturm die Wände eines Hauses in Masse aufgehoben und weggeführt hatte, während das Dach zu Boden fiel und den Raum bedeckte, welchen das Haus selbst eingenommen hatte. Wahrscheinlich war das Dach nur leicht auf den Mauern befestigt gewesen und hatte bei horizontaler Lage von dem seitwärts kommenden Winde weniger zu leiden als die aufrecht stehenden Mauern, die diesem ihre ganze Oberfläche darboten. Fast an 2000 Menschen kamen ums Leben, obgleich der Orkan nur drei Stunden dauerte.

Die Engländer ritten auf einer alten, noch aus der französischen Zeit herrührenden, Strafse, welche sich aus Mangel an Ausbesserung in einem sehr elenden Zustande befand. Sie kamen an verschiednen Wachtposten vorbei. Die Schildwachen lagen, anstatt auf und ab zu gehen, entweder in Hangematten oder auf dem Erdboden, oder sie safsen auf Stühlen. Die Reisenden besuchten das Gut *Charpentier*, eine kurz vor der Revolution errichtete Zuckerpflanzung. Es gehört jetzt einer farbigen Frau und war von seinem ehemals blühenden Zustande gänzlich herabgekommen. Auf dem Wege dahin waren sie Zeugen eines Beispiels von Grausamkeit und Ungerechtigkeit. Ein armer Mann, dessen vornehmster Reichthum in einer Kuh bestand, hatte aus Unvorsichtigkeit das Thier in seines Nachbars Eigenthum einbrechen lassen. Dieser hatte auf dasselbe geschossen, und der Besitzer war eben beschäftigt, die Wunde zu verbinden. Die Gesetze bieten keine Abhilfe gegen dergleichen Unfug dar.

Die Kaffee-Pflanzungen in den Gebirgen und höher gelegnen Gegenden des innern Landes sollen, wie man unsern Reisenden versicherte, in einem schlechten Zustande seyn. Der meiste Kaffee, welchen man ausführt, wird von Bäumen gewonnen, die noch die ehemaligen französischen Eigenthümer gepflanzt haben. Diese sind aber so hoch emporgewachsen und so schlecht gepflegt worden, dafs sie eher einem wilden Guava-Gebüsch, als einer Kaffeepflanzung, ähnlich sehen.

Manche Aeste sind so aufgeschossen, dafs der Beerensammler sich eines Hakenstocks bedienen mufs, um sie herunterzuziehen. Bekanntlich dürfen die besten Kaffeebäume keine gröfsere Höhe als fünf Fufs über dem Boden erreichen.

Der sittliche und religiöse Zustand der Einwohner von *Cayes* erschien unserm Verfasser in einem sehr ungünstigen Lichte. Obwohl sie äufserlich dem katholischen Glauben zugethan sind, so scheint doch noch viel afrikanisches Heidenthum vorhanden zu seyn. Es ist kein Bischof, keine oberste Kirchengewalt, auf der Insel. Der katholische Bischof der Vereinigten Staaten hatte nicht lange vor der Ankunft der Engländer die Insel besucht, und man glaubte, dafs er mit dem Präsidenten in Betreff kirchlicher Angelegenheiten unterhandeln werde. Einstweilen wurden die Geistlichen von ihren verschiednen Gemeinden unterhalten, aber ihre Rechte und Pflichten sind keineswegs durch gesetzliche Vorschriften bestimmt. In *Cayes* ist eine Schule für Kinder von Militär-Offizieren, die aber wenig besucht werden soll.

Am 19. Jänner ging der Thunder im Hafen von *Jacmel* vor Anker. Diese Stadt gehört zum Departement des Westen und liegt im Hintergrunde einer kleinen Bay, auf einer mäfsig grofsen Ebene. Sie hat vom Ankerplatze ein recht freundliches Ansehen, da die gröfsten und schönsten Häuser auf höher gelegnen Stellen liegen, so dafs sie über die andern emporragen. Merkwürdig ist, dafs der vorhin erwähnte Orkan, welcher 1831

Cayes zerstörte, in *Jacmel* nur von geringer Heftigkeit war und wenig Schaden anrichtete. Bei *Cap Tiburon* spürte man gar keinen Wind, sondern nur das Meer war in starker Bewegung.

Hanna bezog in *Jacmel* eine Wohnung bei einem reichen englischen Kaufmann, während das Schiff, seiner Bestimmung gemäfs, weiter segelte. Auf einem Spazierritte in der Nähe der Stadt sahe er eine Menge Knaben und Mädchen aus einem Flusse Wasser holen, welches in kleinen Fässern auf Eseln nach der Stadt geschafft wurde. Esel dienten auch Soldaten und Offizieren zum Reiten. Am Flusse waren viele Weiber der niedrigsten Klasse mit Waschen beschäftigt. Sie hatten sämmtlich ein sehr anständiges Aussehen und waren reinlich gekleidet. Ueberhaupt schienen die Weiber der Schwarzen sehr für Putz eingenommen, und man sah an einer und derselben Person, besonders wenn sie zu den wohlhabenden gehörte, vielleicht ein halbes Dutzend Farben, z. B. ein gelbes oder rothes Kopftuch, ein blaues oder grünes Halstuch, weifsseidne Strümpfe mit bunten Zwickeln und hellgrüne oder purpurrothe Schuhe. Einen angenehmen Eindruck machen die reinlichen Häuser. Dagegen sind die Strafsen und Wege ganz abscheulich, voll Löcher, Höcker und loser Steine. Merkwürdig contrastiren damit die oft zierlich eingerichteten und meistens wohlversehenen Kaufgewölbe, in welchen man die verschiedensten Lebensbedürfnisse und selbst Luxusgegenstände antrifft. Und diefs ist nicht blofs in der

Stadt, sondern auch in den entferntesten Vorstädten der Fall. Die Einwohner sind höflich und zuvorkommend. Sie gleichen in ihrem Bestreben, sich dem Fremden, der die Sprache nur unvollkommen spricht, verständlich zu machen und seine eignen Sprachfehler zu verbessern, ganz den Franzosen.

Die Umgebung von *Jacmel*, welche *Hanna* in verschiednen Richtungen mehre Meilen weit durchstreifte, scheint eine von kurzstämmigen Bäumen und Strauchwerk bedeckte Wildnifs zu seyn. Am häufigsten findet man Campesche-Holz und Cashaw. Die Strafsen sind im elendesten Zustande und für jede Gattung von Räderfuhrwerk ganz unbrauchbar. Selbst die nach *Port au Prince*, der Hauptstadt von Haïti, führende grofse Strafse hat zwar da, wo sie *Jacmel* verläfst, eine ansehnliche Breite, wird aber gar nicht ausgebessert. Allmählich wird sie schmäler, windet sich durch lange Strecken von Gesträuch und geht endlich, so wie sie das Gebirge erreicht, in einen blofsen Saumpfad über. In westlicher Richtung von der Stadt kommt man allmählich zu Pflanzungen von Pisang und Zuckerrohr; auch giebt es hier treffliches und ausgebreitetes Wiesenland, auf welchen schöne Viehheerden weiden.

Im Hafen von *Jacmel* lagen damals vier Bricks verschiedner Nationen — Engländer, Franzosen, Belgier und Amerikaner. Die Ladungen, welche sie einnahmen, bestanden in Kaffeh und Brasilienholz,

von welchem letztern eine gewaltige Menge am Strande aufgespeichert lag.

Auch die beiden *Begräbnifsplätze*, der Alte und der Neue, entgingen der Aufmerksamkeit unsers Reisenden nicht. Jener liegt am westlichen Ende der Stadt. Die Gräber sind gröfstentheils mit weifsen Steinen bedeckt, manche selbst mit Marmor-Denkmählern geziert. Die Inschriften, meistens französische Verse, liefsen sich lesen. Ein recht guter Grabstein von Marmor bedeckte die Gebeine eines Afrikaners. „Wie lange" — dachte der Verfasser, als er die Inschrift las, — „müfste ein Eingeborner von Afrika in *Jamaica* begraben seyn, ehe er ein solches Denkmahl erhielte!" Mitten auf dem Gottesacker erhob sich ein sehr hohes hölzernes Kreuz, und vor vielen Gräbern brannten Lampen, aus zerbrochnen Schalen von Kokosnüssen, mit Oel und Dochten, bestehend. Der ganze Grund war mit mancherlei wilden Zwergbäumen und Gesträuch bedeckt.

Jeden Sonnabend und Sonntag wird in Jacmel Markt gehalten. Es war ein geräumiger Platz, mit vielen Buden, hölzernen Tischen und Bänken besetzt, auf welchen die gröfste Mannichfaltigkeit von Lebensmitteln, Hausgeräthschaften, Kleidungsstücken, Putzsachen etc. etc. zum Verkauf ausgebreitet lagen. *Hanna* kaufte unter andern zwei französische Gebetbücher, in *Port au Prince* gedruckt, und zwar besser, als er dergleichen in Jamaica gedruckt gesehen hatte; die Schrift (wahrscheinlich in den Vereinigten Staaten gegossen)

war vortrefflich. Er wurde, ungeachtet man es ihm ansehen mufste, dafs er ein Fremder war, nirgends übertheuert oder (mit Ausnahme eines einzigen Falles) betrogen. Er fand die Preise der Artikel fast genau so, als sie ihm von seinen Freunden, bevor er auf den Markt ging, waren angezeigt worden.

Der 25. Jänner war ein Sonntag. Hanna besuchte zeitig früh die Kirche. Auf dem Platze vor dem Regierungsgebäude sah er nach drei Seiten das Militär in Kirchen-Parade aufgestellt. Am Abende vorher hatte er einigen Evolutionen desselben auf dem nämlichen Platze beigewohnt, die schlecht genug waren. Das Innere der Kirche entfaltete keineswegs die Pracht, welche man sonst in den katholischen Tempeln der vormaligen europäischen Colonien in Amerika anzutreffen pflegte. Auch war die Kirche schwach besucht. Desto lebhafter ging es, zum grofsen Aerger unsers anglikanischen Geistlischen, auf dem Platze vor derselben zu, wo stark besuchter Markt gehalten wurde. Die europäischen Protestanten, welche hier ansässig sind, haben keinen eignen Geistlichen und schienen auch, als *Hanna* ernstlich mit ihnen darüber sprach, ganz gleichgültig in diesem Punkte zu seyn. Nur ein methodistischer Geistlicher aus Amerika, ein Farbiger, bringt Sonntags in seiner Wohnung ein kleines Häuflein frommer Zuhörer zusammen. Der Verfasser bemerkt wohl mit Recht, dafs hier für europäische Missionäre noch viel zu thun und dafs es zu ver-

wundern sei, wie Haïti bisher habe vernachlässigt werden können, während doch die viel weiter entfernten Inseln des Stillen Meers täglich die Wirkungen ihrer menschenfreundlichen Bemühungen empfänden.

Am Abende desselben Sonntages wurde in der Stadt ein grofser Zettel, mit vielen darauf abgebildeten tanzenden Figuren, unter Trommelschlag herumgetragen. Es war die Ankündigung einer theatralischen Vorstellung, welche einige Stunden später Statt finden sollte. Der Schauplatz war ein ungeheures Zelt, wie man es auf den Jahrmärkten in den englischen Landstädten sieht. Es braucht nicht bemerkt zu werden, dafs der Verfasser an „dieser Entheiligung des Sabbaths" ebenfalls grofses Aergernifs nahm.

Am folgenden Tage gab es wieder eine Parade des Militärs. Das Aussehen war wie früher, nur die Offiziere hatten etwas militärische Haltung; doch gab es auch unter ihnen Ausnahmen. Einer derselben, ein 60 Jahr alter Neger, nicht gröfser als 5 Fufs 3 Zoll engl., trug einen alten aufgekrämpten Hut, unter dessen Rande das Madraser Tuch hervorragte, welches um den Kopf gewickelt war. Der blaue Rock und die Pantalons waren im Begriff, ihre ursprüngliche Farbe in ein schmutziges Schwarz umzuändern. Der Degen gehörte unter die zartesten seiner Gattungen, und durch einige Risse in der Scheide konnte man etwas von der rostigen Klinge wahrnehmen. Auf der einen Schulter safs eine buschige Masse Woll-

garn, welche die Stelle der Epauletten vertrat. Der General selbst trug eine blaue Uniform mit goldnen Tressen, die gewifs 6 Zoll breit waren, und ritt einen kleinen Pafsgänger. Diese Rasse von Pferden ist die gemeinste auf der Insel, wird aber schlecht gefüttert, da Körnergewächse sehr wenig angebaut werden. Sie sind in der Regel nicht beschlagen, indem Hufschmiedte unter die Seltenheiten der Insel gehören und nur in *Port au Prince* dergleichen anzutreffen seyn sollen. Unter den Truppen bei der Parade befand sich auch eine kleine Abtheilung Dragoner, aber ohne Pferde. Sie hatten Carabiner und lange Säbel; den Kopf bedeckten messingene Helme. Im Ganzen hatten sie ein besseres Ansehen als das Fufsvolk. Die gemeinen Soldaten von Haïti sind fast durchaus Neger, nur etwa unter 50 findet sich ein Mulatte. Dagegen ist bei den Offizieren das Verhältnifs umgekehrt, indem diese fast sämmtlich aus Farbigen bestehen. Der General aber war ein Neger.

Hanna besuchte an demselben Tage auch den Neuen Gottesacker von Jacmel. In der Mitte desselben erhebt sich ein beträchtlich hohes Denkmahl, aus vier schön gebauten offnen Bogengewölben bestehend und auf der obersten Spitze mit vergoldeten Knöpfen und Kreuzen verziert. Auf dem von den Bogenhallen bedeckten Raume waren verschiedne Marmor-Grabsteine, welche die sterblichen Reste von Angehörigen des alten schwarzen Generals *Frédérique* bedeckten und wo er

wahrscheinlich einst ebenfalls seine Ruhestätte finden sollte. Es war das gröfste und prunkvollste Grabmahl auf dem ganzen Gottesacker, trug aber eine Inschrift, welche mit den Worten anfing: „Ce *modeste* monument" etc. Noch mehre andere steinerne und marmorne Grabmähler waren zu sehen, aufserdem aber auch zahlreiche gemeine Gräber, auf welchen die Verwandten oder Freunde des Verstorbnen blofs ein schwarz angestrichnes Kreuz errichtet hatten. Die Grabschrift auf einem solchen Kreuze begann, wie folgt: „Ici repose *l'ame* de Marie" etc.

Nach einer von der Regierung der Republik vor Kurzem veranstalteten Volkszählung sollte die Bevölkerung der Insel eine *Million* betragen. Diefs wurde aber allgemein für übertrieben gehalten. General *Borgella* in *Cayes* schätzte sie auf 750,000 Seelen. — *Jacmel* hat wahrscheinlich nicht über 3000 Einwohner; *Cayes* dagegen gewifs bedeutend mehr.

Um das *Medicinal-Wesen* scheint es auf Haïti nicht besonders zu stehen. Ein englischer Arzt in Jacmel, Dr. *Daly*, sagte dem Verfasser, dafs die ihn besuchenden Kranken selten guten Rath in Bezug auf ihr Verhalten zu haben wünschten, sondern nur sogleich das „rechte Mittel" für die Krankheit kaufen wollten. Von der in andern Ländern gebräuchlichen Vorschrift, den Kopf kühl und die Füfse warm zu halten, wird in Haïti gerade das Umgekehrte beobachtet. Die Füfse stecken in leichten Pantoffeln, es mag nas-

ses oder trocknes Wetter seyn, während der Kopf nicht blofs mit einer ungeheuern verbrämten Mütze oder einem Helme bedeckt, sondern auch noch mit einem rothen, gestreiften etc. Madras-Tuche umwickelt ist.

Am 29. Juli begab sich der Verfasser wieder an Bord des Thunder, der nun die Anker lichtete. Man schiffte durch eine Gruppe kleiner grüner Inseln, die ungefähr eine halbe bis drei engl. Meilen vom Lande entfernt waren und von den Franzosen *Les Cayes* (Felsklippen) genannt werden. Sie schienen nicht bewohnt zu seyn; nur auf einer sah man eine rohe Bretterhütte, welche vermuthlich Fischern von Haïti zum zeitweiligen Aufenthalte diente. Die *Caye d'orange* lag am Eingange des Hafens *Port Louis*. Der Letztere schien in einer Entfernung von drei oder vier Meilen eine hübsche Stadt zu seyn. Ehemals war es, zur Zeit der französischen Herrschaft, eine Hauptstation ihrer Seemacht in West-Indien. Das Fort St. Louis, auf einer kleinen Insel gelegen und ehemals von grofser Wichtigkeit, liegt jetzt gänzlich in Ruinen. Nur eine halbkreisförmige Batterie, westwärts von der Stadt, am Lande, schien noch in leidlichem Stande zu seyn. Der Anblick der ganzen Umgebung mit dem Hintergrunde von fünffach übereinander emporragenden Bergen war im Glanze der Abendsonne äufserst prachtvoll.

Bei einer zweiten Landung, welche das englische Schiff in der Stadt *Cayes* machte, statteten

die Reisenden abermals einen Besuch beim General *Borgella* ab. Unser Verfasser schildert ihn als einen verständigen und edelgesinnten Mann, der, wenn er den jetzigen Präsidenten *Boyer* überleben sollte, ohne Zweifel seine Stelle erhalten dürfte, da auf der ganzen Insel kein Mann ist, der in gröfserer Achtung stünde. — Hanna besuchte neuerdings die Umgebungen der Stadt und namentlich das ungefähr 10 engl. Meilen entfernte schöne Gut *Laborde*, welches 8000 Acres Grundstücke hat und in früherer Zeit, als es noch einem französischen Besitzer gehörte, 1500 Hogsheads (gegen 7800 niederöstr. Eimer) Syrup lieferte. Gegenwärtig ist Alles im Verfall. Nur etwa vier oder fünf Jahr nach der Vertreibung der Franzosen waren die Neger thätig und betriebsam, und setzten die Geschäfte fort, zu welchen sie ihre ehemaligen Herren gewöhnt hatten. Aber die gegenwärtige Generation wird als ein, aller Anstrengung und Betriebsamkeit abgeneigtes Geschlecht dargestellt. Es hält sehr schwer, Dienstleute und Lohnarbeiter zu bekommen, und wenn man auch dergleichen erhält, so mufs sie der Herr unaufhörlich beaufsichtigen und antreiben, wenn sie etwas Ordentliches verrichten und vollenden sollen.

Verbesserungen.

S. XXVII. Z. 1 v. o. statt *Gaiward* lese man *Guimard*.
- XXV. - 8 v. u. - 1836 - - 1835.
- XCII. - 11 - - - *recht* - - *echt*.
- CX. - 6 v. o. }
- CXI. - 12 v. u. } statt *Jelagoa* lese man *Delagoa*.
- CXX. - 10 v. o. statt *Mansoon* lese man *Monsoon*.
- CXXI. - 14 - - - *wurden* - - *werden*.
- CXXVI. - 10 v. u. - *der* - - *den*.

S. 1 in der Anmerkung, statt *Scene* lese man *Scenes*.
- 66 Z. 6 v. o. statt *Aleazar* lese man *Alcazar*.
- 104 - 15 - - - *Giralde* - - *Giralda*.
- 151 Am Schlufs ist als Anmerkung beizusetzen: Die Insel hatte 1834 schon 41 Bewohner, nämlich 7 Männer, 7 Frauen und 27 Kinder.
- 169 Z. 3 v. o. ist als Anmerkung beizusetzen: Die Iwans-Glocke ist am 4. August 1836 durch den Architekten *Montferrand* aus der Grube, worin sie bisher lag, empor gezogen und auf einem Piedestal frei aufgestellt worden.
- 228 Z. 17 v. o. statt *Schantang* lese man *Schantung*.
- 229 - 2 - - - *der* - - *dem*.
- 233 - 7 v. u. statt *Absüen* lese man *Aussüen*.
- 241 - 6 - - - *werden* - - *worden*.
- 248 - 8 - - - *damasten* lese man *Damasten*.
- 251 - 10 - - - *Stratit* - - *Steatit*.
- 256 - 8 - - - ist nach *u. dgl.* einzuschalten: *besitzen*.

Druck und Papier von C. *Schumann* in *Schneeberg*.

